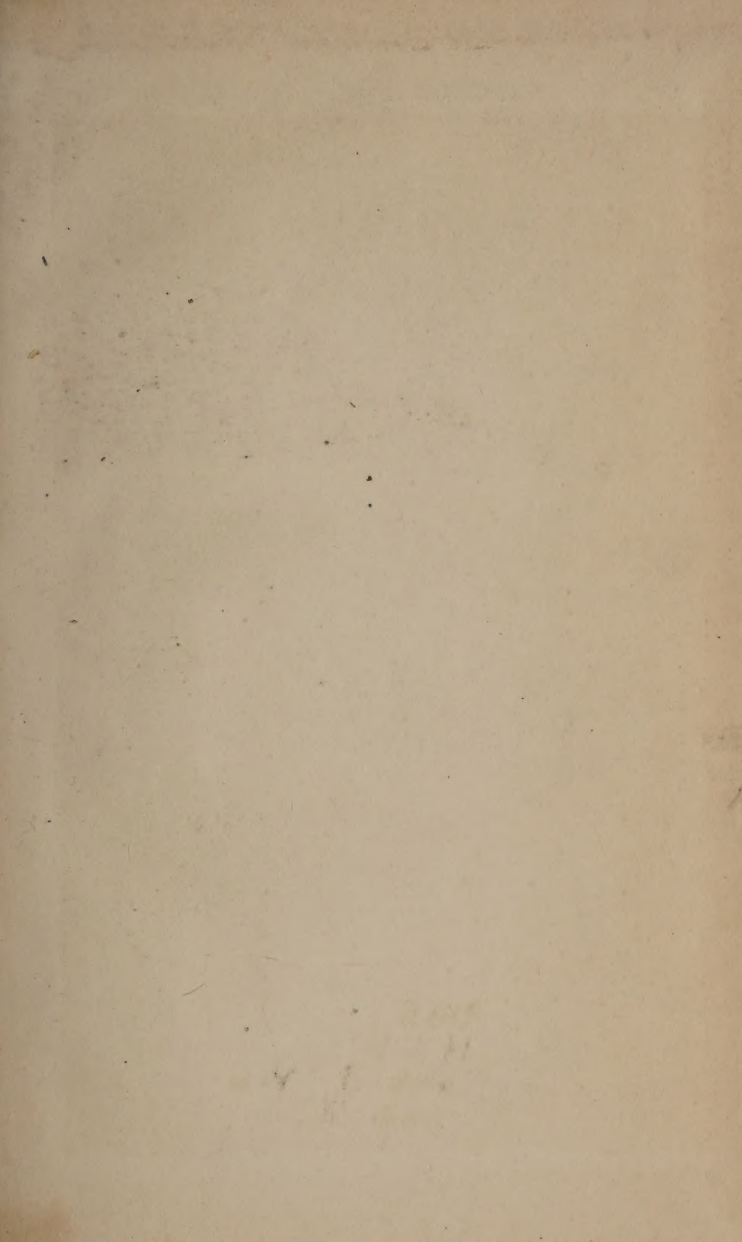
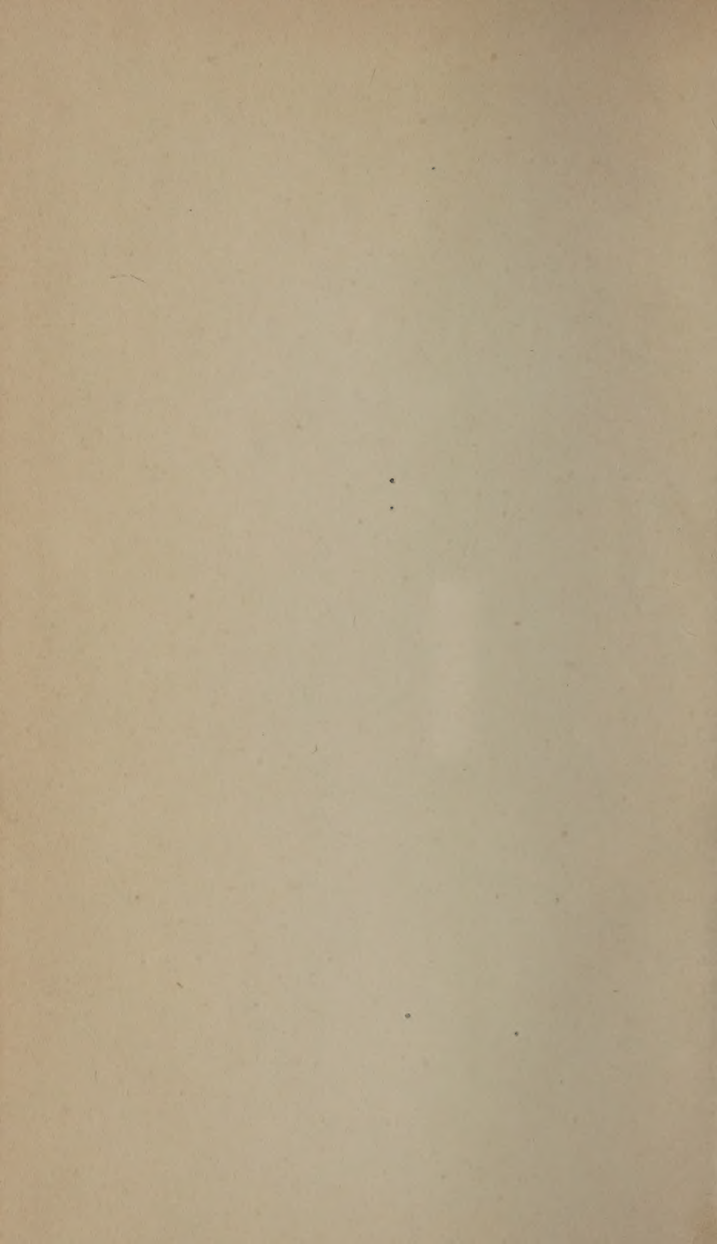
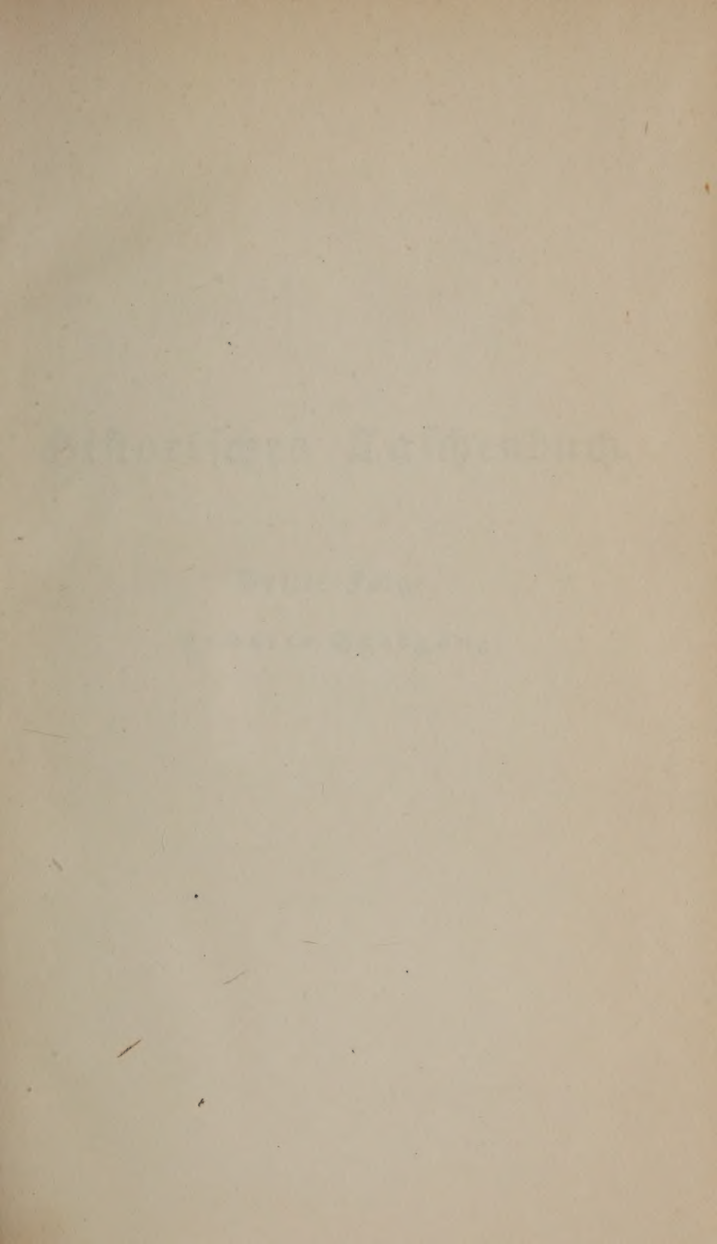
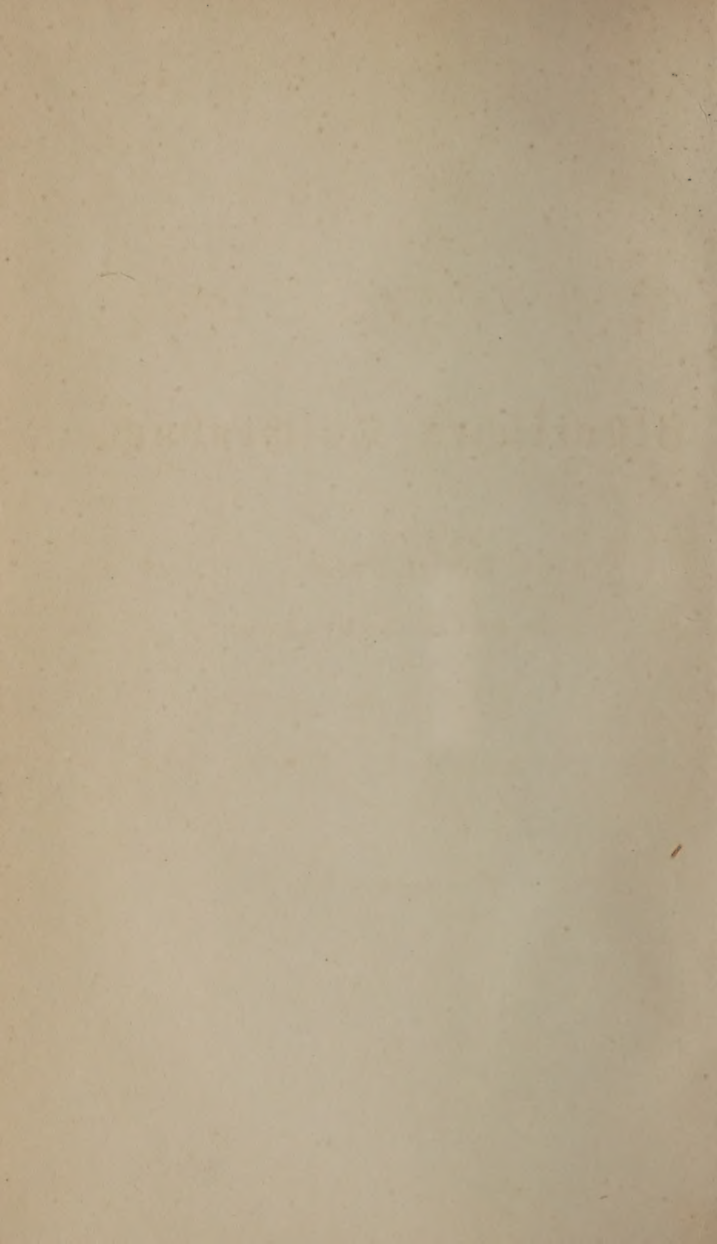










Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Sechster Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Sechster Jahrgang.

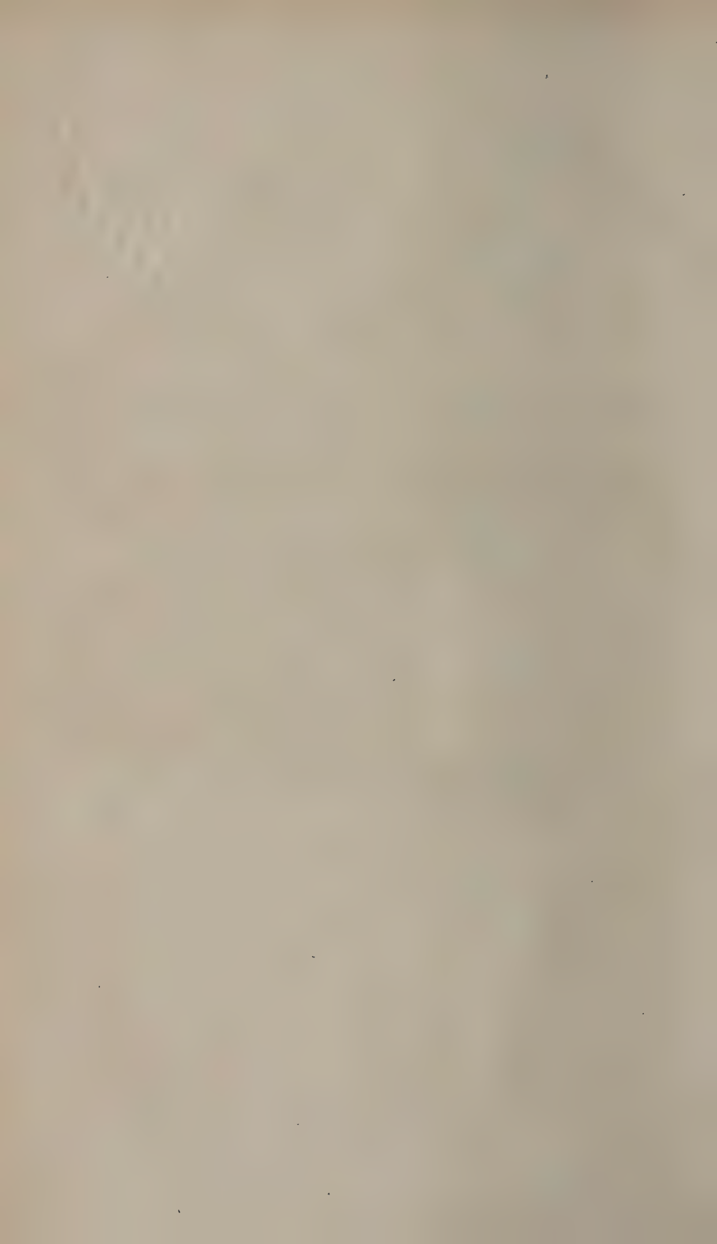
Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1855.

Inhalt.

Seite



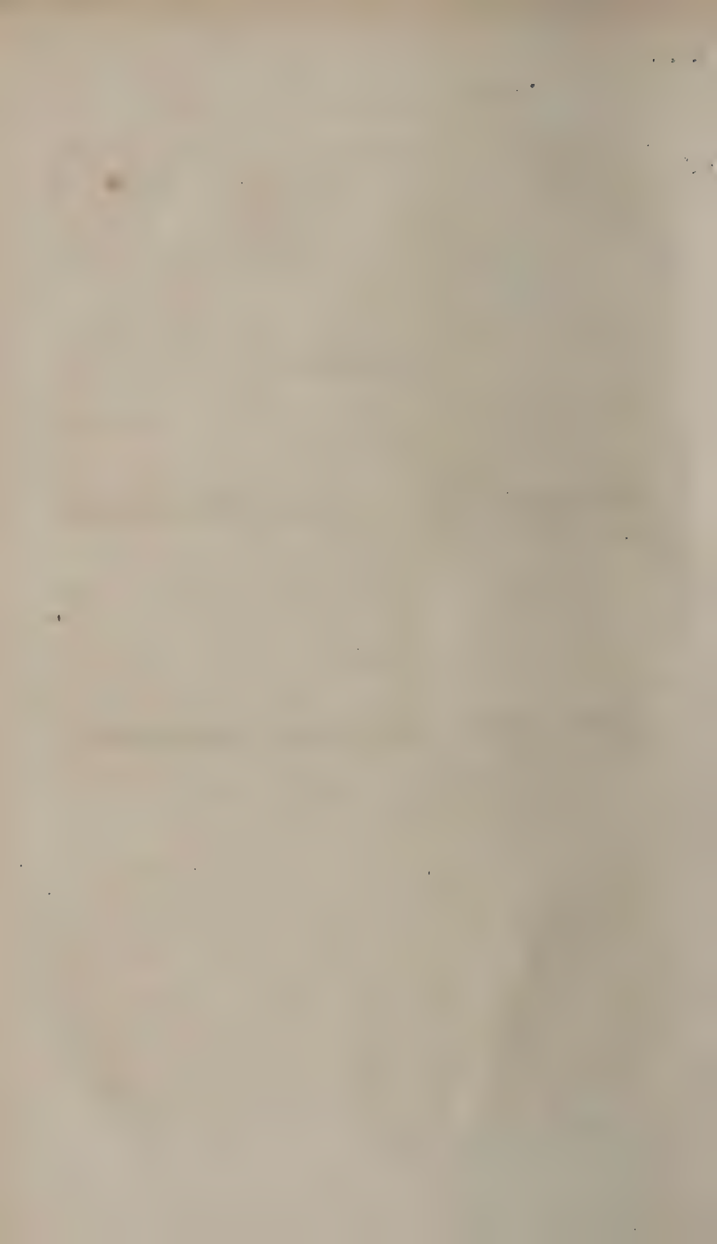
Geschichte

des

Congresses von Verona.

Von

Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.



I.

Eine Veranlassung zu einem abermaligen allgemeinen europäischen Congresse im Jahre 1822 lag sehr nahe. Schon beim Schluß des Congresses zu Laibach am 13. Mai 1821 hatte man für das folgende Jahr eine Zusammenkunft der Monarchen für nöthig befunden, welche sich vorzüglich mit den Angelegenheiten der italienischen Halbinsel beschäftigen sollte. Die Revolutionen in Neapel und Piemont waren jedoch mittlerweile ganz vollkommen unterdrückt; für Deutschland fürchtete man nach Dem, was dort bereits geschehen war, auch nicht mehr so, wie vor wenigen Jahren; dagegen hatten eben in Spanien und Griechenland noch gefährlicher scheinende Bewegungen zu drohen angefangen. Wie sollte man sich von Seiten der übrigen Mächte gegen diese stellen?

Es war seit dem Entstehen der Heiligen Allianz Sitte geworden, die großen europäischen politischen Fragen auf allgemeinen Congressen zu verhandeln, um bei deren Entscheidung derjenigen Uebereinstimmung gewiß zu sein, die allein einen immerwährenden Frieden unter angrenzenden Staaten erhalten kann. Und gerade ein solcher sollte wieder die Grundlage für die Segnungen der politischen Schöpfung bilden, welche aus der Phantasie des russischen Kaisers entsprungen war. In dieser Art hatte man zu

Aachen, für deutsche Verhältnisse dann besonders in Karlsbad, dann zu Troppau und Laibach bereits über verschiedene Gegenstände verhandelt. Die sich neben diesen immer weiter entwickelnde Griechenfrage ward jedoch täglich, ja stündlich für den Orient, und mittelbar für ganz Europa von höherer Bedeutung. Um sie zu erledigen, that die europäische Politik in den gewöhnlichen Schritten, in Noten und in hinter den Rücken Anderer gepflogenen Intriguen Alles was sich nur thun ließ; allein gerade dabei schienen Verhältnisse eigenthümlicher Art die russische Politik und den Stifter des Heiligen Bundes von den Theilnehmern und Auslegern seines Werks immer mehr zu entfremden. Man fürchtete immer, Alexander werde sich seiner unterdrückten Glaubensbrüder annehmen, ihren Aufstand zum Religionskrieg machen und mit solcher Bundesgenossenschaft nach dem Sturze des türkischen Reichs dem eigenen die vortheilhafteste Erwerbung zufügen, die je für dieses gemacht werden konnte! Aber alle andern Staaten Europas sahen, wenn sie diesen Zuwachs der russischen Macht nicht zeitig verhinderten, darin Schaden und Gefahr für sich selbst.

Es mußte daher Alles aufgeboten werden, daß die persönlichen Sympathien Alexander's nicht in politische Thaten übergingen. Auch schnell mußte gehandelt werden, denn es war bekannt, daß Zusammenziehungen und Aushebungen von Truppen im südlichen Rußland seit 1821 stattfanden; die Garde marschirte von Petersburg nach Witepsk; Kapodistrias, der eifrige Beförderer der griechischen Bestrebungen, gehörte zur täglichen und vertrauten Umgebung des Zar!

Zunächst suchte man daher eine principielle Verdammung der griechischen Freiheitsbestrebungen damit zu erreichen, daß man sie für eine reine Revolution der Unterthanen gegen ihren legitimen Herrn ausrief und ganz besonders bei dem Kaiser von Rußland diesen Punkt hervorhob, um ihn, als den Stifter der Heiligen Allianz, damit zu zwingen, nach den Grundsätzen seines eigenen Werks gegen die Hellenen aufzutreten. Sodann begann die Reihe der Griechenland nicht günstigen politischen Noten und Ultimatums, in denen Oestreich als der unermüdlichste Vorkämpfer der Türken erschien, wodurch aber keine einzige der vielen Verwickelungen gelöst und keine einzige Schwierigkeit geebnet wurde. Metternich wußte 1821 die Anwesenheit des Königs Georg IV. von England und seines Staatsmanns Castlereagh in Hannover zu benutzen, um Beide zu überzeugen, daß ihr gemeinschaftliches Interesse ihnen auch ein kräftiges gemeinschaftliches Handeln gegen Rußland auferlege. Eine allgemeine Note, in diesem Geiste an Nesselrode erlassen, half schon — die Unthätigkeit, zu welcher nach und nach der Graf Kapodistrias verdammt wurde, konnte man schon als einen Sieg über die bisherige russische Politik ansehen. Dazu ward dem Herzog von Wellington noch aufgegeben, auch Frankreich zu gemeinschaftlichem Handeln gegen die Absichten Alexander's in der Türkei zu vermögen. Ein geheimes Memoir, Ludwig XVIII. überreicht und in dem Sinne ausgeführt, daß darin die Nothwendigkeit, sich den von Oestreich und England bereits gegen Rußland ergriffenen Maßregeln anzuschließen, bewiesen wurde, hatte gleichfalls seine Wirkung, und als mittlerweile auch das bisherige Ministerium Richelieu

einem andern Platz machen mußte, ward der Marquis Latour-Maubourg mit solchen Instructionen nach Konstantinopel geschickt, die ihm vorschrieben, in der Politik der russisch-türkischen Frage mit seinem englischen Collegen Strangford Hand in Hand zu gehen.

Die Folgen davon zeigten sich bald. Die russischen Noten wurden nachgebender und mehr beruhigend, und enthielten nicht nur die Versicherung, daß Alexander von jeder Neigung zum Kriege und jeder Absicht der Eroberung fern sei, sondern sogar schon — wenigstens nach einer Seite hin — Misbilligung des Aufstandes der Griechen. Aber das Cabinet in Petersburg hielt sich zur Rechtfertigung der feindlichen Stellung gegen die Hohe Pforte noch immer klüglicherweise eine Hinterthür offen, indem es behauptete, es bedürfe von Seiten letzterer noch der Herstellung des Status quo vor der Abreise des russischen Gesandten Stroganoff aus Konstantinopel. Nur mit geringer Klugheit konnte man schon einsehen, daß Nesselrode aus diesem Status quo Alles machen durfte, was ihm gutdünkte.

Eine außerordentliche Sendung des Senators Tatitscheff von Petersburg nach Wien, um Metternich gerade über den letzten Punkt vollkommen zu beruhigen, hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Bei dieser Sachlage mußte wol bei vielen Staatsmännern der Gedanke entstehen, bei Entwirrung der griechisch-orientalischen Frage zu dem alten, oft gebrauchten Mittel — einem allgemeinen europäischen Congreß — zu greifen. Man sprach in Beziehung auf den Ort, wo er abgehalten werden sollte, zuerst von Wien; allein Alexander, dem dazu der Mittelpunkt der östreichischen

Politik aus mehren Gründen nicht recht war, gestand nur einen persönlichen Besuch beim Kaiser Franz zu, wollte aber den eigentlichen Congreß lieber zu Verona abgehalten wissen, auf dem man leicht und schnell das Verwickelte zu entwirren hoffte.

Bei allen großen Höfen ward dieser Vorschlag mit Beifall aufgenommen, und alle sagten die Sendung der angesehensten und einflußreichsten Staatsmänner zu. So auch Frankreich; nur waren gerade hier in den Tagen der vorbereitenden Ereignisse eigenthümliche Verhältnisse eingetreten, welche dahin drängten, daß von Paris her die siegende Politik eine ihrer Hauptfragen auf den Standpunkt einer allgemeinen europäischen Frage zu erheben suchte.

Das gemäßigte Ministerium Richelieu nämlich war seit den Kammersitzungen vom December 1821 der Opposition der geistlichen und weltlichen Ultras so vollkommen erlegen, daß, um diesen das Ruder in die Hände zu geben, es nicht einmal des im Mai 1822 erfolgten Todes des Herzogs von Richelieu bedurft hätte. Die Art und Weise, wie er und das alte Ministerium die von Frankreich zu ergreifende Politik bei den im Nachbarlande Spanien sich immer mehr entwickelnden Zuständen gedeutet wissen wollte, war gerade von den Ultras in täglichen Kammerdebatten angegriffen, zum Sturz ihrer Gegner benutzt und zur Brücke der eigenen Macht in Frankreich gemacht; verdammten die französischen geistlichen Ultras alle innern politischen spanischen Zustände als Versuche, die heilige römische Kirche zu untergraben, so waren die weltlichen ebenso eifrig bei der Hand, ihren Abscheu vor einem revolutionären, gegen

die Rechte des Königthums aufstehenden Volke an den Tag zu legen. Beide waren aber stets darin einig, für Frankreich eine Politik zu verlangen, welche ganz mit ihren eigenen Ansichten übereinstimmte und alle andersdenkenden, gemäßigten Ministerien, die äußerste Schritte gern vermieden sehen wollten, geradezu als Theilnehmer solcher verdammungswürdigen Bestrebungen anzuklagen und sie unter dieser Firma zu stürzen. Darum war bei dem nun entstehenden Ultraministerium die spanische Frage eine eigene Lebensfrage geworden, die näher lag als jede andere politische Erörterung, denn sie war Element, was das eigene Dasein bedingt hatte. Dazu gab es kein besseres Mittel, dieses Dasein fortzusetzen und dauernd zu machen, als wenn man die Grundsätze, welche in Frankreich zur Erhebung geführt hatten, durch das gesammte übrige Europa auf einem Congresse genehmigen und somit vollständig garantiren lassen konnte. Alle weitere Thätigkeit, die nächsten zu ergreifenden politischen Maßregeln, die Combinationen für die Zukunft — Alles dies knüpfte sich bei dem Ministerium Villèle's und seiner Genossen eng an Das, was in Spanien geschah. Was Wunder, wenn man das durch so viele andere Staaten von Frankreich getrennte Rußland und den Orient, an denen der Herzog von Richelieu schon seiner eigenen persönlichen Erlebnisse wegen immer so lebhaften Antheil nahm, einmal für eine zeitlang etwas mehr aus den Augen verlor!

So standen im Allgemeinen die Sachen zur Zeit der Ankündigung eines Congresses von Verona. Das Programm Dessen, was man daselbst zu erwarten hatte, ergibt sich damit aufs natürlichste und wie von selbst:

obwol die orientalischen Verhältnisse die erste Veranlassung zum Congresse gegeben, so mußte doch die französische Gesandtschaft mit Hintansetzung alles Uebrigen die spanische Frage bald als die Hauptsache der Geschäfte behandeln. Als Nebenfragen wurden dann noch unter den Großmächten behandelt: der Sklavenhandel und die Piraterie in den amerikanischen Gewässern, hauptsächlich veranlaßt durch die neue Stellung der spanischen Colonien. Außerdem kam noch die Stellung Italiens für die Zukunft in Frage, zu deren Erledigung man auch die italienischen Monarchen und Diplomaten mit zugezogen hatte. Kurze Verhandlungen über die Rheinschifffahrt berührten nur das Interesse der Uferstaaten und der holländischen Douane.

Nachdem in Wien unter einigen Ministern und Gesandten im Laufe des Monats September einleitende Besprechungen stattgefunden hatten, sammelten sich in dem durch seine alterthümlichen Ruinen berühmten Verona nach und nach die Herrscher Europas oder die von ihnen gesandten politischen Notabilitäten.

Die europäische Pentarchie, das leitende Fünfgestirn für die irrvolle Fahrt auf dem ewig wogenden Meere der Geschicke der Länder und Nationen, war besonders glänzend vertreten.

Es erschien der Kaiser Alexander von Rußland mit fünf General-Adjutanten, den Fürsten Menzikoff, Trubetzkoi, Oscharowski, Czernitscheff und Michaud, nebst dem Chef des Generalstabes, Fürsten Wolkonski. Der Graf Nesselrode leitete die eigentlichen diplomatischen Geschäfte, zu dessen Hülfe dabei der Graf Pozzo di Borgo und der Fürst Lieven bestimmt waren, von denen der Eine

früher in Paris, der Andere in London als Gesandter gewesen war und die daher die dortigen Verhältnisse genau kannten. Da somit die leitende russische Politik vollkommen beisammen war, so bedurfte es weniger einer Instruction oder eines voraus gefaßten Beschlusses, was geschehen sollte und wie weit man in Foderungen und Zugeständnissen gehen wolle. Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß die russischen Politiker vielleicht von vorn herein nicht so geneigt waren, dem Metternich'schen System beizupflichten, als ihr schon dafür gewonnener Kaiser. Aber schon die Form der Regierung, die sich principiell nur an den Willen eines Einzelnen anknüpft, ließ auch diesen für die Minister zu Verona maßgebend sein, und bemerken wir während der letzten Lebenstage Alexander's in seinem Charakter ein Schwanken, eine Unentschlossenheit und eine Inconsequenz, — die russische Politik mußte schon auf allen Pfaden, die der Herr einschlug, folgen!

Der König von Preußen kam mit den Prinzen Wilhelm und Karl und den Fürsten Hardenberg und Hatzfeld. Der Erstere, schon leidend, starb jedoch noch während der Verhandlungen des Congresses auf einer Erholungsreise zu Genua, sodaß die eigentliche Leitung der Politik bald dem Grafen Bernstorff und Wilhelm von Humboldt zufiel. Preußen war durch die Ereignisse der Jahre 1813—15 unwiderruflich in die Reihe der Großmächte eingetreten, welche die Bestimmung von Europas Geschicken übernommen hatten. Es konnte also in dieser Hinsicht nichts geschehen, ohne äußerlich wenigstens Preußen mit zuzuziehen. Allein gerade in dem Punkte, daß es in der großen leitenden Politik die am

wenigsten tonangebende Macht bildete und immer bereit war, streng decidirten Foderungen anderer Großmächte nachzugeben, zeigte es sich, daß Alles, Lage, Bevölkerung und innere Entwickelung bei Preußen nur auf den Umfang des eigenen Gebiets hindrängten, und daß für dieses die auswärtigen Verhältnisse nie von der Bedeutung werden konnten, wie für Oestreich, oder gar für Rußland, England und Frankreich.

Da Verona auf östreichischem Gebiete liegt und der Kaiser von Oestreich also seinen Gästen die Honneurs zu machen verpflichtet war, so war sein Gefolge auch ganz besonders zahlreich und strahlend. Die Kaiserin hatte gleichfalls nicht verfehlt, sich in glänzender Umgebung einzufinden. Der Fürst Metternich hatte zu seiner diplomatischen Hülfe ein vollständiges Cabinet bei sich, in dem die Hofräthe Gentz — der unvermeidliche Protokollführer aller Congresse — und Floret sich hervorthaten. Außerdem, um in allen auswärtigen Fragen gleich Auskunft geben zu können, waren der Fürst Esterhazy, der Graf Zichy und der Baron Lebzeltern, Gesandte bei den Höfen von London, Berlin und Petersburg, nach Verona beschieden. Wegen der schon in Wien besprochenen, durchzusetzenden Hauptfragen konnte Metternich der Entwickelung des Congresses ziemlich ruhig entgegensehen; daß die spanischen Angelegenheiten übrigens Alles in der Art, wie es geschah, in den Hintergrund drängen würden, das hatte der erfahrene Staatsmann schwerlich im voraus ahnen können!

Für England erschien der Herzog von Wellington, nach dem Könige unzweifelhaft die angesehenste Privatperson, unterstützt von dem Marquis von Londonderry,

dem Bruder des ehemaligen Premierministers, und den Lords Clanwilliam und Burgersh. Außerdem durfte, der für England so wichtigen orientalischen Angelegenheiten wegen, Lord Strangford, der Gesandte bei der Pforte, nicht fehlen. Um die englische Politik auf dem Congresse zu Verona richtig zu beurtheilen, muß man daran denken, daß alle einleitenden Verhandlungen dazu noch von Lord Castlereagh getroffen waren. Dieser war sogar der erste Staatsmann, der seine Collegen auf die auflösenden Verhältnisse in Spanien aufmerksam gemacht und schon im Mai 1820 eine Circularnote dieserhalb an Oestreich, Rußland und Frankreich erlassen hatte. Er hatte darin die Nothwendigkeit gezeigt, wie diese Mächte einen Beschluß über ihr Verhalten dabei zu fassen haben würden, aber er hatte ausdrücklich, um dazu zu gelangen, den Weg der Notencirculation und nicht den eines europäischen Congresses vorgeschlagen, weil letzterer zugleich neben großem Aufsehen auch noch größere Aufregung hervorrufen würde. Er hatte ferner darauf aufmerksam gemacht, daß keine Nation eine fremde Einmischung so wenig ertragen würde, wie die spanische; deshalb sei Ansehen und Sicherheit des Königs weniger mit fremden Waffen, als durch die Bemühungen der Gesandten, welche die Cortes in Furcht halten könnten, herzustellen. Auch dürfe man sich nicht zu weit direct in innere Angelegenheiten fremder Staaten einmischen. Nur wo Europa wirklich in Gefahr sei, werde England stets auf dem Platze sein und thätige Hand anlegen, aber es könne nie seine Handlungsweise nach untergeschobenen abstracten und speculativen Ideen einrichten, und die englischen Minister würden sich nie zur Aus-

führung von Maßregeln hergeben, welche gegen die Grundsätze der eigenen Verfassung und gegen die der stets befolgten Politik verstießen.

Man hat, der obigen Note wegen, Castlereagh und die englische Politik für die wahre Veranlassung zur französischen Einmischung in die spanischen Verfassungsangelegenheiten und zum Congresse von Verona ausgeben wollen, und auch Châteaubriand möchte uns gern davon überzeugen. Allein man sieht auf den ersten Blick, wie Unrecht man bei dieser Annahme haben würde, indem die Vorschläge des englischen Ministers gerade das Gegentheil von Dem enthalten, was die Congreßpolitik 1822 wirklich zustande brachte. Man kann ihnen den Charakter der Liberalität und die Uebereinstimmung mit dem allgemein anerkannten Völkerrechte nicht absprechen. Die in jener Note so decidirt ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze mußten die englische Politik in der betreffenden Frage für alle Zeiten binden! Aber man weiß auch, wie Castlereagh in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr den Grundsätzen der Heiligen Allianz huldigte, sodaß ihm der Spott seiner Landsleute sogar den Beinamen von „deren Commis" gab. Sei es aus diesem allgemeinen, oder aus dem besondern Grunde, daß er wirklich die spanischen Angelegenheiten seit seiner Note von 1820 eine Wendung nehmen sah, die ihm ein kräftigeres Einschreiten zu bedingen schien, — genug, Castlereagh gab den übrigen europäischen Mächten gegenüber von seinen eigenen Grundsätzen Vieles nach, wie denn das Zugeständniß eines Congresses überhaupt schon ein solches Nachlassen war. Aehnliche Instructionen in gleichem Geiste waren von ihm schon an einzelne Ge-

sandtschaften erlassen. Aber Alles änderte sich plötzlich, als Castlereagh, von allen Seiten angefeindet, bei zunehmend düsterer Stimmung seinem Leben in der Nacht des 22. August 1822 gewaltsam ein Ende machte, und als Canning als Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten sein eigentlicher Nachfolger im Amte wurde. Dessen politisches System war dem Geiste nach ein ganz entgegengesetztes, und doch konnte er positive Zusagen und Verpflichtungen, die sein Vorgänger amtlich und förmlich eingegangen war, nicht brechen, obwol ihm die Tendenz der künftigen veroneser Berathungen keineswegs recht war. Es blieb ihm daher nur übrig, durch erweiterte Instructionen und neue Verhaltungsbefehle zu mildern und zu verhindern, eine gewisse Grenze zu überschreiten, wo sein Vorgänger schon zu viel Hand in Hand mit den ihm befreundeten Ministerien des Continents gegangen war. Dies Verhältniß erklärt die Stellung Englands auf dem Congreß zu Verona; dessen Politik war hier und für diesmal mehr abwartend und defensiv gegen die Foderungen anderer Länder, als man es sonst bei dem stolzen, allenthalben voranschreitenden Albion gewohnt war; sie war ferner viel liberaler als die des eben gestorbenen Castlereagh, und doch noch lange nicht so rücksichtslos liberal als die seines bereits im Amte befindlichen Nachfolgers Canning!

Einen noch eigenthümlichern Charakter hatte, der innern Verhältnisse Frankreichs wegen, die von dieser Großmacht abgeschickte Gesandtschaft. Nach der Restauration Ludwig's XVIII. und der von ihm erlassenen Charte arbeitete bekanntlich eine Partei der weltlichen und geistlichen Ultras daran, diese wieder außer Kraft zu setzen

und die unumschränkte Herrschaft der Ludwige des vorigen Jahrhunderts wiederherzustellen. Seit 1815 dauerten ununterbrochen diese Bemühungen. Zu den Kammern in diesem Jahre erwählt, reiste von Toulouse aus der Maire dieser Stadt, Joseph von Villèle, nach Paris mit wenigem Gepäck. Klug, mit dem Vorsatze eine Rolle zu spielen, geduldig und die Zeit dazu abwartend, hatte er in seinem Mantelsack zwei Abhandlungen, eine liberale über die Unverletzlichkeit der Nationalgüter, und eine andere im Sinne der äußersten Rechten gegen die zu große Freisinnigkeit der Charte. Nach gehöriger Sondirung des Bodens dachte er mit der einen oder mit der andern sich seine Laufbahn in den Kammern zu eröffnen. Villèle schlug sich bald zu den Ultras, ward einer ihrer Hauptführer und schritt von einer Stufe der Macht zur andern. Zuerst ward er mit Lainé und Corbière, bald nach der Ermordung des Herzogs von Berri und dem Sturze des Herzogs von Decazes, als Minister ohne Portefeuille benutzt. Schon so waren diese die eigentlichen Herren ihrer ältern Collegen, welche dann auch gegen den Schluß des Jahres 1821 bei Gelegenheit der Abstimmung über die Adreßdebatte gezwungen wurden, auch äußerlich ihre Würden und Stellungen aufzugeben. Am 4. December desselben Jahres begann das neue Ultraministerium seine Thätigkeit; in ihm besorgten Mathieu von Montmorency die auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog von Belluno das Kriegswesen, Corbière das Innere, Clermont-Tonnère das Seewesen, und Villèle die Finanzen. Châteaubriand, der unendlich viel durch seinen Eifer und seinen Einfluß in den Kammern zu diesem Ministerwechsel beigetragen hatte, ward als

Gesandter nach London geschickt, mit der Zusage des ersten vacant werdenden Portefeuilles.

Jedoch hatte damit Villèle allein noch nicht seine Wünsche und hochfliegenden Plane alle erreicht; es geschah dies erst, als er von Ludwig XVIII. während der beginnenden Verhandlungen des Congresses zu Verona auch zum Chef des ganzen Cabinets, und somit gewissermaßen zum Regenten Frankreichs ernannt wurde, wie wir nachher sehen werden. Nie entschwand von nun an dem klugen Mann seine eigene Person aus den Augen, und hatte es ihm bisher Alles gegolten, das Höchste nur zu erfassen, so war von nun an eine Hauptrücksicht, das Gewonnene auch zu erhalten. Die meisten seiner Ministerialcollegen, früher gemeinschaftlich mit ihm zur Opposition gehörig, dachten in ihren jetzigen einflußreichen Posten nur noch mehr alle die Grundsätze plötzlich ins Leben einzuführen, für die sie in den Kammern gekämpft hatten, namentlich Unterdrückung der Charte und des Constitutionalismus in Frankreich und dem benachbarten Spanien. Villèle hatte s e i n e n Oppositionskampf viel mehr als Mittel der eigenen Erhebung, als aus inniger Ueberzeugung begonnen. Jetzt sah er, daß eine zu große Einmischung in die spanischen Angelegenheiten die Finanzen in Frankreich, denen er besonders vorstand, ruiniren und ihn mit stürzen mußte; er sah ferner, daß der König, der doch zuletzt die Minister einsetzt und entläßt, der allergemäßigtste Royalist und ein heftiger Gegner der Ultras und ihrer Foderungen war; er sah endlich ein, daß ein Kampf gegen eine Constitution in Spanien von Franzosen und von einem Ministerium ausgehend, das auf eine ähnliche geschworen hatte, eine Inconsequenz

sei, die sich an Dem, der sich ihrer schuldig machte, früher oder später einmal rächen müßte. Darum war Villèle, so sehr er auch gegen die spanischen weltlichen und geistlichen Revolutionärs in der Opposition geeifert und im Geiste auch ferner gegen sie eifern mochte, als Minister doch nicht jede von Frankreich gegen sie ausgehende Gewaltmaßregel recht; Villèle als Kammermitglied und Minister gerieth mit sich selbst in Widerspruch und ein Hin- und Herneigen seiner Entschließungen begann alsbald. Seine Collegen im Ministerium, noch mehr aber seine ehemaligen Genossen der Ultraopposition, die noch keine Minister geworden waren, hatten jene richtigen und klugen Bedenken nicht. Sie foderten Krieg gegen das revolutionäre Spanien, und den bevorstehenden Congreß von Verona als die Gelegenheit, diesen als einen von ganz Europa geheiligten anerkannt zu sehen. Das sollte das große Siegesziel der Ultras in Frankreich sein. Herr von Villèle war in einer verzweifelten Lage. Folgte er diesem Verlangen, so lag darin der erste Schritt zu einem künftigen Sturz; war er gegen seine alten Freunde und deren Absichten, so wandte sich die Macht derselben, die ihn bisher gehoben und gehalten, von ihm ab. Es galt, sich durch kluge Maßregeln aus der Schlinge zu ziehen. Konnte es Villèle dahin bringen, daß anscheinend ohne sein Eingreifen nichts zustande kam, dann konnte er dreist behaupten, er habe weder gehindert noch gefördert, je nachdem ihm das Eine oder das Andere vortheilhaft erscheinen mußte.

In diesem Geiste ward der Minister des Auswärtigen, Vicomte von Montmorency, zum Vorstand der Gesandtschaft nach Verona ernannt, aber man gab ihm,

wie wir später noch genauer sehen werden, absichtlich keine besondere Instruction außer der: die verbündeten Mächte auf die Lage Spaniens und die Möglichkeit eines Krieges mit der revolutionären Partei aufmerksam zu machen. Das sollte natürlich den Vortheil haben, daß mit der Person des Gesandten, der genau den Ultras verbunden war, diesen das nöthige Zugeständniß geschah, daß aber der Präsident des Ministeriums Das, was der Minister des Auswärtigen zu viel und ohne besondere Instruction that, immer nach Belieben anerkennen, modificiren und abändern konnte. Geschah dann auf jene unvollständige Instruction schon etwas vom Congresse, so hatte Europa befohlen, und Herr von Villèle war nur zur Ausführung gezwungen! Vielleicht dachte dieser auch andererseits, daß mit unumgänglichen Berichten hin und her Zeit vergehe, und damit ein unangenehmes Resultat auf die leichteste Weise ganz verhindert werden könne.

Der Marquis von Caraman und die Herren de la Feronays und Rayneval repräsentirten auf dem Congresse die französischen Gesandschaften in Wien, Petersburg und Berlin. Wichtiger jedoch ward der gleichfalls nach Verona beschiedene bisherige Gesandte in London, Herr von Châteaubriand, der Verfasser der „Monarchie selon la Charte“ und der anscheinend eifrige Bewunderer der englischen Verfassung. Bei der längst bekannten Eitelkeit des romantischen Dichters, sich allenthalben als der Erste zur Bewunderung vorzudrängen, hoffte Villèle, es würde dies auch in Verona nicht minder geschehen, und darauf konnte schon der weitere Plan gebaut werden, bei der also erregten Eifersucht und Zwietracht mit Herrn

von Montmorency, Beide in gehöriger Abhängigkeit von sich zu erhalten. Dazu kam, daß man auch die politischen Gesinnungen Beider für sich gegenüberstehend hielt, indem man Herrn von Montmorency richtig für den Anhänger der absoluten, Châteaubriand für den der constitutionellen Monarchie ansah — ein Umstand, bei dem man sich übrigens mehr oder weniger verrechnet hat.

Außerdem fanden sich, im Ganzen wol mehr zur Verherrlichung der Gesandtschaft als zur Förderung der politischen Fragen, noch in Verona ein: der Erzherzog Rainer von Oestreich, Vicekönig von Italien, mit Gemahlin; der Großherzog und die Großherzogin von Toscana, die ganz dem Charakter ihrer berühmten Hauptstadt gemäß ihre Gäste als feine Kenner von Kunst und Alterthum empfingen und zu fesseln wußten; mit dem Prinzen von Salerno und der Herzogin von Floridia der alte König von Neapel mit weißem Haar, aber in steter Begleitung von zwei jungen Kapuzinern mit schwarzem Barte und seinem Beichtvater, dem Pater Porta; der König und die Königin von Sardinien; der Herzog und die Herzogin von Modena — alle mit dem entsprechenden Gefolge. Auch die Witwe Napoleon's, die Erzherzogin Marie Luise, mit ihrem damaligen Ehrencavalier, dem Grafen Neipperg, war erschienen, um ihre Salons der Gesellschaft zu eröffnen. Châteaubriand in seiner dichterischen Phantasie läßt sie auftreten in einem Geschmeide, dessen Steine dem Sarkophag der Julie entnommen sein sollten!

Die Staatsmänner, welche die zuletzt erwähnten Fürsten zum Theil mitgebracht hatten, blieben von untergeordneter Bedeutung, ebenso auch die Gesandten der

Großmächte bei europäischen Höfen zweiten und dritten Ranges, von denen auch einige erschienen waren. Nur das Große sollte ins Gewicht fallen.

Eine Gesandtschaft der für ihre Freiheit kämpfenden Griechen war gleichfalls in Verona erschienen, um Europa um Hülfe im Kampfe gegen den Halbmond anzurufen. Allein es waren Principien aufgestellt, mit denen man die Gewährung eines solchen Gesuchs unvereinbar hielt; kaum wurde daher diese Gesandtschaft beachtet, viel weniger noch ihr Anliegen berücksichtigt.

Vielleicht der Consequenz wegen, und um nicht von vorn herein als Partei zu erscheinen, erkannte man auch einer Gesandtschaft der spanischen Regentschaft von Seu d'Urgel mit dem Grafen Espagne an der Spitze, keinen öffentlichen Charakter zu. Wol aber ließ man es zu, daß sie auf anderm, indirectem Wege ihre Gesuche und Wünsche in die Hände der Monarchen und Diplomaten gelangen lassen konnte.

Außer der Masse von Journalisten und Berichterstattern fehlte es natürlich nicht an Sängern und Schauspielern, welche wieder für das Amusement der Acteurs sorgten, die eben im Begriff waren, ein Stückchen Weltgeschichte zu machen und selbst aufzuführen. Auch der Raum des alten berühmten römischen Amphitheaters, zu dessen Ausfüllung man noch das Landvolk zusammentreiben mußte, weil dazu die heutige Bevölkerung Veronas nicht ausreicht, ward zu großen Vorstellungen, Wettrennen, Illuminationen und Feuerwerken benutzt. Wenn ein wiedererstandener Geist eines alten Römers doch dies moderne Treiben hätte übersehen und uns sein Urtheil darüber sagen können!

Ueber den eigenthümlichen Charakter Veronas zur Zeit des Congresses berichtet uns ein Einheimischer folgendermaßen:

„Es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo so wenig von Politik gesprochen wird, wie Verona; man hat soviel zu sehen und zu hören, daß dazu gar keine Zeit übrig bleibt. Die Maßregeln, die getroffen sind, um Ordnung und Sicherheit aufrechtzuerhalten, übertreffen Alles was man nur wünschen kann. Die Märkte sind reichlich versorgt und die Preise der Waaren nur unbedeutend erhöht. Nur die Wohnungen sind außerordentlich theuer, und kaum in den Gasthöfen findet man ein Unterkommen. Zur Erleichterung der Fremden ist dazu ein eigenes Büreau errichtet, was die nöthigen Nachweisungen gibt. [1]) Auf der Post hält man Tag für Tag 400 Pferde zur prompten Beförderung der Kurire und Fremden bereit; letztere dürfen von Vetturinos nicht eingeführt werden.

Die Fremden haben, um Erlaubniß zum Aufenthalt zu bekommen, allerdings einige Schwierigkeiten, und wenn sie sich nicht genau über den Zweck ihres Hierseins und über die Identität ihrer Person ausweisen können, so zwingt sie die Polizei wieder zur Abreise, aber stets unter freundlichen Formen und ohne Jemand durch einen solchen Befehl zu blamiren. Die Italiener werden am sorgfältigsten überwacht; viel nachsichtiger ist man gegen Deutsche und Engländer.

Von allen Diplomaten und ausgezeichneten Persönlichkeiten treten die Russen am großartigsten auf und Viele von ihnen geben oft große Diners. Die Engländer versammeln sich für gewöhnlich bei dem Herzog

von Wellington, die Franzosen bei Herrn von Montmorency, wo auch der Graf Achille von Jouffroy eine Rolle zu spielen scheint, ohne besonders accreditirt zu sein. Herr von Metternich empfängt alle Tage Gäste zur Tafel und alle Abend allgemeine Gesellschaft.

Für gewöhnlich wenden die hohen Gäste zu Verona wenig Sorge auf das Aeußere; man sieht wenig Uniformen und Orden. Ein jeder von hohem Rang erscheint im einfachen bürgerlichen Anzuge. Selbst in einer großen Soirée beim Kaiser von Oestreich hat man eine große Anzahl von Prinzen im einfachen schwarzen Anzuge gesehen. Der Kaiser und seine liebenswürdige Gemahlin veranlassen zum größten Theil die Herrschaft dieser anspruchslosen Etikette. Diese Familie ist fast täglich in beständigem Umgange zusammen.

In Beziehung auf das bescheidene Incognito, in dem die Monarchen leben, erzählt man sich eine Anekdote: Am 25. October erscheint in dem Vorzimmer des Herzogs von Wellington ein großer schöner Mann im olivenfarbigen Frack, weiten blauen Pantalons und rundem Hute, der verlangt, sofort gemeldet und eingeführt zu werden. Auf die Fragen der Domestiken, wer er sei, gibt er sich als den Quäker Mr. Allen an, es war der Kaiser Alexander, der dann länger als drei Stunden bei dem Herzog blieb.

Wol aber wird bei einzelnen Gelegenheiten auch große Pracht entfaltet. Man gibt Schauspiele, Wagenrennen, Bälle und andere brillante Feste. So war am 23. October großes Schauspiel, wo die Damen im höchsten Staat und die Herren in allen ihren Decorationen erschienen. Ein Augenzeuge schildert dies so:

«Die Beleuchtung des Theaters war um 7 Uhr durch eine ungeheure Masse von Wachslichtern hergestellt, und nach und nach füllten sich die Logen, aber nur mit Besuchern vom höchsten Range. Die Fürsten, Herzoge, Marquis und Grafen grüßten die Marschälle und Generale mit einem Ausdruck der Vertraulichkeit; die Gesandten und Gesandtschaftssecretaire beugten sich vor den vielvermögenden Staatsministern. Die Orden und Bänder zu zählen wäre unmöglich; jedes Kleid war auf der Brust mit besondern Zeichen geziert, unter denen wieder bei drei Decorirten ganz besondere Auszeichnung bemerkt wurde: Der Fürst Metternich trug drei bis vier Sterne, welche in Brillanten strahlten und gegen die nur zwei des Marquis von Londonderry den Vergleich aushielten. Mit Letzterm war der Herzog von Wellington in einer Loge, welcher seine prachtvolle Uniform als Befehlshaber der Artillerie mit allen seinen Orden trug. Die übrigen Diplomaten waren nach Gebrauch ihres Landes gekleidet, und Franzosen und Russen erregten wieder ganz besondere Aufmerksamkeit. Preußen, Neapolitaner und Piemontesen standen ein wenig zurück. Die Damen hatten nicht minder sich bemüht, nicht hinter den Herren zurückzustehen. Die Erzherzogin Marie Luise trug ein überaus reiches Kleid von brüsseler Spitzen über weißem Atlas; ein Nelkenkranz umgab ihr Haupt, hielt die Haare zurück und ließ ein prachtvolles Diadem hervorscheinen. Alle Modehändler waren lange vor diesem Feste schon in Bewegung; jede Loge glänzte von den kostbarsten Steinen, und die Augen konnten den beständigen Anblick derselben kaum ertragen.

Ein Viertel vor acht Uhr traten die Monarchen ein.

Der Saal hallte wider von Acclamationen, welche auf das freundlichste erwidert wurden. Alle trugen östreichische Uniform, und der Kaiser Alexander die des Obersten eines ungarischen Regiments. Man gab die Oper Arminius, aber obwol die Schauspieler sich alle ersinnliche Mühe gaben, sah man wenig auf die Scene, sondern nur nach den Zuschauern. Gleich nach dem ersten Act sammelte sich um die Monarchen ein eigenes Auditorium, und am Schlusse reichte Alexander der Kaiserin, der König von Preußen der Erzherzogin Marie Luise den Arm, um sie zu ihrem Wagen zu führen.»"

II.

Mit Instructionen, die den Herrn von Montmorency keineswegs bevollmächtigten, einen Krieg gegen Spanien zu erklären und Frankreich in die innern Angelegenheiten dieses Landes zu verwickeln, reiste er von Paris ab; jedoch nicht direct nach Verona, sondern zunächst nach Wien, um hier vorläufig die Monarchen und die Gesinnungen ihrer Rathgeber in Beziehung auf eine Intervention zu Gunsten des monarchischen Princips in Spanien zu prüfen, und danach die eigenen Anträge in Verona einrichten zu können.

Es ist für die Beurtheilung seiner Handlungsweise von großer Wichtigkeit, diese von Herrn von Villèle entworfenen Instructionen näher zu kennen. Der eigentliche Kern derselben ist der Gedanke: Frankreich hat gegen Spanien eine ganz andere Stellung, wie Oestreich zu

den übrigen italienischen Staaten, weil letzteres mit diesen selbst Theil eines Ganzen ist. Während es aus diesem Grunde daher auf dem Congresse zu Laibach auf eine kräftige Initiative beim Feststellen der innern Angelegenheiten in Italien antragen konnte, muß sich Frankreich wohl hüten, die ersten Schritte eines Krieges gegen Spanien von sich ausgehen zu lassen. Die Gesandtschaft hat sich daher in der spanischen Frage mehr passiv zu verhalten und diese von den übrigen Großmächten von Europa entscheiden zu lassen; erst wenn diese einstimmig eine Handlungsweise, oder gar unabweisbar einen Krieg gegen dies Land bestimmt haben, alsdann hat die Gesandtschaft nur dafür zu sorgen, daß Frankreich allein die handelnde, ausführende Rolle zufällt, indem man, wegen des daraus entstehenden politischen Einflusses, diese keiner andern Macht in einem unmittelbar an Frankreich grenzenden Staate zugestehen darf.

Eine Entschuldigung, diese ebenso klare als vernünftige und faßliche Instruction nicht verstanden zu haben, existirt gewiß für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Frankreich nicht. Wenn wir daher diesen alsbald im ganz entgegengesetzten Geiste handeln sehen, so ist anzunehmen: er wollte anders handeln; und so war es auch. Er wollte die Ideen und Wünsche der Partei, welche ihn selbst erhoben hatte, als ihr Organ weiter fördern; ob er diese Partei nun für weiser als seinen König, oder es für einen größern Ehrenpunkt hielt, jener mehr als diesem zu dienen, mag dahingestellt bleiben. In einer Abendgesellschaft bei der einst so schönen, später so frommen Madame Recamier hatte Montmorency noch kurz vor seiner Abreise geradezu erklärt:

„Ich werde nicht ohne den Krieg zurückkommen, denn wir wünschen ihn ja Alle!“ Man bemerkte ihm freilich auf der Stelle, daß er von den „Allen“ dreist den König und Herrn von Villèle ausnehmen könne; allein wenn er dies auch bei Ersterm zugestehen wollte, so nannte er Letztern stets „ganz den Unserigen“ und ließ sich davon durchaus nicht abbringen. Man sieht daraus genugsam, wie vorgefaßte Meinung und politische Parteiansicht eine feine Beobachtung und Beurtheilung der Menschen bei Herrn von Montmorency unmöglich machte.

In Wien fand er alsbald viel mehr Vorschub für seine Ansichten, als er anfänglich erwartet hatte. Die Mittheilungen, die er mitbrachte: daß die Berichte des französischen Gesandten in Madrid, des Grafen Lagarde, nur von einer gänzlichen innern Auflösung in Spanien redeten, welche unausbleiblich zur förmlichen Revolution führen müsse; daß unter dem Ministerium der Decamisados mit dem Oberst San-Miguel an der Spitze, nicht nur die königliche Würde, sondern sogar Leben und Sicherheit des Monarchen jeden Augenblick bedroht seien; daß Spanien der allgemeine Zufluchtsort aller aus andern Ländern vertriebenen Republikaner sei, und daß von dort her die Bourbons beständig durch die Presse insultirt würden; daß das Eigenthum der Kirche willkürlich angegriffen und verschleudert würde — diese und andere Umstände schienen alsbald dem Fürsten Metternich wichtig genug, dem Strome der Revolution bei Zeiten mit Gewalt einen Damm entgegenzusetzen. Er stimmte daher ganz mit den Ansichten des französischen Gesandten überein, und auch der Kaiser Alexander von Rußland, damals ganz besonders mit den geheimen Gesellschaften

beschäftigt, war durch den Ausgang der rocheller Verschwörung, wo Herr von Marchangy so viel gewirkt hatte, noch mehr gegen Republikanismus und Carbonarismus eingenommen, sodaß er beide allenthalben witterte. Auch ihm war daher das spanische Wesen ein Gräuel, ihm sowol als Metternich war es gerade recht, in Montmorency das Werkzeug gefunden zu haben, dem zu steuern, und Beide bestärkten ihn noch so sehr in seinen kriegerischen Gelüsten, daß sie ihn schon zu Wien dahin zu bewegen wußten, demnächst in Verona officielle Anträge auf eine bewaffnete Intervention Frankreichs in Spanien zu stellen, und dabei das Versprechen gaben, solche Anträge mit ihrem ganzen Einflusse zu unterstützen.

Ueber solche Vorausbestimmungen zum Theil zuvor einig, fanden sich dann die höchsten Herrschaften und deren Diplomaten im Laufe des Octobers 1822 in Verona zusammen. Eine dreitägige religiöse Dankfeier, von der Stadt angeordnet für die Gnade, welche ihr von der Vorsehung zutheil geworden, ging den eigentlichen Geschäften voran. Diese selbst wurden abgemacht, je nachdem ein Hof dem andern Mittheilungen gemacht hatte, über welche alsdann Anträge und Erörterungen sich als nöthig herausstellten. Auf diese Art ließ sich bei den Verhandlungen eine gewisse Unregelmäßigkeit des Geschäftsbetriebes nicht ganz vermeiden. Nur ausnahmsweise wurden einzelne Gegenstände bei geschlossenen Sectionen verhandelt.

Die ersten Erörterungen waren hauptsächlich den italienischen Angelegenheiten gewidmet, die man gleichsam in einem besondern Congresse abmachte, an welchem vor allen Rom, Neapel, Toscana, Modena, Parma, Piemont

und Oestreich Namens der Lombardei theilnahmen. Infolge nämlich der kürzlich in Neapel und Piemont ausgebrochenen Revolutionen hatte Oestreich daselbst das Interventionsrecht geübt, die Ruhe wiederhergestellt und diese auch durch seine Truppen bis dahin aufrechterhalten. Dadurch aber war zugleich die politische Stellung Oestreichs über die andern Staaten in Italien eine so überwiegende und dictatorische geworden, daß man der Sache nach eigentlich nur von einem Principalstaate und andern abhängigen Gebieten reden durfte. Bei der wenigen Liebe, die Oestreich ohnehin in Italien genoß, mußte es das allgemeine Streben aller Fürsten daselbst sein, dies Verhältniß wieder abzustellen, und alle ihre nach Verona geschickten Gesandtschaften, für welche besonders der Cardinal Spina aus Rom ein einflußreiches Wort führte, waren angewiesen zu verlangen, daß nach Wiederherstellung der Ruhe und der alten monarchischen legitimen Verhältnisse nunmehr die öftreichische Einmischung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten ebenso unnöthig als völkerrechtswidrig erscheine. Es sei gar keine Gefahr mehr vorhanden, alles politische Leben in Italien der selbständigen Entwickelung anheimzustellen. Frankreich, das seit länger als 300 Jahren fortwährend mit der größten Anstrengung nach politischem Einfluß in dem Nachbarlande Italien gerungen hatte, sah eben unter Napoleon seine Wünsche mit Erfolg gekrönt, mußte aber ebenso schnell seine Errungenschaft und seine Stellung an seinen alten beständigen Feind, das Haus Habsburg, abtreten. Das war so leicht nicht zu verschmerzen. Darum hatte der französische Gesandte auch noch dahin die bestimmteste Instruction: Alle Wünsche

der italienischen Staaten gegen Oestreich, so weit es auf indirecte Weise möglich wäre, zu unterstützen, und letztern namentlich in dem an Frankreich grenzenden Piemont nie und nimmermehr ein zukünftiges Besatzungsrecht in der Feste Alessandria zuzugestehen, wovon anfangs die Rede gewesen war. Alles sollte vielmehr wieder den selbständigen italienischen Monarchen in die Hände gelegt werden.

Ganz dem gemäß ordnete sich denn auch nach und nach diese Frage. Wegen Piemont wurde durch den Vertrag vom 14. December 1822 (ratificirt am 9. Februar 1823) bestimmt, daß innerhalb des Zeitraums vom 1. Januar bis zum 1. September 1823 alle fremden Truppen zurückgezogen sein müßten; bei den noch in Neapel verweilenden östreichischen Besatzungen ward durch einen ähnlichen Vertrag sofort eine bedeutende Verminderung beliebt, mit der nach und nach, bis zur Evacuirung, fortzufahren sein sollte!

Doch solche Verhandlungen erschienen dem französischen Gesandten, Herrn von Montmorency, wie unbedeutende Nebensachen. Er hatte immer nur das Ziel seiner eigenen und das der Politik seiner Partei, eine Intervention in Spanien, im Auge und verfolgte dieses mit einer Rücksichtslosigkeit, die ebenso oft an Muth als an Gewissenlosigkeit und naiven Unverstand hinstreift, sodaß dafür der rechte Name schwer gefunden wird.

Eine überaus wichtige Berathung in dieser Angelegenheit hatte am 12., eine noch entscheidendere am 20. October statt. Nach nochmaliger Wiederholung aller Gefahren, welche angeblich die Ruhe Europas und Frankreichs insbesondere von Spanien her bedrohen sollten,

überreichte Herr von Montmorency eine Note, welche den Bruch und den künftigen Krieg zwischen Frankreich und Spanien schon als ganz unvermeidlich voraussetzte und daher gewissermaßen wie eine förmliche Kriegserklärung anzusehen ist. Ihr Inhalt ist kürzlich der: Nach einer Ausführung, daß es mit der Sicherheit des monarchischen Princips und der Ruhe in Frankreich nicht länger vereinbar sei, einen solchen ewigen Herd der Revolution, wie Spanien, an seiner unmittelbaren Grenze zu dulden, werden sogleich den übrigen Großmächten die folgenden kategorischen Fragen gestellt:

1) ob sie, wenn Frankreich alle politischen Verbindungen mit Spanien abzubrechen und seinen Gesandten von Madrid abzuberufen genöthigt sein würde, diesem Beispiele zu folgen und eine gleiche Handlungsweise zu beobachten gedächten;
2) ob sie, wenn Frankreich den Krieg an Spanien erklären müßte, diese Maßregel anerkennen und sie als Das, was sie einzig und allein sein solle, als Unterdrückung des revolutionären Princips daselbst gutheißen wollten;
5) ob sie bei diesem Zwecke Frankreich Hülfe zukommen lassen würden, wenn letzteres in die Lage gerathe, diese Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen?

Der Vater dieser Note hatte offenbar eine bedingungsweise erst im äußersten Fall zu ergreifende Maßregel für die unbedingte, sich von selbst verstehende Basis, von der er alle weitern Schritte ausgehen ließ, genommen, und somit war von ihm alles Das provocirt, was er sich höchstens im passiven Abwarten erst aufdringen lassen durfte. Das Geschrei der Ultrapartei in Paris,

die ihn vor seinem Abgange nach Verona noch gehörig bearbeitet hatte, mag den größten Theil zu dieser Handlungsweise beigetragen haben; etwas vielleicht auch noch eine Eifersucht gegen Oestreich. Durch dessen Einmischung in ähnliche italienische Angelegenheiten war sein politischer Einfluß weit über die alten Landesgrenzen hinausgetragen. Für Frankreich bot die Pyrenäische Halbinsel jetzt ein zu naheliegendes und lockendes Feld für ganz gleiche Erfolge, die noch dazu den Ausschluß Englands, des alten Nationalfeindes, von jenen Gebieten in Aussicht stellten.

Auf den Ton dieser Note mag auch ein Schreiben, welches Herr von Montmorency kurz vor Uebergabe derselben von der royalistischen Gesandtschaft von Seu d'Urgel erhielt, und unterzeichnet war von dem Marquis von Mataflorida und dem Erzbischof von Tarragona, nicht ohne allen Einfluß gewesen sein, denn dieses war wirklich im höchsten Grade aufregend. Es war die royalistische Partei in Spanien darin als so schwach dargestellt, daß sie sich nicht allein helfen könne, und daß, wenn die französischen Bourbons Hülfe nicht leisten wollten, man zu einer andern Macht flüchten müsse. Ganz besonders wird Herr von Montmorency zu rücksichtslosem und raschem Handeln aufgefodert, damit der Einfluß seines Collegen Châteaubriand, den man für einen Anhänger der Constitutionen hinstellte, nicht Alles wieder umwerfe!

Die Erklärung der übrigen Mächte auf diese Note war ganz den frühern Besprechungen gemäß. Oestreich und Preußen antworteten am 30. October anfangs zwar anscheinend im entgegengesetzten Geiste; aber wol nur scheinbar, denn immer mehr war der Ton ihrer Noten

so, daß Herr von Montmorency auch ihren Inhalt ganz seinen Wünschen gemäß auslegen konnte. Noch mehr ging geradezu auf dessen Plane der unabhängiger in Europa stehende Kaiser von Rußland ein, dessen damalige politische Ansichten so ganz mit den Absichten des französischen Gesandten übereinstimmten, daß man ihn wol als diejenige Macht ansehen kann, die am meisten für die eigentliche Durchsetzung der veronesischen Beschlüsse gethan hat. Schon legte Alexander einen Plan vor, nach dem eine Austro-Russische Armee von 40,000 Mann an den Küsten Biscayas landen und dann so operiren sollte, daß sie mit einer von Osten nach Westen vordringenden französischen Armee in der Hauptstadt Madrid zusammenstieße, um von hieraus dann der Herrschaft der Demokratie völlig ein Ende zu machen.

Dieser erste kriegerische Eifer ward jedoch noch einmal durch den englischen Gesandten, den Herzog von Wellington, so weit gedämpft, daß jenes erste Project wenigstens vorläufig vollständig bei Seite gelegt wurde. Er hatte nämlich in einer Antwortsnote auf die Anfragen des Herrn von Montmorency geradezu erklärt: Daß England nimmermehr sich für berechtigt halten könne, sich in die innern Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen, und daß es sich daher der Handlungsweise der übrigen Großmächte, insoweit diese von jenem Principe abwiche, nicht anschließen könne. Auch sehe es den Vortheil nicht ein, der für Spanien aus der Herstellung der unumschränkten königlichen Gewalt durch fremde Waffen erwüchse. Die Colonien, die sich eben für unabhängig erklärt, seien gerade durch jene Maßregel am sichersten und unausbleiblich für das Mutterland verloren, weil die absolute

Regierung den Hauptgrund der Trennung gebildet; und England werde nach seinen politischen Grundsätzen, denen es stets folge, weil sie zum großen Theil in seiner eigenen Verfassung basirten, nicht umhinkönnen, die freigewordenen Colonien als selbständige Staaten anzuerkennen und mit ihnen in politischen Verkehr zu treten.

In einem Briefe an den Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, Canning, vom 12. November, meldete Wellington diese seine Antwort, und rechtfertigte, soweit es noch irgend nöthig war, die Haltung, welche er dadurch den andern europäischen Großmächten gegenüber angenommen hatte.

Eine lange Conferenz zwischen Metternich, dem Herrn von Montmorency und dem Herzoge von Wellington folgte auf diese Note und man wandte alle Gründe der Ueberredung an, um die englische Politik in der spanischen Angelegenheit den Wünschen und Absichten der Heiligen Allianz geneigter zu machen und sie zu einer übereinstimmenden Handlungsweise zu bewegen. Aber der eiserne Herzog war nicht der Mann danach, seinen vaterländischen Verhältnissen so leicht etwas zu vergeben. Er verlangte für England ganz freie Hand, den eigenen Gesetzen und Interessen gemäß zu handeln, wie auch die Congreßbeschlüsse ausfallen würden. Demgemäß foderte er zunächst eine vollständige Neutralität.

Es blieb somit für die Minister der Mächte Rußland, Oestreich und Preußen vorerst nichts Anderes übrig, als auf das ewige Drängen des Herrn von Montmorency im Namen Frankreichs zum Kriege mit Spanien mit einigen zuwartenden Maßregeln zu antworten. In einem Protokolle kam man überein, Das was weiter

geschehen solle, von dem Inhalt einer Antwort abhängig zu machen, welche die Cortes in Spanien auf ein schon von Wien aus im Namen des bevorstehenden Congresses an sie erlassenes Schreiben ertheilen würden, in welchem sie zur Unterwürfigkeit unter dessen Principien und Beschlüsse aufgefodert waren. Diese Antwort erfolgte auch bald, aber in einem rücksichtslosen, fast herausfodernden Tone. Die Cortes ließen dem versammelten Congreß völlige Freiheit, nach Belieben zu entscheiden, wo er etwas zu verordnen berechtigt sei; nahmen dagegen für sich ganz gleiche völlige Freiheit in Anspruch, die spanischen innern Angelegenheiten den Bedürfnissen und ausgesprochenen Wünschen der Nation gemäß zu ordnen, und das um so mehr, weil sie zu diesem Zweck speciell berufen seien, während eine Provocation auf den Ausspruch des Congresses überall nicht existire.

Diese Erklärung machte natürlich viel böses Blut und förderte so die Absicht Derer, welche gegen Spanien einschreiten wollten, um ein Bedeutendes. Metternich trat von nun an viel entschiedener auf und stellte einen Antrag: weil die wohlwollenden Absichten und freundlichen Vorstellungen nichts gefruchtet, so solle noch einmal eine amtliche Demonstranz im Namen des Congresses nach Madrid gesandt werden, und darin die förmliche Auffoderung enthalten sein, zu den durch die Heilige Allianz garantirten Grundsätzen der Legitimität zurückzukehren, das Cortesregiment gänzlich aufzuheben und dem Könige die unumschränkte Gewalt wieder in die Hände zu legen. Der Antragsteller erhielt sofort die Genehmigung von Rußland, Preußen und Frankreich; sein Vortrag ward in die Form eines kategorischen Protokolls gebracht, dieses

von den vier gedachten Mächten unterzeichnet und demnächst zur Erklärung nach Madrid gesandt.

Noch weiter gingen die Minister schon in ihren geheimen Beredungen zu Verona selbst, bei denen der unermüdliche Eifer des Herrn von Montmorency so recht hervortreten konnte. Es ward schon festgestellt, daß es sich nie um einen solchen Vergleich handeln solle, vermöge dessen die spanische Constitution durch einige zu Gunsten der unumschränkten Gewalt des Königs getroffene Paragraphen etwas erweitert würde; nur von völliger Vernichtung der Cortes könne die Rede sein. Man kam ferner darüber überein, daß die Großmächte eine Depesche an ihre Gesandten zur Präsentation bei der Cortesregierung erlassen sollten, worin diese aufgefodert würde, sich sofort dem im zuletztgedachten Protokolle enthaltenen Ultimatum zu fügen, widrigenfalls die Gesandten sofort Madrid zu verlassen und jeden diplomatischen Verkehr mit den Cortes als einer nicht legitimen Behörde abzubrechen hätten. Sodann war bestimmt, daß man es Frankreichs Ermessen überlassen wolle, welche Maßregeln es als die zweckmäßigsten für die Sicherung der Person des Königs von Spanien, Ferdinand VII., und für die Wahrung der eigenen nachbarlichen Interessen zu ergreifen gedenke. Endlich ward auch schon provisorisch im Fall eines Krieges die Art und Weise des Verhältnisses der übrigen Mächte zu Frankreich, das Kriegsverfahren und die zu leistende Hülfe geregelt. Frankreich gab dagegen seinerseits die Zusagen, den Aufenthalt seiner Truppen in Spanien und seine Hülfe überhaupt nicht weiter auszudehnen, als für obigen Zweck unumgänglich nöthig sei. Alle diese Punkte waren gleichfalls

in einem förmlichen Protokolle zusammengefaßt, das von den oft genannten vier Mächten unterschrieben war. Alles dies war nach und nach bis zum 17. November 1822 geschehen.

Nur der Herzog von Wellington betheiligte sich officiell für England bei keinem einzigen dieser Beschlüsse, sowie er auch keines der gedachten Protokolle unterzeichnete, um freie Hand zu behalten und die gefoderte Neutralität in keiner Hinsicht zu gefährden. Er stellte sich immer so, als sei er völlig ununterrichtet über die Ursachen des Zerwürfnisses mit den spanischen Cortes, weßhalb er in einer so wichtigen und entscheidenden Angelegenheit für seine Regierung keine Stimme, die eine bindende Stellung nach sich ziehe, abgeben dürfe.

Um die Politik Englands ganz kennen zu lernen, wird es gut sein, der officiellen Actenstücke darüber, bis zu dem geschilderten Abschnitt des Congresses, kurz und auszugsweise zu erwähnen.

Als Wellington nach Verona ging, erhielt er unter dem 15. September 1822 seine ersten Instructionen. „Was Spanien angeht“, heißt es darin, „so hat England keinen Grund, in Beziehung auf dieses Land das politische System zu ändern, was es bis auf den heutigen Tag befolgt hat. Die Sorge für das Wohl der königlichen Familie, das stete Beobachten aller unserer Beziehungen mit dem Lande und Portugal, ein beständiges Nichteinmischen in die rein innern Angelegenheiten dieser Staaten müssen stets als die Basis der von England zu beobachtenden Politik angesehen werden.“

Die Reise Wellington's ging über Paris, und von hier aus schrieb er am 21. September an Canning:

„Ich hatte gestern eine große Verhandlung mit Herrn von Villèle über die Beziehungen seiner Regierung mit Spanien. Seit langer Zeit hält man aus Furcht vor dem Gelben Fieber Truppen an der Grenze dieses Landes, aber diese Maßregel wird noch lange dauern, weil man dazu den Schauplatz eines Bürgerkrieges und die Angriffe, die die französischen Grenzen davon erleiden könnten, nebenbei noch fürchtet. Herr von Villèle sagte mir, daß die Vereinigung des Congresses in diesem Augenblick kein unwichtiges Moment für die gegenseitige Lage der beiden Länder bilden werde, und meinte, daß man dessen Resultate auch in Spanien mit Ungeduld erwarte, indem sich hier das Uebel, wenn man zu keiner Entscheidung gelange, nur vergrößern werde. Darum wünschte Herr von Villèle, daß der Congreß die gegenwärtige Lage Frankreichs und Spaniens sorgfältig ins Auge fasse, namentlich die Möglichkeiten erwäge, unter denen es selbst bis zum Kriege kommen könne. Ich antwortete ihm jedoch, daß es uns rein unmöglich sei, im voraus ein Verhaltungssystem festzustellen, dem wir in ganz ungewissen, nur möglichen Fällen folgen würden. Ich bitte, mich für den Fall mit weitern Instructionen zu versehen, daß der Vorschlag des Herrn von Villèle zur Erklärung an den Congreß gelangen sollte."

Hierauf antwortete Canning am 27. September: „Wenn das Project auftauchen sollte, durch Drohung oder Waffengewalt in Spanien zu interveniren, so sind die Minister Sr. Maj. so überzeugt von der Gefahr und dem Nichtsnützen einer solchen Intervention, die Principien, auf die man sie gründen will, scheinen ihnen so irrig, und die Ausführung so unpракticabel, daß, wie

die Umstände sich auch stellen mögen, Sie immerhin frank und frei erklären können, daß Se. Maj. sich niemals bei einer solchen Intervention betheiligen würden."

Am 22. October meldete Wellington aus Verona an Canning:

„Wir hatten am Sonntag Abend eine Conferenz, in welcher der Minister Frankreichs, Herr von Montmorency, eine Note vorlegte, von der ich eine Copie beilege. [2]) Ich denke, jeder der übrigen Minister wird darauf antworten. In meiner Antwort werde ich mich kurz auf unser Verhalten gegen Spanien seit dem April 1820 beziehen und es ausschlagen, im voraus unser künftiges Verhalten zu bestimmen, bis wir eine vollständige Kenntniß alles Dessen erhalten, was sich zwischen Spanien und Frankreich zugetragen. Ich nehme mir vor, außerdem noch anzukündigen, daß, wenn ich die gegenseitige Stellung der beiden Länder betrachte, es mir nicht thunlich scheint, daß sich Spanien zuerst erkläre, wenn von der Observationsarmee und deren Absicht die Rede ist."

Am 5. November schickte dann Wellington diese in Form einer officiellen Note ausgefertigte Erwiderung zur Kenntniß seines Ministeriums nach London in einer Copie, deren Inhalt also lautete:

„Verona, 30. October 1822.

Seit dem Monat April 1820 hat die englische Regierung jede mögliche Gelegenheit ergriffen, ihren Bundesgenossen jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Spaniens abzurathen.

Sie hat freilich dieses Princip bei dem politischen Verkehr mit allen andern Staaten auch stets als Norm für ihr Handeln befolgt; allein wie sehr man auch ganz

besonders die spanische Revolution misbilligen, ihr System tadeln und die Art, wie sie die innern Verhältnisse festgestellt, verdammen mag; welche Verbesserungen man auch Spanien selbst wünschen möchte — man muß die Mittel dazu stets im Innern, nicht außerhalb suchen, und besonders in dem Zutrauen, was das Volk zu dem Charakter und der Haltung seines Königs hat.

Die englische Regierung meint, daß eine Intervention, um den König auf dem Throne zu kräftigen, um wieder umzustürzen was er festgestellt und garantirt hat, oder um mit Gewalt eine andere Form von Regiment oder Constitution aufzurichten, zu nichts Anderm führen würde, als den König in eine ganz falsche Stellung zu bringen und alle Mittel zur Verbesserung, die das Land im Innern bietet, rein abschneiden müßte. Darum würde die englische Regierung eine unnütze Verantwortlichkeit auf sich laden, wenn sie an einer solchen Intervention Theil nähme; sie würde den König von Spanien dadurch nur schweren Gefahren aussetzen und am Ende dann doch noch den vorgesetzten Zweck rein verfehlen.

Solche Principien hat Se. Maj. seit April 1820 nicht allein allen Alliirten angerathen, sondern auch selbst befolgt bis auf den heutigen Tag.

In allen politischen Verhandlungen unter den großen Mächten spricht sich von Seiten Sr. Brit. Maj. immer das unbegrenzteste Zutrauen namentlich gegen Frankreich aus, sodaß es nie unterlassen ist, dieses von Allem in Kenntniß zu setzen, was an Instructionen und andern Verhaltungsmaßregeln an die englischen Gesandten in Madrid gelangt ist und von daher wieder an den spanischen Gesandten in London kam. In Allem wird

sich die gleiche wohlwollende Gesinnung gegen König und Volk von Spanien wiedererkennen lassen.

Bei einer Betrachtung der Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien seit 1820 bis auf den heutigen Tag muß der Blick sogleich auf die unglückselige und schiefe Stellung fallen, in welche der König von Spanien gedrängt ist. Der Parteigeist in beiden Ländern hat die nationalen Antipathien noch vermehrt, und hierin liegt die Hauptursache der unglückseligen Erbitterung, welche zwischen Frankreich und Spanien existirt und wovon der Minister des erstern Landes geredet hat. Das große Ziel der auswärtigen Politik Sr. Brit. Maj. ist, den Frieden unter den Völkern zu erhalten, und da Sie zugleich das lebhafteste Interesse für das Glück und die Ehre der französischen Regierung hat, so wünscht Sie nichts mehr als die gegenwärtigen Misverhältnisse zu beseitigen.

Aber die englische Regierung fühlt nicht minder, daß eine Erklärung auf irgend einen der drei vom französischen Minister proponirten Punkte ohne genaue Kenntniß alles Dessen, was zwischen Spanien und Frankreich vorgefallen, nicht allein voreilig und ungerecht, sondern auch ganz ohne Nutzen sein würde. Sie würde jede Maßregel, die sich auf bessere Information stützte, im voraus abschneiden und so Se. Brit. Maj. in eine ganz falsche Stellung zu allen Ihren Bundesgenossen bringen. Darum ist sie auch der Meinung, daß von den vom französischen Gesandten gestellten Alternativen keine einzige nothwendig sei, und daß eine neue sorgfältige Prüfung aller Verhältnisse zwischen Frankreich und Spanien, wie auch der Ton der herrschenden Partei in

letzterm Lande sich zuweilen gestaltet habe, doch in jedem Fall das Resultat ergeben müßte: daß zu kriegerischen Feindseligkeiten noch nicht gegriffen zu werden brauche.

In Anbetracht, daß ein bürgerlicher Krieg auf der ganzen Länge der Grenze beider Länder existirt, daß Armeen daselbst in Bewegung sind, und daß jeder der Grenze von Spanien nahe gelegene Ort Frankreichs der Gefahr ausgesetzt sein kann, beunruhigt zu werden: wird Jeder nur die Vorsicht Sr. Allerchristlichen Maj. billigen, ein Beobachtungsheer zur Sicherung der eigenen Grenzen zusammengezogen zu haben. Aber Se. Brit. Maj. wünscht aufrichtig, daß dies Mittel nur zu diesem Zweck diene, und daß dem Könige von Spanien Erklärungen gegeben werden, welche ihn über diese Maßregel beruhigen können. Eine solche Erklärung würde hoffentlich alle Aufregung gegen Frankreich beilegen.

Ein Blick auf die wirkliche Macht der beiden Staaten würde auch einem Jeden sagen, daß wirklich reelle Nachtheile, welche Frankreich angeblich drohen, nicht von den Grenzen Spaniens ausgehen können. Denn der allertiefste revolutionaire spanische Unverstand würde noch nicht im Ernst auf Erfolg bei einem Angriff auf Frankreich hoffen, und da der Bürgerkrieg in diesem Augenblick den Spaniern genug zu thun macht, so ist schwerlich anzunehmen, daß sie es sind, die mit Frankreich zu brechen wünschen. Sie werden im Gegentheil gern den Vortheil genießen, den sie von der Anwesenheit eines französischen Gesandten am Hofe zu Madrid haben können.

Einen Bruch, oder eine Maßregel, welche das Abbrechen alles diplomatischen Verkehrs zur Folge hätte, durch Spanien veranlaßt, betrachtet demnach Se. Brit.

Maj. als rein unmöglich; und da Sie nicht vollkommen aufgeklärt ist über Alles, was sich seit 1820 zwischen Spanien und Frankreich begeben, und daher auch den Grund nicht wissen kann, mit welchem letzteres den Krieg zu rechtfertigen gedächte, so können auch die Räthe Sr. Maj. ihre Meinungen über die gestellten problematischen Punkte nicht im voraus aussprechen, und man wünscht, daß die französische Regierung Mittel finden möge, das Aeußerste zu vermeiden."

Ein Memorandum vom 12. November über Das, was weiter in Verona geschah, vervollständigte die bisherigen Berichte Wellington's an Canning. Es ist folgendes Inhalts:

„Am 20. October präsentirte der französische Minister eine Note, in welcher er an die Minister der übrigen Mächte drei Fragen stellte." (Folgen die schon oben erwähnten drei Fragen.)

Die drei großen continentalen Mächte antworteten darauf am 30. October dahin, daß sie in Allem Frankreich folgen und die Stellung gegen Spanien beobachten würden, die es selbst gegen dasselbe einnehmen würde, und daß sie ihm auch jede nöthige Hülfe zukommen lassen wollten. Ueber die Zeit und Art und Weise der Cooperation selbst ward das Nähere in einem besondern Vertrage festgesetzt.

Der Minister Großbritanniens antwortete, daß er über die Ursachen des fraglichen Misverständnisses zu wenig Kenntniß habe, um für hypothetische Fälle sich durch irgend eine feste Erklärung zu binden.

Ueber die Art mit Spanien zu verkehren ward am 31. October anscheinend im friedlichen Geiste weiter ver-

handelt. Um einem Bruch zwischen Frankreich und Spanien zuvorzukommen, ward beschlossen, daß jeder Gesandte der continentalen Mächte in Madrid eine besondere Note, welche aber alle gleichen Inhalts seien, präsentiren solle. Am 1. November beschloß man, auch mir diese Noten mitzutheilen, und es wird sich darum handeln, was nunmehr von unserer Seite zu thun ist.

Es sind jedoch bei diesem ursprünglichen Plane schon einige Abweichungen vorgekommen. Statt diese Noten, welche durch die Minister in Madrid präsentirt werden sollen, alle an den spanischen Hof zu richten, hat man sie speciell an jeden einzelnen Minister adressirt, — angeblich um der Auslegung der Noten einen weitern Spielraum zu lassen, der officiellen Actenstücken abgehen würde. Demgemäß entwarf sogleich Herr von Montmorency das Concept seiner Depesche, und die Minister der übrigen Mächte folgten bei Entwerfung der ihrigen.

So stehen augenblicklich die Angelegenheiten hier beim Congreß. Im Lauf der Discussion hat sich eine bemerkenswerthe Verschiedenheit des Meinens und Handelns zwischen den continentalen Mächten und Großbritannien herausgestellt. Ich habe vorerst förmlich verlangt, daß Frankreich und Alle welche sein System theilen, sich auf Das beschränken, was man die äußern Klagepunkte zwischen Frankreich und Spanien nennen könnte, daß sie sich aller Drohungen gegen letzteres enthalten, dessen Grenze nicht mit feindlichen Demonstrationen überschreiten und nur eine defensive Allianz gegen dasselbe schließen sollten."

Diese letztern Punkte hatte dann der Herzog von Wel-

lington in einer officiellen Antwort zusammengefaßt, die er am 20. November den übrigen in Verona versammelten Ministern, als Entgegnung ihrer Mittheilung der Concepte der nach Madrid zu sendenden Noten, communicirte:

„Die Minister der alliirten Mächte haben es für paßlich gehalten, Spanien die Gesinnungen ihrer Souveraine wissen zu lassen durch Depeschen an ihre dortigen Minister und nicht durch officielle Noten an die Regierung selbst, weil dieser Weg eine leichtere Discussion gestatte und kein sofort entscheidendes Resultat in sich schließe. Diese Depeschen sollen dann der spanischen Regierung in extenso mitgetheilt werden.

Ursprung, einzelne Umstände und Folgen der spanischen Revolution, der gegenwärtige Zustand der Dinge daselbst, das Auftreten Derer, welche augenblicklich das Steuer dort in Händen haben, setzen die Ruhe und Sicherheit aller übrigen Länder in Gefahr und deren Regierungen in die höchsten Besorgnisse: Das ist der Inhalt jener Depeschen.

Die Cabinete Rußlands, Oestreichs und Preußens sind damit ganz übereinstimmend; aber England möchte bitten, noch einmal wohl zu bedenken, ob jetzt der paßliche Moment sei, solche Vorstellungen zu machen, ob sie nicht eher zum Nachtheil Frankreichs ausfallen könnten, und ob es nicht rathsamer sei, sie daher zu einer andern Zeit einzuschicken.

Solche Vorstellungen müssen unausbleiblich das spanische Gouvernement zu dem Glauben bringen, man wolle von den Differenzen zwischen ihm und Frankreich Vortheil ziehen, indem man die ganze Macht der Allianz

gegen Spanien in Bewegung setzt. Damit würde man also die schwierige Stellung Frankreichs nur noch vermehren.

Das Resultat wird eine gänzliche Unterbrechung des diplomatischen Verkehrs der alliirten Höfe mit Spanien sein; aber in dessen Stellung zu Frankreich wird dadurch nicht das Mindeste verändert. Von einem Nutzen für letzteres kann also nimmermehr die Rede sein.

Aber solche Mittheilungen werden nicht allein Frankreich in Verlegenheit setzen, auch für England werden sie gleichen Erfolg haben. Se. Maj. bedauert, den König von Spanien in einer so drückenden Lage zu sehen, und wünscht nichts mehr als das Ende alles das Land drückenden Unglücks und die Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Spanien; hieran möchte Se. Maj. mit ihren Alliirten mitarbeiten und einen möglichen Bruch verhindern.

Aber Se. Maj. denkt auch, daß die Einmischung in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staates, wo nur ein indirectes Interesse dazu vorhanden, ein Widerspruch sein würde gegen alle bisher befolgten politischen Principien und gegen das Völkerrecht überhaupt. Se. Maj. denkt, daß sie dadurch eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden könnte, wenn eine solche Einmischung nur mehr aufregte als einen wohlthätigen Erfolg zeigte, und wenn sie daher auf die beklagenswerthe Weise die Verwickelungen Frankreichs mit Spaniens nur erhöhte, statt sie beizulegen.

Darum wird England in dieser Angelegenheit nicht mit den übrigen Alliirten gleiche Sprache führen, und um schon nicht in einen Verdacht dieserhalb zu kommen,

wird es an keiner Mittheilung an Spanien in Beziehung auf sein Verhältniß zu Frankreich theilnehmen.

Infolge davon muß Se. Brit. Maj. ihre guten Dienste und Bemühungen darauf beschränken, den Eindruck, den andere Mittheilungen machen können, durch ihren Minister zu Madrid zu mildern, der angewiesen ist, in dieser Hinsicht seinen ganzen Einfluß aufzubieten."

Diese und ähnliche andere Urkunden, die spanische Frage betreffend, wurden im Jahre 1823 beiden Häusern des Parlaments vorgelegt, um dieses vollkommen über Das zu unterrichten, was in Verona sich begeben. Aber sie dienen auch noch besonders dazu, ein gerechtes Urtheil über den Herzog von Wellington zu begründen. Es ward nämlich zu jener Zeit vielfach mitgetheilt, daß der Herzog, schon durch die Uebereinstimmung der politischen Ansichten in der orientalischen Frage mit dem Fürsten Metternich in ein engeres Verhältniß getreten, und außerdem, seiner persönlichen politischen Ueberzeugung gemäß, in jenen Tagen nicht ganz abgeneigt gewesen sei, dem übereinstimmenden Verfahren der übrigen Mächte gegen Spanien sich anzuschließen. Nur die decidirtesten Instructionen und gemessensten Befehle des neuernannten Secretairs der auswärtigen Angelegenheiten, Georg Canning, sollen ihn haben davon zurückhalten können.

Doch muß man sich wohl hüten, solchen Vermuthungen Glauben zu schenken, namentlich wenn ein Vorwurf gegen den Herzog sich darunter verbirgt. Die obigen Urkunden geben für solche Beschuldigungen nicht den geringsten Raum und stellen den Sieger von Waterloo auch bei dieser Gelegenheit wie immer als einen

Mann dar, der nicht rechts und links sieht, sondern ohne jede persönliche Rücksicht ganz und gar seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt.

Das ist immerhin wahr, der Herzog war für seine Person kein Freund der Verfassungsreformen, zu denen die letztverflossenen drei Decennien unsers Jahrhunderts hinstrebten, aber stets wußte er, und das ist ein Theil seines schönsten Ruhmes, sich mit seinen persönlichen politischen Sympathien und Antipathien allgemeinen und weiter gehenden Rücksichten zu fügen. Sein Verhalten bei der Reform- und Emancipationsfrage im Parlament beweist dies genugsam. Demgemäß mag auch etwas Wahres daran sein, wenn man wissen will, daß er für seine Person nicht mit der Handlungsweise und den Absichten der Cortes übereingestimmt habe; aber gewiß ist nie im Gemüthe des Mannes nur der entfernteste Gedanke aufgestiegen, damit seine persönliche Ansicht durchgesetzt werde und ihr genug geschehe, für England eine übertriebene Maßregel anzurathen und sein Vaterland blind in die Folgen davon zu verwickeln. Noch weniger kann es dem Heerführer Wellington eingefallen sein, der seinen wohlverdienten kriegerischen Lorbeer gerade deßhalb erhielt, weil er Frankreichs Einfluß auf der Pyrenäischen Halbinsel vernichtet und den Großbritanniens gegründet, jetzt mit einem Votum alle Früchte von langjährigen und blutigen Kriegen zu verlieren und seinem Vaterlande etwas zu vergeben, was es so schwer und mit ungezählten Millionen nur hatte erwerben können!

Eine noch entscheidendere, mit jenen Protokollbeschlüssen im engsten Zusammenhang stehende und diese praktisch ausführende Maßregel folgte alsbald. Die Groß-

mächte, außer England, ließen an ihre Gesandten in Madrid jene ziemlich gleichlautenden Depeschen, wovon oben die Rede gewesen ist, wirklich abgehen, nachdem man sich über ihren Inhalt einigermaßen vereinigt hatte. Man hatte wirklich an dem Modus festgehalten, daß die Gesandten auf eine eigentlich nur an sie gerichtete Depesche die Cortes zu einer Erklärung veranlassen, und gleich ihre Pässe fodern sollten, wenn diese Erklärung nicht den Wünschen der Großmächte gemäß ausfiele.

Es wird in jenen Depeschen zunächst auf die verderbliche Richtung hingewiesen, welche die innern Angelegenheiten Spaniens beständig seit der Militairrevolution von der Insel Leon im Jahre 1820 genommen. Man kommt dann auf die Gefahren, welche Frankreich als Nachbarstaat davon drohen, sowie auf dessen freundschaftliche Verhältnisse mit allen übrigen europäischen Staaten, was wieder Uebereinstimmung mit den erfoderlichen Maßregeln, die Frankreich zu seiner Sicherung bedürfe, nothwendig erheische. Auch findet sich der Gedanke: daß die auswärtigen Höfe keineswegs ein Recht in Anspruch nähmen, darüber zu urtheilen, welche Einrichtungen und Verfassungsformen am meisten dem Charakter, den Sitten und den wirklichen Bedürfnissen der spanischen Nation entsprächen; daß es dagegen unzweifelhaft ganz ihre Sache sei, aus eigener Erfahrung die Erfolge zu beurtheilen, welche für sie selbst aus den spanischen Zuständen erwachsen könnten, und daß davon allein ihre Maßregeln für ihre eigene künftige Stellung gegen Spanien abhängig sein müßten.

Die preußische Depesche war datirt von Verona und

vom 22. November, die russische und östreichische vom 26. desselben Monats. [3])

Man hatte also trotz des Widerspruchs des Herzogs von Wellington sich nicht davon abhalten lassen, förmlich feindliche Schritte gegen Spanien zu thun. Als Letzterer sah, daß alle seine Vorstellungen nichts vermöchten, sandte er später noch einmal, kurz vor seiner Abreise von Verona, am 5. December eine Erklärung Namens Englands ein, daß dieses mit allen gegen Spanien intendirten Maßregeln nichts zu thun haben, sondern ganz neutral dabei bleiben wolle. Es war dies schon genug für die übrigen kriegerischen Mächte, die nun wenigstens England nicht mehr sich gegenüberstehend als Spaniens thätigen Verbündeten zu fürchten brauchten. Nicht Wenige wunderten sich auch zur Zeit über jene englische Erklärung in Beziehung auf das Schicksal eines Landes, was einst das Hauptaugenmerk der englischen Politik gewesen war; man wollte darin ein Zugeständniß von Seiten Canning's an die Heilige Allianz erblicken, was man mit seinen sonstigen Gesinnungen und Thaten nicht in Einklang zu bringen wußte.

Somit waren in Beziehung auf Spanien die Ereignisse unabwendbar auf einen Gang der Entwickelung getrieben, daß nur Gewalt in Form von bewaffneter Intervention oder Krieg den bisjetzt geschlungenen Knoten lösen konnte. Die Geschichte zeigt zu deutlich, daß dieser Krieg wenigstens von einer Seite, von der zur Zeit in Frankreich dominirenden Partei, förmlich und mit Absicht provocirt war, indem alle Feinheiten und Künste der Politik in Bewegung gesetzt wurden, um zu diesem Resultate zu gelangen. Die Royalisten in den französi-

schen Kammern wurden gerade durch die spanische Frage in zwei Parteien, Fanatiker und Politiker, geschieden, die unter diesem Namen in Reden und Schriften oft genug vorkommen.

Es nützt heutzutage wenig mehr, die Gründe, welche die französischen Ultras zu ihrer Handlungsweise trieben, alle wiederum aufzuzählen und kritisch durchzugehen, namentlich: ob unter ihnen die Partei der Kirche das Meiste gethan und zwar in der Absicht, daß sie glaubte, mit Unterdrückung der selbständigen Entwickelung der weltlichen Dinge auch das Gelüste, in kirchlichen einmal später ebenso zu verfahren, in nebelweite Ferne zu verschieben; oder ob die weltlichen Ultras mehr zum Kriege trieben und zwar unter andern Gründen auch aus dem, daß sie meinten, die neue Dynastie bedürfe zum Ansehen und zur Befestigung auch des kriegerischen Ruhmes! Das eine Resultat genügt schon: man wollte von Seiten der französischen Ultras den Krieg, und wenn Herr von Châteaubriand in seiner „Histoire du congrès de Vérone" uns dies als eine falsche Ansicht absprechen, dagegen für den spanischen Krieg von 1823 eine für Frankreich schon lange bestehende und ganz außerhalb einer politischen Partei liegende allgemeine Nothwendigkeit gern nachweisen möchte, so ist darauf sehr wenig Gewicht zu legen. Wir werden nämlich gleich sehen, wie bei der spanischen Frage dieser Politiker sich zu einer seinen früher ausgesprochenen politischen Ansichten ganz entgegengesetzten Handlungsweise verleiten ließ. Das konnte er selbst natürlich nicht eingestehen, und darum mußte er Alles anwenden, die Welt zu überzeugen, daß er bei seinen veronesischen Abstimmungen

nur längst vorhandenen, ihn beherrschenden höhern Nothwendigkeiten, und nicht dem Stern der eigenen Weisheit, oder vielmehr dem der eigenen Schwachheit und des eigenen Unverstandes gefolgt sei.

Genug, die Ultras in Paris konnten triumphiren. Alle ihre Wünsche, alle ihre frühern einleitenden Bestrebungen, es zum Kriege mit Spanien zu treiben, um dem besiegten Lande demnächst als Friedensbedingung das eigene Parteisystem aufzuzwingen, wurden durch die Bemühungen des Gesandten mit Erfolg gekrönt. Sie hatten freilich schon durch ein feierliches Gesetz vom 22. September 1822 durchgesetzt, daß ein an der spanischen Grenze aufgestellter Sanitätscordon gegen das Gelbe Fieber, der nach Aufhören der Krankheit unnöthig geworden, geradezu in ein Beobachtungsheer verwandelt wurde; sie hatten den spanischen Ultras insgeheim alle möglichen Unterstützungen zukommen lassen; der französische Gesandte hatte Foderungen machen müssen, wodurch er geradezu als Bundesgenosse der spanischen Ultras erschien; ganz eigenmächtig wurden mit einemmale französische barmherzige Schwestern nach Barcelona, angeblich zur Krankenpflege, gesandt, die aber bald auch in politischen Dingen nach Instructionen der Ultras, die sich in Paris und Madrid einig waren, verfuhren! Alles dies konnte die Erbitterung Spaniens gegen Frankreich nur erhöhen; aber letzteres hatte doch bisjetzt noch, den übrigen Staaten Europas gegenüber, äußerste Schritte gescheut. Jetzt war auch dies Bedenken hinweggeräumt, man war der Zustimmung der meisten Mächte, selbst wenn man mit Gewalt auftrat, gewiß. Der Sieg war

entschieden, aber auch damit der große Fehler des Congresses von Verona vollendet!

Wol darf man von einem Fehler sprechen; man hat zur Rechtfertigung dabei die Folgen und das Gericht der Geschichte nur zu sehr auf seiner Seite. Kommen nun gar jene politischen Fehler in Betracht, die nach Talleyrand's Ausspruch mehr sind wie ein Verbrechen, so bleibt die Strafe auch nicht aus. Die Partei, welche die größte Schuld, die der Urheberschaft, dabei hatte, mußte natürlich am härtesten getroffen werden und die schwerste Strafe tragen; und es wird jetzt nicht mehr bezweifelt, daß eine der Hauptursachen der Julirevolution und des gänzlichen Sturzes der Bourbons und der Ultrapartei in Frankreich in dem spanischen Kriege und den Folgen, die er hervorrief, zu suchen sei. Die andern Großmächte Europas, insoweit sie nur Theilnehmer an der Vollendung des Fehlers waren, hatten dann wenigstens die moralische Niederlage, nach wenigen Jahren mit verhältnißmäßig sehr geringen Modificationen in Spanien Das anzuerkennen, was sie eben verdammt hatten, und wieder Das zu verdammen, für dessen Einsetzung mit Waffengewalt sie einen heiligen Beruf in Anspruch nahmen. Hatte man nun der Welt politische Deductionen vorgelegt, um mit Gründen der Moral und des Völkerrechts die erstere Handlungsweise zu rechtfertigen, so durfte es auch an gleichen bei der letztern entgegengesetzten nicht fehlen, um auch in Beziehung auf diese vor der öffentlichen Meinung gerechtfertigt dazustehen. Davon aber sind keine guten Folgen zu erwarten, denn es müssen ganz außerordentliche Umstände eintreten, wenn ein Richter selbst zwei eigene ganz ent-

gegengesetzte Entscheidungen in derselben Sache als gerecht darstellen will. Dahingegen hatte England dem Umstande, daß es sich bei den Beschlüssen von Verona nur passiv verhielt, zum großen Theil mit die hohe Stellung zu verdanken, die es in neuester Zeit in der öffentlichen Meinung Europas eingenommen. Denn diese hohe Stellung beruht nicht allein auf der oft gepriesenen Verfassung und den davon im Innern sich ableitenden Folgen — gerade in dieser Beziehung ist seit dem Jahre 1822 Manches zweifelhaft geworden; sie beruht ferner nicht allein auf dem Charakter der Nation — die guten Eigenschaften derselben finden sich bei andern in ebenso reichlicher Vereinigung; sie kann endlich auch nicht auf der Offenheit, Ehrlichkeit und Treue der praktischen ausübenden englischen Politik bestehen — vielleicht bei der keines andern Volkes haben sich dabei die Grundpfeiler der Moral so oft materiellen Rücksichten und den Grundsätzen des niedrigsten Vortheils beugen müssen! Nur seiner Klugheit beim Handeln in den verschiedensten Lagen verdankt England das Meiste bei seiner günstigen Stellung in der öffentlichen Meinung, das zeigt kein Ereigniß besser als die Geschichte des Congresses von Verona.

Herr von Caraman von der französischen Gesandtschaft hatte jedoch die Weisung, dem Könige wieder direct geheime Berichte über das Verhalten der Gesandtschaft in Verona einzusenden. Als er auf diesem Wege Kenntniß erhielt von Dem, was Herr von Montmorency schon in Wien gethan, von dem kriegerischen Eifer desselben in Verona selbst und den Resultaten, wohin dieser den französischen Staat bereits unaufhaltsam getrieben, da waren die ersten Worte, die er darüber gegen seinen

Minister Herrn von Villèle aussprach: „Dieser unglückselige Matthäus gibt doch nichts wie Dummheiten an.“

Ludwig XVIII., vielleicht von allen Bourbons der treueste Anhänger der constitutionellen Verfassung, wollte nicht gegen eine solche in Spanien streiten und sprach sich mit großem Takt und richtigem Verständniß der eigenen Stellung geradezu dahin aus, daß sich dies für den Vater der Charte in Frankreich nicht schicke. Man erlasse, so äußerte er sich, für Spanien eine ähnliche wie die meinige, schüchtere die Parteien ein, wenn sie zu weit gehen wollen, aber ich, der constitutionelle König, kann nicht Partei nehmen zu Gunsten der absoluten Gewalt. Sein friedlicher Charakter trieb ihn außerdem, jeden äußersten Schritt zu vermeiden. Der zum Chef des Conseils ernannte ehemalige Finanzminister, Herr von Villèle, schloß sich in der spanischen Frage den Ansichten seines Herrn um so lieber an, als er von einem Kriege eine gänzliche Zerrüttung aller finanziellen Verhältnisse fürchtete und seine Bedenken eindringlich genug dieserhalb vortrug. Beide kamen deswegen in einer geheimen Berathung der Lage der Dinge überein, daß es das Beste sei, Herrn von Montmorency als Gesandten von Verona abzuberufen. Es geschah dies sofort, jedoch unter dem beschönigenden Vorwande: man wünsche aus seinem eigenen Munde einen Bericht über das bisjetzt Vorgefallene zu hören. In die Hände Chateaubriand's legte man vorerst die Wahrung der Interessen Frankreichs auf dem Congresse, und am 22. November, nachdem jedoch schon die letzten entscheidenden Beschlüsse in der spanischen Angelegenheit gefaßt waren, reiste Herr von Montmorency nach Paris ab, wo er am 30. anlangte.

Sein Nachfolger hatte bis dahin nur einen sehr mäßigen und mehr formellen Antheil an den Geschäften genommen. Man hielt ihn theils seiner Reden und Schriften, theils seiner oft zur Schau getragenen persönlichen Freundschaft mit Canning wegen, für einen Anhänger gemäßigter Grundsätze in constitutionellen Fragen, und so glaubte man, er würde die Unterhandlungen so leiten, daß für Frankreich alle äußersten Schritte abgewendet würden. Aber man sollte nur zu bald erfahren, wie bitter man sich getäuscht hatte!

Châteaubriand sagt einmal in seinen Schriften vom Kaiser Alexander von Rußland: „Er hatte eine große Seele, aber einen schwachen Charakter"; diese Worte scheinen noch viel mehr auf ihren eigenen Verfasser zu passen, der sich mit ihnen treffender selbst schildert, als es Andere mit dem größten Aufwand von Redensarten zu thun vermöchten.

III.

Nochmals hatte Montmorency vor seiner Abreise von Verona gegen die übrigen Monarchen eine förmliche Verbindlichkeit im Namen Ludwig's XVIII. übernommen, die Beschlüsse der Heiligen Allianz wegen Spaniens zu erfüllen. Er kannte die Bedenklichkeiten des Königs und Herrn von Villèle's dagegen, und indem er nun diese in Paris zu beseitigen und seine Thaten hier zu rechtfertigen und zur Anerkennung zu bringen

gedachte, verlegte sich wie von selbst eine Partie des Congresses von Verona an die Ufer der Seine.

Da in den zuletztgefaßten Beschlüssen daselbst Frankreich die Bestimmung der demnächstigen Handlungsweise gegen Spanien völlig überlassen war, auch die übrigen Mächte versprochen hatten, in Allem, was es thun würde, folgen zu wollen, so hofften der König sowol wie Herr von Villèle, die Angelegenheit immer noch soweit in ihrer Hand zu haben und auch ferner zu behalten, daß sie das Aeußerste vermeiden dürften. Sie dachten immer den Grund vorzuschieben: Die Nothwendigkeit scheine augenblicklich noch nicht zu erfodern, mit Kriegsmacht in Spanien einzurücken, und dann mit weisem Zögern und Hinhalten die übereilten Zugeständnisse des Gesandten wieder gutzumachen.

Obgleich der König mit diesem keineswegs zufrieden war, ja sich oft genug im Kreise seiner Vertrauten über den „pauvre Mathieu" lustig gemacht hatte, so ward dieser nichtsdestoweniger bei seiner Wiederankunft in Paris zum Herzog gemacht. Wenn also diese Ernennung mehr als ein Zugeständniß an die Partei, zu welcher Montmorency gehörte, als eine verdiente Belohnung anerkannter Dienste anzusehen ist, so lag darin schon das offene Bekenntniß der Schwäche des Königs jener Partei gegenüber ausgesprochen. Denn die letztere sah es natürlich schon als einen Sieg und der neue Herzog seine Thaten als gebilligt an; sein Feuereifer erhielt nur noch mehr Nahrung, und ganz erfüllt von solchem stürmte er fort, ermuthigt von seiner Partei, die ihm überall mit Acclamationen über seine vortreffliche Haltung und weitern Zusagen ihrer Hülfe entgegenkam.

„Was bringen Sie uns?" ward der Herzog von Montmorency gleich nach seiner Ankunft in Paris von Herrn von Villèle befragt.

„Den Krieg! entweder jenseit der Pyrenäen oder an den Ufern des Rheins!"

„Das ist für Frankreich keine angenehme Alternative!"

„Wir müssen uns endlich geradezu entschließen, aufrichtig im Einverständniß mit der Heiligen Allianz zu handeln, wenn wir nicht wollen, daß diese von neuem gegen uns marschiren soll."

„Wir werden sehen; jedenfalls ist dies eine Frage, die sich nicht in vierundzwanzig Stunden entscheiden läßt. Wenn es Frankreich einmal ganz überlassen ist, die spanische Angelegenheit zu ordnen, so muß es auch völlige Freiheit haben sie zu erledigen, wie es ihm am angemessensten erscheint, und nicht brusque und mit Dem anfangend, womit man aufhören soll."

„Die Frage ist aber schon vollkommen entschieden, und ich bin darüber die bestimmtesten Verbindlichkeiten gegen die übrigen Monarchen Europas eingegangen."

„Desto schlimmer; in Ihren Instructionen stand darüber nichts. Sie sollten für Frankreich freie Hand behalten und in keiner Weise es binden."

„Ich glaube nicht, daß ich meine Verhaltungsbefehle in irgend etwas überschritten habe. Nur ist unser Royalismus sehr verschieden. Der Ihrige hängt zu sehr mit der Börse zusammen, ich diene dem Könige ohne jeden Hinterhalt."

Das war, ihrem Inhalte nach, die erste Unterredung zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Präsidenten des Conseils.

Letzterer ging natürlich sofort zum Könige, um sich über den neuen Herzog bitter zu beschweren, und als dieser dann auch dahin kam, fand die Rechtfertigung seiner Handlungsweise keine geneigtern Ohren. Allen Vorstellungen, daß der Krieg nothwendig für die Sicherheit und Beständigkeit der Krone sei und daß es für diese eine Ehrensache bleiben müsse, die feierlich Namens ihrer auf dem Congresse übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, entgegnete Ludwig XVIII. mit den Worten: Es sei ein viel zu hohes Spiel, was man ihn zu spielen zwinge; die Armee, in der sich gleichfalls der Geist der Opposition vielfach gezeigt, werde in dem Zweck des spanischen Krieges den Anfang der Zerstörung der eigenen Constitution sehen wollen und auf den Verdacht kommen, daß man sie demnächst zu etwas Aehnlichem in Frankreich zu gebrauchen gedenke. Der Geist in ihr werde daher durch den spanischen Krieg nicht gebessert, sondern höchst wahrscheinlicherweise nur gegen und nicht für das Bourbonische Haus gestimmt. Daher sei es jedenfalls sicherer, an einen solchen niemals zu denken. Was der Würde und der Ehre der französischen Krone gezieme, dafür müsse denn doch auch am Ende dem Könige eine höhere Stimme zustehen, als Ministern und Gesandten! Und wiederum mußte der Letztere den Vorwurf hören, seine Vollmachten überschritten zu haben, indem die Depeschen des Herrn von Villèle niemals kriegerisch gelautet hätten.

Erschreckt und niedergeschlagen über das Vernommene, lief der Herzog von Montmorency sofort zu den in Paris befindlichen fremden Gesandten, ganz besonders zu dem russischen und zu dem östreichischen. Bei dem indeß schon bekannt gewordenen Bruch zwischen dem Präsidenten

des Conseils und dem Minister des Auswärtigen, hüteten jene nach dem Gebrauch der Diplomatie sich wol, für irgend etwas Gewisses sich auszusprechen, oder gar etwas Directes zuzusagen.

Wol aber blieb die Partei der Ultras als Stütze, und diese nahm jetzt die ganze Angelegenheit als eine Interesse- und Ehrensache in ihre Hände. Monsieur, der Herzog und die Herzogin von Angoulême, als deren Gefolge dann die ganze äußerste Rechte der Kammer, noch mehr aber als alle Andern die Bischöfe und die Herren von der Congregation mit ihrem damals ungeheuern, durch alle Stände und Schichten der Bevölkerung Frankreichs gehenden Einflusse, erhoben alsbald ein Geschrei, was zunächst gegen Herrn von Villèle ging. Wiederum sollte er, wie es hieß, in die Fußtapfen des Herzogs von Decazes getreten sein und ebenso wie dieser Brüderschaft mit der Revolution machen und versuchen wollen, den König nach und nach zur Schmach und zum Unglück des Reichs und zum Verderben der heiligen Kirche zum Jakobinismus herüberzuziehen.

Herr von Villèle sah den Sturm, der nunmehr gegen ihn heranbrauste, wol kommen und wußte ihn richtig zu würdigen. Man klagte ihn vor der öffentlichen Meinung nun nicht allein als einen schlechten Politiker, der vom Interesse seines Vaterlandes eine ganz falsche Idee habe, sondern auch als einen Feind der heiligen katholischen Kirche an, die er als Ketzer und Jakobiner zu erniedrigen beabsichtige. Er wußte recht wohl, daß er in dem ersten Anklageproceß mit leichter Mühe vollständig siegen müßte, sowie er nur nach Vorlage und Veröffentlichung der Actenstücke sich an das ganze Frankreich

wandte; der letztern Anklage hingegen, und das sah er ebenso klar vorher, mußte er auf die Dauer vollständig unterliegen, denn der Geistlichkeit, sowie sie sich nach Wiederherstellung der alten unübertroffenen Gliederung neu restaurirt hatte, konnte dazumal kein Einzelner, selbst der König nicht widerstehen. Aber Herrn von Villèle war sein hoher Posten, das Ziel aller seiner Wünsche und Anstrengungen, viel zu werth, um ihn einer politischen Ueberzeugung und einer Frage wegen aufzugeben, die noch dazu einen auswärtigen Staat, und nicht einmal Frankreich betraf. Unmerklich lenkte er daher ein, aber so wie die Sachen standen, mußte es klug geschehen, um nicht seine Stellung wieder als plötzlicher Anhänger der Ansicht zu gefährden, die außer den Ultras so leicht Niemand guthieß. Aeußerlich also schien er noch immer bei seinen alten Ansichten in der spanischen Frage zu beharren, indem er sie fortwährend scheinbar vertheidigte; aber der Sache nach geschah dies nun nicht mehr mit der intensiven Kraft wie früher. Er ließ die Angelegenheit nach längerm Hin- und Herreden darüber zur Berathung eines allgemeinen Ministerconseils verstellen, dem der König selbst präsidiren und in ihm die letzte schiedsrichterliche Entscheidung sprechen sollte. Zuvor machte man sich noch allgemein verbindlich, sich dieser Entscheidung, wie sie auch ausfalle, unweigerlich zu unterwerfen. Dabei darf man nur nicht vergessen, daß es ein Ultraministerium war, auf dessen Rath provocirt wurde! Herr von Villèle brauchte nun vorher nur Das, was positiv gegen einen spanischen Krieg sprach, dem Könige in den vorangehenden geheimen Unterredungen etwas nachlässiger und weniger vollständig und eindringlich vorzu-

legen, so war schon damit für die andere Partei, die von ihren Gründen auch nicht den kleinsten mit Feuer und Eindringlichkeit darzustellen vergaß, ein scheinbares Uebergewicht dieser Gründe erzielt. Nur den Schein eines Schwankens und Zweifelns brauchte ferner der Präsident bei der Sache anzunehmen, so hatte der König seine festeste Stütze für seine frühere Ansicht verloren, und es blieb ihm dann nichts übrig, als den stürmischen Foderungen der überwiegenden Mehrheit, wenn auch ungern und gleichsam gezwungen, zu folgen. Alles dies sollte dann, wie sich Herr von Villèle einbildete, für seine Stellung die wohlthätige Folge haben, daß alle Welt demnächst arglos glaubte, der Entschluß des Kriegs komme ganz allein und direct vom Könige, nicht vom Minister, der scheinbar als willenloses und nur ausführendes Werkzeug dastand. Ward nun der äußern Ehre der Stellung desselben gar noch der alte Minister und Gesandte, der Herzog von Montmorency, aufgeopfert, trotzdem daß Das zur Ausführung kam, wegen dessen Provocirung man ihn getadelt, so war auch nicht der geringste Grund vorhanden, aus dem Herr von Villèle nach den üblichen Gewohnheiten hätte veranlaßt werden können, um seinen Abschied einzukommen.

So kam es denn auch, und in diesem Geiste entwickelten sich alsbald die Ereignisse. Wir greifen, um diese in Paris spielende Seitenpartie des Congresses kurz und im Zusammenhange überblicken zu können, den übrigen Ereignissen um ein Weniges vor.

Man war gerade mitten im Erörtern der obigen Punkte, als Graf Pozzo di Borgo am 4. December zu Paris anlangte. Man wußte freilich von offenen

Schritten, die er gethan, nicht sofort etwas zu melden, aber über seine Instructionen zu dieser Sendung konnte kein Zweifel sein. Er war vom russischen Cabinet oder vielmehr vom Kaiser Alexander abgesandt; dessen Gesinnungen und Vorschläge in der spanischen Frage aber sind bekannt, und jedenfalls müssen sie sich wieder in dem Auftrage des Grafen ausgesprochen haben. Und so war er denn auch für diesmal angewiesen, dem Könige nochmals eindringlich die Nothwendigkeit eines spanischen Krieges darzustellen und der Partei in Paris, welche ihn schon längst wollte, indirect allen Vorschub zu leisten, welchen die Diplomatie in solchen Fragen überhaupt und so reichlich gewähren kann. Und in diesem Sinne wirkte Pozzo di Borgo denn auch in Paris.

Kaum ward jedoch diese Seitenbewegung bekannt, so erhielt der Herzog von Wellington von Canning die Einladung — sie ist datirt vom 6. December —, sich auf der Stelle nach Paris zu begeben, um hier nochmals die Vermittlung des englischen Hofes zu friedlicher Beilegung aller Differenzen zwischen Frankreich und Spanien anzubieten. Schon am 9. langte der Herzog daselbst an und wandte sich mit seinem Auftrage zunächst an den König selbst, dann noch besonders an Herrn von Villèle. Es schien auch anfangs, als wenn die Sendung Erfolg haben sollte, denn Letzterer ward dadurch veranlaßt, noch einmal einen Kurier nach Verona abgehen zu lassen, mit dem Auftrage, jede Sendung von weitern Depeschen direct nach Madrid vorerst und bis auf weitern Auftrag zurückzuhalten. Aber das war auch Alles was der Herzog von Wellington erreichte. Er mußte mit Montmorency, der zur Zeit noch Minister des Auswärtigen und

gerade in Paris war, die eigentlichen und förmlichen Unterhandlungen führen. In der Note Wellington's vom 17. December, worin er sich über seinen Auftrag näher ausspricht, ist ausgeführt: daß er bereits in Verona auf dem Congreß die Gesinnungen des englischen Gouvernements in Beziehung auf die kritische Lage der Dinge zwischen Spanien und Frankreich auseinandergesetzt habe, und daß es fortwährend das Bedenken seines Herrn sei, einen Krieg zu verhindern, von dem kein menschlicher Verstand die Folgen voraussehen könne. Darum biete England jetzt noch einmal seine Vermittelung an, bevor die entscheidenden Depeschen nach Madrid abgehen. Der Gesandte habe mit großer Zufriedenheit vernommen, daß die Absendung derselben für Frankreich wenigstens inhibirt sei, und er hoffe deshalb um so mehr, daß eine genaue abermalige Prüfung der ganzen Angelegenheit das Ergreifen der Waffen verhindern werde; aber selbst in dem Falle, daß jene Depeschen abgegangen, eine Antwort darauf nicht nach Wunsch ausgefallen wäre und die Gefahr beginnender Feindseligkeiten noch näher läge, glaubte England nichtsdestoweniger seine guten Dienste zur Vermittlung anbieten und so den allgemeinen Frieden der Welt erhalten zu können.

Der Herzog von Montmorency beantwortete diese Note am 19. December [4]) in folgender Art:

„Der unterzeichnete Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher die Note S. G. vom 17. December erhalten, erkennt Namens seines Monarchen mit Dank das Anerbieten des englischen Gesandten; inzwischen liegt es auf der Hand, daß die Lage und der Stand Frankreichs zu Spanien nicht der Art ist, um dafür eine Ver-

mittelung zwischen beiden Höfen aufzurufen. Denn es existirt zwischen ihnen nicht eine einzelne, auszugleichende Differenz, und keine specielle Anordnung könnte Gegenstand der Vermittelung sein. Spanien durch seine Revolution und die diese begleitenden Umstände hat die Furcht vieler großen Mächte aufgeregt. Auch England hat diese Furcht getheilt, denn schon im Jahre 1820 sah es einige Umstände vorher, unter denen es unmöglich werden könne, mit Spanien ferner auf dem Fuße des Friedens und des guten Einvernehmens zu bleiben. Frankreich ist natürlich schon wegen seiner Lage von allen europäischen Staaten bei Allem, was in Spanien geschieht, am meisten interessirt; aber es sind nicht allein seine eigenen Interessen, die es zu überwachen hat — auch die Ruhe von ganz Europa kommt beim Fortschritt der Bewegungen in Frage. Dieser Umstand ist es ganz besonders, welcher die Haltung Frankreichs auf dem Congresse von Verona bisjetzt bedingt hat, welcher uns die spanischen Angelegenheiten als solche, welche alle europäischen Staaten angehen, betrachten und Frankreich nie daran denken ließ, es gäbe zwischen ihm und Spanien nur eine Privatdifferenz auszugleichen! Aus diesem Grunde glaubt Frankreich für sich allein eine englische Vermittelung nicht annehmen zu können, und die englische Regierung wird nur in dem Einen Fall Europa einen wesentlichen Dienst leisten können, wenn sie die spanische Regierung veranlaßt, ruhigere Grundsätze anzunehmen, aus denen wieder ein weiterer wohlthätiger Einfluß auf die innere Lage und die auswärtigen Verhältnisse des Landes abgeleitet werden kann."

Als zu dieser förmlichen Ablehnung einer Vermitte-

lung nun noch hinzukam, daß der Herzog von Wellington sah, wie man Herrn von Châteaubriand nicht tadelte, als er in Verona ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers trat; wie Herr von Villèle immer weniger fest auf seiner frühern Ansicht bestand und schon die Absicht hatte, sich besiegen — oder wenn man will, sich überzeugen — zu lassen; wie die ungeheure Macht der Ultras, und ganz besonders wieder unter ihnen die der Geistlichkeit Alles mit sich fortriß — da war des Bleibens für den Sieger von Waterloo in Paris nicht länger. Am 20. December reiste er wieder nach London ab, um hier persönlich Rechnung abzulegen über Das, was er bisher gehört und gesehen habe.

An demselben Tage kam auch nach mittlerweile beendetem Congresse Châteaubriand wieder nach Paris, und nun wurden die Bemühungen der Kriegspartei noch lauter und umfassender. Man weiß, daß der Herzog von Montmorency nach wenigen Tagen, am 25. December, seine Demission eingab, und daß der Dichter der „Atala" sein Nachfolger wurde. Wie es damals schon mit Herrn von Villèle's Absichten wegen des spanischen Krieges stand, kann man am besten daraus sehen, daß er dem Könige einen eifrigen Prediger desselben zum Minister des Auswärtigen vorschlagen mochte. Châteaubriand's Reden in den Kammern von 1823, unterstützt von dem stürmischen Applaus der Ultras, die sich in jenen Tagen die Majorität gesichert hatten, erdrückten die weise, aber schwache Stimme der abrathenden Minorität, die warnend auf die verderblichen Folgen eines so gewagten Unternehmens hinwies und nur zu sehr Recht hatte, wie die Erfahrung nach wenigen Jahren

beweisen sollte. Der Krieg in Spanien ward beschlossen, und der König und Herr von Villèle fügten sich in das Unvermeidliche.

IV.

Doch wir kehren wieder nach Verona zurück und sehen, welche Thätigkeit der Congreß daselbst während der pariser Episode entwickelte.

Frankreich war während der Verhandlungen entschieden einmal wieder der bedeutungsvollste Staat in Europa geworden, sowol dadurch, daß die von ihm aufgestellte Frage die Hauptfrage der europäischen Politik geworden war, noch mehr aber dadurch, daß die übrigen Mächte fast Alles in Beziehung auf deren Erledigung in seine Hände gelegt und dazu versprochen hatten, in Allem seiner Handlungsweise zu folgen. Das darf man nicht vergessen, wenn man die Stellung Châteaubriand's, der nach Montmorency's Abreise nach Paris als französischer Gesandter auf dem Congresse von Verona zurückgeblieben war, vollkommen ihrer Bedeutung nach würdigen will.

Man war daher nicht wenig gespannt, zu erfahren, wie seine Haltung sein würde. Hatte er doch mit zuerst die Charte in Frankreich vertheidigt! Aus seinen Reden und Schriften mußte man ihn für den begeisterten Anhänger der englischen Verfassung halten. Er war der persönliche Freund von Georg Canning geworden, und aus einem Briefe, in dem er diesem zu seiner Erhebung zum Lenker der englischen Politik Glück wünscht, muß

man schließen — wenn man das Schreiben nicht etwa für ein prosaisches Gedicht halten will, bei dem die Wahrheit Nebensache ist —, daß Châteaubriand nicht minder die Grundsätze seines Freundes für die allein heilbringenden und solche anerkannte, die ihn selbst als Ideal vorschwebten.

Die spanische Angelegenheit war in Verona freilich wol im Ganzen und Großen diplomatisch erledigt; aber da jede weitere Thätigkeit in der Sache von Frankreich ausgehen sollte, — was konnte ein Gesandter dieser Großmacht, wenn er den bisher maßgebenden ganz entgegengesetzte Grundsätze in der Politik hatte, nicht Alles thun, um die wirkliche politische Ausführung, bei der ausdrücklich kein Zwang bevorwortet war, zu verzögern oder zu verhindern!

Châteaubriand hatte, wie bereits erwähnt ist, bis zur Abreise Montmorency's keinen entscheidenden Antheil an den Geschäften. Eine Entschädigung dafür ward ihm bald dadurch, daß der Kaiser Alexander von Rußland ihn aufsuchte. Der Stifter der Heiligen Allianz, der selbst in seinem Gemüthe nicht immer des innern Friedens sich erfreute, suchte im Schaffen von Glück für die Welt, wofür ihm ein hohes religiöses Ideal vorschwebte, Beruhigung für die aus eigener Zerrissenheit entstehenden Seelenqualen. Friede und Ruhe allenthalben, entstehend aus einer solchen tiefen Religiosität, die mit gänzlichem Aufgeben aller irdischen Verhältnisse als unwichtiger Nebendinge, nur den Blick nach Oben und auf ein anderes Leben richtet, das sollten die Grundpfeiler für das eigentliche Christenthum einer neuen Welt und einer neuen Zeit werden. Es war dies ein

Gemüthsgedicht, in dessen Einzelnheiten sich freilich reichlich ein hoher Seelenschwung aussprach, in dem sich aber noch viel mehr alle die dunkeln Schlagschatten erkennen ließen, mit welchen durchziehende düstere Wolken die freie Helle des Geistes Alexander's verfinsterten. Der in einer solchen Welt der Gedanken lebende Monarch mußte sich natürlich zu dem Verfasser der „Atala", des „Geistes des Christenthums", der „Märtyrer" und der „Reise nach Jerusalem" hingezogen fühlen, der noch kürzlich, vom Geiste der Romantik beseelt, zur höhern Heiligung der Taufceremonie eines Bourbon ein Fläschchen Jordanwasser überreicht hatte! Auch diesen Dichter hob die ihn beseelende Göttin Phantasie hoch über die prosaischen Wirklichkeiten der Erde, und sein Christenthum war ein anderes als das noch an das Irdische gefesselter Naturen, die ihrer Schwächen wohlbewußt und ohne sich ihrer zu schämen, sich durch Kampf und Niederlage zum endlichen Siege hinarbeiten; sein Christenthum war eher eine Gemeinschaft schon verklärter Geister, die im strahlenden Gewande der Engel mit einander verkehren.

So bestand genug Sympathie der Seelen, welche diese beiden Gemüther näherte. Châteaubriand erwähnt in seiner „Histoire du congrès de Vérone" verschiedener Unterredungen, die er mit Alexander gehabt haben will, und aus denen sie dann jedesmal mit höherer Zuneigung voneinander schieden. Mag er selbst den Inhalt solcher Gespräche vertreten; wir können nicht dafür einstehen, ob bei seiner Erzählung nicht unwillkürlich ein wenig Poesie eingeflossen:

„Ich war dem Kaiser Alexander schon früher zu Paris vorgestellt worden. Er hielt mich damals für

einen Ultra, während er selbst liberal war. Nur in religiösen Beziehungen war völlige Uebereinstimmung unter uns. Jetzt fanden wir uns zu Verona wieder; aber nun war er Ultra und ich liberal; in allem Andern war es unverändert unter uns geblieben. Am meisten trafen wir uns auf abendlichen Spaziergängen, die wir unter dem Zauber der Dämmerung des italienischen Himmels einsam an den Ufern der Etsch miteinander machten. Es ward da geredet über die Griechen und ihren Kampf; über Athen, seine Auferstehung zu einer neuen großen Bestimmung; über das Project der Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, wobei der sonst unumschränkte Autokrat eine große Scheu entwickelte, in Religionssachen befehlend aufzutreten; über Polen, namentlich daß er (Alexander), der selbst den Polen eine Constitution gegeben, doch recht wohl andere ähnliche den Regenten abgestrittene bekämpfen könne; und in diesem Sinne sehe er in den Beschlüssen der Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona nur den Kampf der Civilisation gegen diejenige Anarchie, welche noch aus der Zeit der französischen Revolution und Napoleon's übrig geblieben sei. Zuweilen aber trafen wir Beide uns auch in Stunden, wo eine tiefe Melancholie, der Alexander oft anheimfiel, seinen Geist einnahm. Dann saßen wir lange schweigend beisammen, er ergriff meine Hand und hielt sie in der seinigen, drückte sie oft und lange, und dann trennten wir uns ebenso, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Kam er auf die spanische Angelegenheit, so ließ er sich mit Bitterkeit aus über alle die kleinlichen Bosheiten des londoner Cabinets, durch die es den spanischen Krieg zu verhindern suche, ohne

daß er ein Hinderniß darin erkennen wollte. Er habe, sagte er, dem Vicomte von Montmorency jede Hülfe zugesagt, und so solle sein Degen jeden Augenblick für Frankreich bereit sein, ohne daß er im geringsten auf dasselbe nach einem Einfluß trachte. Als ich ihm erwiderte: Frankreich werde schon Alles was man von ihm fodere, und wozu es sich verbindlich gemacht habe, allein ausführen und dabei alle Kräfte anspannen, um nur durch diese That sich wieder den Rang unter den übrigen Großmächten Europas zu erobern, den es in Wien verloren, schwieg Alexander lange und schien das Gesagte nicht verstehen zu wollen. Dann sprach er: Die Verbindung gegen Spanien ist keine für eigensüchtige Zwecke oder vom Ehrgeiz angegebene. Die Civilisation ist in Gefahr, und in diesem Falle gibt es keine russische, keine östreichische, preußische oder französische Politik, sondern nur eine allgemeine menschliche, sowie sie in der Heiligen Allianz und ihren Zwecken begründet ist. Daß ich dem gemäß handle, dafür ist Griechenland der beste Beweis. Kein Land lag mir, schon wegen der Religion, so am Herzen, und ich hätte leicht den ganzen Kampf wie eine Religionsfrage aufgreifen können; aber ich habe die Nation aufgegeben, weil ich in ihrem Kriege auch nur ein revolutionäres Zeichen der Zeit erblicke. Was man auch thun möge, die Heilige Allianz in ihrer Thätigkeit zu lähmen und in ihren Zwecken zu verdächtigen, ich werde nicht von ihr lassen. Jeder hat sein Selbstvertheidigungsrecht, und so müssen es denn doch auch die Monarchen gegen die geheimen Gesellschaften haben! Die allmächtige Vorsicht hat nun einmal 800,000 Bayonnete unter meine Befehle gestellt; ich erkenne es

lebhaft, daß sie es nicht gethan haben kann, damit ich meinen persönlichen Ehrgeiz befriedige, sondern um Religion, Moral und Gerechtigkeit aufrechtzuhalten und zu vertheidigen."

Wir sind weit entfernt, diesen Worten Alexander's irgend eine politische Nebenabsicht unterzuschieben, etwa die: den Gesandten einer Hauptmacht für gewisse Zwecke zu gewinnen; sie waren ganz gewiß nur reiner Ausfluß der innigsten Ueberzeugung. Aber unbeabsichtigt können sie recht wohl eine politische Wirkung noch nebenbei gehabt haben.

Châteaubriand sagt mit großer Emphase: Während seines ganzen Lebens sei er von gänzlicher Gleichgültigkeit gegen die Fürsten beseelt gewesen, und in seiner „Histoire du congrès de Vérone" macht die Darstellung entschieden den Eindruck, als stände die Sache so, daß *seine* Freundschaft von Alexander nachgesucht sei, die denn auch der Vicomte dem Kaiser von Rußland gnädigst habe zutheil werden lassen!

Allein Châteaubriand war leicht der eitelste unter den eiteln Franzosen. Er hat sich dafür noch in seinem Schwanengesange, den „Mémoires d'outre-tombe" ein vollgültiges eigenes Zeugniß ausgestellt; und so kann man wol sagen, er habe sich bei obiger Aeußerung entweder selbst nicht gekannt, oder etwas niedergeschrieben, womit er Niemand als sich selbst täuschen konnte. Der ostensible Verkehr, in welchen der Kaiser von Rußland, damals ohne Zweifel die gefürchtetste Größe in ganz Europa, mit dem Vicomte getreten war, diese freundliche Vertraulichkeit des Umgangs — wie wohl mußte Alles dies dem Herzen Dessen thun, der nach Verona gegangen

war, um — wie die französischen Historiker sagen — Wunder zu thun, und den man im Anfang kaum beachtet hatte! Sollte der Vicomte dieses ihn hebende Verhältniß durch entgegengesetzte Meinung und Hinneigung zu der von England vertretenen politischen Ansicht, auf das Alexander so erbittert war, zerreißen? Und was trug dies Verhältniß für Früchte! Kaum hatten die andern Gesandten davon Kunde, so wollten sie ihn (so erzählt Châteaubriand selbst), den anfangs Zurückgesetzten, mit ihrer Freundschaft und Beweisen von Zuneigung erdrücken, und indem man ihm den Hof machte, ward er schnell das erste Gestirn des Tags. Der Fürst von Metternich soll ihn dringend gebeten haben, seinen Einfluß bei Alexander dahin zu verwenden, daß dieser seinen kriegerischen Eifer gegen Spanien insoweit wenigstens mildere, daß aus einer Bewegung im Osten keine Gefahr für Oestreich entstehe. Es braucht ein solches Verhältniß nur angedeutet, nicht weiter ausgemalt zu werden.

Wenn man daher der Nachwelt die Frage zur Entscheidung vorlegt: Ward Châteaubriand der eifrige Anhänger des spanischen Kriegs aus dem Grunde, weil er die feste, gegründete Ueberzeugung hatte, dieser Krieg sei eine Nothwendigkeit für Frankreich: und dies wolle den Krieg, weil die allgemeine Stimme ihn als das einzige Mittel bezeichnete, die weiße Fahne wieder zu Ehren zu bringen und die hohe Stellung unter den Großmächten, die in Wien verloren gegangen, wieder zu erobern; oder ward er es unbewußt aus dem Grunde, weil sein Geist umnebelt wurde von der hohen Stellung, die er allein als Anhänger dieses Kriegs auf dem politischen Welttheater einnehmen konnte, von den Ehren, die sich auf sein

Haupt häuften und denen allen er entsagen mußte bei einer andern Politik: so wird das Urtheil schwerlich sich zweifelnd aussprechen, Châteaubriand mag in eigener Sache sagen und beweisen, was er will.

Doch genug der Vermuthung; kurzum er trat in der spanischen Angelegenheit ganz und gar in die Fußtapfen Montmorency's, und es galt nun als das große Ziel der Aufgabe, soviel von deren Lösung ihm selbst noch übrig 'geblieben, Das was Jener erreicht hatte, gegen den König und Herrn von Villèle zu behaupten. Die Correspondenz mit Letzterm ist besonders interessant, sie zeigte Schritt für Schritt die zweideutige Politik, welche zwar entschlossen ist zu etwas, dies aber nicht scheinen und darüber noch Andere täuschen will. Wie ehrlich tritt Wellington dagegen auf!

Châteaubriand schrieb am 20. November von Verona aus an den Präsidenten des Conseils:

„Neben den Vortheilen eines Kriegs mit Spanien, von denen ich oft geredet, bin ich auch nicht blind gegen die Nachtheile, die er möglicherweise mit sich führen kann. England beruhigt sich freilich und scheint in den Interessen des continentalen Europa weniger zu einer hartnäckigen Opposition geneigt zu sein; aber wenn unsere Flotten lange unter Segel sind und neben unsern gar sich russische Soldaten in Bewegung setzten, so kann die alte Eifersucht nur zu leicht wieder aufwachen. Man hat daher alle Ursache, sich nicht Hals über Kopf in das Unternehmen eines spanischen Krieges hineinzustürzen; ist er aber einmal unvermeidlich geworden, dann müssen wir ihn auch ganz allein ohne Bundesgenossen ausführen, und zwar nach folgenden Grundsätzen:

1) Ist in einer Proclamation zu erklären, daß wir weder die Unabhängigkeit Spaniens anzugreifen, noch uns in irgend eine innere Angelegenheit zu mischen willens sind.
2) Unsere Soldaten müssen neben der weißen auch die spanische Cocarde aufstecken, und ebenso die spanische Fahne neben der französischen entfalten; ferner
3) nur bis an den Ebro marschiren und diesen nur im Fall der äußersten Nothwendigkeit überschreiten; von hieraus kann man die treuen Spanier mit Allem unterstützen und den Versuch machen, durch sie allein zu siegen.
4) Man muß erklären, Spanien weder in Occupation behalten, noch es die Kriegskosten bezahlen lassen zu wollen.

Unter dem Herzog von Angoulême wird der Marschall Macdonald der natürliche Befehlshaber sein. Der Krieg wird so als eine Bourbonische Familiensache zwischen Spanien und Frankreich erscheinen und für uns eine Reihe von Vortheilen haben, indem sich Englands Eifersucht dann legen muß.

Noch habe ich von einem unbedeutenden Gegenstande zu reden, der Sie jedoch wenig zu beunruhigen braucht. Man hat Sie hier allgemein einer zu großen Mäßigung angeklagt! Diese Anklage trifft auch mich als Ihren Freund mit. Sagen Sie mir nur, daß ich Ihr Vertheidiger sein soll, und es soll vollkommen geschehen."

Villèle beantwortete diesen Brief am 28. November von Paris aus. „Die Ankunft Montmorency's, die wir in diesen Tagen erwarten, trifft mit schlimmen Nachrichten zusammen. Die Regentschaft zu Urgel ist,

nachdem der Baron d'Eroles mit der Glaubensarmee von Mina total geschlagen, auseinandergesprengt. Dazu ist in dieser Zeit gerade die große monatliche Liquidation. Ich sehe immer mehr ein, daß wir, wie Montmorency und Sie es hervorheben, unser ganzes Verhalten von der spanischen Erklärung auf die letzten Noten abhängig machen müssen. (Jene obigen Noten, wo die Gesandten abberufen werden, wenn die Cortes sich nicht fügen wollten.) Fällt diese so aus, daß der Bruch erfolgt, so ist es klar, daß wir alsdann unmittelbar den Krieg haben müssen. Sind sie in der Art abgefaßt, daß eine Rückkehr zum Recht von Seiten der Spanier uns die Freiheit läßt, den Umständen zu folgen, dann können wir dies in der Art, wie uns der Congreß dazu freie Hand gelassen." (Wenn Herr von Villèle diese Alternative als Motiv seiner Entschließung stellte, so hatte er sich auch schon vorher dafür, wie er handeln wollte, entschlossen. Ueber die spanische Erklärung konnte im voraus kein Zweifel sein.)

An demselben Tage hatte auch wieder Châteaubriand einen merkwürdigen, leicht verständlichen Brief nach Paris an Villèle abgehen lassen:

„Ich schütte einmal mein Herz gegen Sie aus und überlasse es Herrn von Caraman, die officielle Note abzufassen. Während wir meinen zu etwas gekommen zu sein, scheinen sich die Sachen ganz anders machen zu wollen. England kommt immer wieder auf seine Verträge mit Spanien zurück; wir sehen dies genugsam aus der heftigen Note Wellington's und seinen Androhungen wegen der spanischen Colonien. Was ist dabei zu thun? Ouvrard, der Spanien und England genau kennt,

versichert, daß ersteres für seine Zwecke in Spanien schon 200 Millionen ausgegeben, und im Begriff stehe, 400 andere zu verwenden. Mehre Andeutungen des Gesandten Lagarde scheinen dies nur zu bestätigen. Wenn das ist, so können sich Montmorency's Berichte nur auf Veraltetes beziehen, denn dann hätte England nunmehr einerlei Interesse mit Spanien; es muß Den vertheidigen, dem es Geld geliehen und wofür es Mexico und Peru als Pfand bekommen. Es handelt sich also nicht allein um einen Krieg mit Spanien, sondern möglicherweise auch um einen solchen mit England. Wir können bei dieser Lage der Sache dreierlei Mittel ergreifen:

1) Das ausweichende Mittel. Man kann sagen: da Frankreich England auf Seiten Spaniens sieht, so kann Frankreich die vorgeschlagene Handlungsweise nur dann ausführen, wenn es gewiß weiß, daß sich die drei übrigen Großmächte auch bei einem möglicherweise entstehenden Kriege mit England betheiligen wollen. Oestreich und Preußen werden dies sofort ablehnen, und wir sind befreit! Aber was wird die Folge sein? Wir können nicht so bewaffnet bleiben, wie wir sind; wir müssen, wenn auch ohne Schande, doch uns schwächend, die Observationsarmee auflösen; der Uebermuth Spaniens wird unerträglicher, und wir haben unsere Stellung in Europa verloren!

2) Das Mittel des Krieges. Wir spielen dabei allerdings ein hohes Spiel. Aber wenn wir schnell an den Ebro rücken, so werden sofort die Anleihen Englands fallen, seine Pläne wegen der Colonien werden aufgehalten, wir reißen dadurch Amerika von England los und Spanien aus der Revolution. England dadurch

überrascht, ist außer Stande, sogleich zu handeln, der Zweck seiner Negociationen ist verfehlt, und wenn wir auch ohne Europa marschiren, so haben wir es desto sicherer hinter uns. Aber wir müssen rasch, kräftig und so handeln, daß wir wegen der Mittel nicht allzu viel Bedenken haben. Am Ufer des Ebro können wir dann am besten mit den Cortes und mit England unterhandeln. Dieser Plan wird Frankreich zum Ruhme und zum Vortheil gereichen und ist lange nicht so gefährlich wie er anfangs scheinen könnte!

5) Das Mittel des Friedens. Dies besteht einfach in der Verabschiedung der Minister und Entlassung aller Personen, welche direct und indirect an den Verhandlungen mit den fremden Mächten theilgenommen, aus dem Grunde, daß sie die Befehle des Königs überschritten hätten. Auch in diesem Fall löst man das Beobachtungsheer auf, schickt neue Gesandte nach Madrid und bekümmert sich nur um innere französische Angelegenheiten. Auf meine Person brauchen Sie dabei keine Rücksicht zu nehmen, ich bin gern bereit abzugehen; aber bedenken Sie dabei, daß die Fonds sogleich fallen werden, Bestürzung und mit ihr Verwirrung tritt ein, die auswärtigen Mächte werden auf Erfüllung der alten und neuen Verträge dringen, und Alles fällt alsdann über Sie her!"

Herr von Villèle antwortete am 5. December:

„Ich danke Ihnen für Ihren vortrefflichen Brief vom 28. v. M. Die Engländer spielen eine neue Rolle in Madrid; sie suchen Andere glauben zu machen, sie würden daselbst ungern gesehen und gemishandelt wegen der

Bewaffnung gegen Cuba. Aber glauben Sie das nicht; sie ziehen Vortheil aus dieser Expedition, indem sie bei dem hoffnungslosen Zustand der Halbinsel sich alsdann ihre Hülfe um desto theurer bezahlen lassen!

Sollte es möglich sein, daß sich die Alliirten zur Stütze einer solchen Politik hergäben und nicht einsähen, daß sie durch die Absendung der letzten Noten nur den englischen Absichten dienten? Denn England hat sich demaskirt in Cuba, in Madrid und zuletzt auf dem Congreß; Alles soll auf seine Handelsvortheile hinauslaufen!

Die Lage der Dinge ist noch verändert worden durch die Zerstreuung der Glaubensarmee durch Mina, und dadurch, daß dieser sich in Angesicht unserer Grenzen gesetzt hat. Dies bewirkt, daß die Absendung der letzten Noten, die Abreise der Gesandten und der Anfang der Feindseligkeit zusammen nur Ein fait accompli binnen acht Tagen abgeben können!

Ferner ist unsere Lage verändert durch die Erfahrungen, die wir gemacht haben an unsern Fonds, unserm Seehandel, unserer Industrie, indem die gesündere Meinung einen Krieg nicht will.

Darum müssen wir als gute Royalisten uns hüten, in einer so delicaten Angelegenheit unangemessene Noten zu erlassen; wir würden nur zum Triumph des Liberalismus überhaupt beitragen, wenn wir uns unbedachtsam mit den spanischen und französischen Liberalen in Opposition setzten.

Auf der andern Seite würde es schimpflich für uns sein, und wir haben nichts was uns dazu triebe, uns abzusondern von Rußland, Oestreich und Preußen, um

der einzigen Macht zu folgen, gegen die wir alle Ursache haben zum Mistrauen: England!

Wenden Sie daher Alles an, um solch ein Unglück zu verhüten. Glauben Sie, wenn buchstäblich den letzten Noten gemäß gehandelt wird, so compromittiren wir gerade die Sache, der wir dienen, und hierfür habe ich mehr als eine Gewißheit in der Hand!

Wenn im Gegentheil die Alliirten einstimmig werden könnten, daß die Ausführung der Maßregel der Zurückziehung der Gesandten aus Spanien anheimgestellt bliebe der Entscheidung ihrer Gesandten und unsers Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die sich in Paris vereinigen könnten, so würde dies Spanien in ewiger Furcht erhalten. Verschaffen Sie uns dies; die Vortheile einer solchen Maßregel sind zu klar und zu groß. Man lasse uns Gerechtigkeit widerfahren und erinnere sich stets daran, daß wir diejenige Macht sind, welche das größte Interesse an der Zerstörung der Revolution in Spanien hat, und indem man sich überzeugt, daß wir vor keinem Mittel zurückschrecken werden, dies zu thun, wird man von uns auch nichts verlangen wollen, was geradezu gegen den beabsichtigten Zweck geht."

Ein Brief Châteaubriand's vom 3. December begegnete dem obigen:

„Dies wird wol der letzte Brief sein, den Sie von Verona aus von mir erhalten, wenn sich nicht etwas Neues noch ereignet. Die italienischen Angelegenheiten sind beendet. Ueber die spanischen habe ich Ihnen lange Briefe geschrieben, aber gerade während ich dies gethan, müssen Sie Ihre Partie ergreifen; wollte ich noch mehr von Spanien reden, so wäre dies nur unnütze Wiederholung.

Nur noch ein Wort über Ihre besondern Interessen, meine Ergebenheit gegen Sie gibt mir das Recht dazu. Ich werde wahrscheinlich wieder nach London gehen müssen und nicht in Paris sein, um Einigkeit zu predigen und auf das Zusammenhalten der Stimmen in den Kammern zu wirken. Sie werden schon eine große Majorität haben! Aber bedenken Sie wohl, daß eine royalistische Opposition gegen ein royalistisches Ministerium das beklagenswertheste ist, was es geben kann, und daß sie, so schwach sie auch sein mag, doch endlich siegen wird. Sie könnten Alles beendigen und ausgleichen, wenn Sie einige gewisse Männer anstellten und dann Minister auf Ihre Lebenszeit bleiben! Indem ich dies bedenke, habe ich nur Ihre und Frankreichs Interessen im Auge. Denn was könnte mir begegnen? Höchstens, mich mit Ihnen zurückzuziehen; aber Sie wissen, daß ich mich nie um Stellen bekümmert habe. Wenn daher ein Unglück eintritt, so erinnern Sie sich nur zuweilen der Rathschläge meiner treuen und aufrichtigen Freundschaft!"

Herr von Villèle schrieb dann am 10. December: „Die Glaubensarmee ist durch Mina bis über die Grenzen Frankreichs gedrängt, und 3000 royalistische Soldaten haben sie überschritten. Mina, welcher mit 7000 Mann zu Puicerda steht, kann sich dort nicht lange halten, denn die Guerrillas beunruhigen ihn von allen Seiten. Aus Allem diesen resultirt jedoch, und alle Spanier, die ich gesprochen, bestätigen dies, daß die Royalisten ihre Contrerevolution nur mit Hülfe einer fremden Armee durchsetzen können, und die Regentschaft gibt allein nicht den gehörigen Vereinigungspunkt für die auf der Halbinsel in Bewegung zu setzenden Kräfte ab.

Jene Schlappe der Royalisten, das Bekanntwerden der Schlüsse des Congresses, der Eifer, mit dem einige Journale den Krieg predigen, Alles dies hat unsere alte Stellung schon verdorben. Benutzt man dies und zieht uns in alle unangenehmen Folgen der Noten des Congresses hinein, so glaube ich thut man nicht wohl. Ich hoffe, Sie haben kräftig bei den übrigen Monarchen Das vertreten, was man sich hier als Norm zum Handeln vorgeschrieben hat."

Der letzte Brief Châteaubriand's vom 12. December ist eigentlich eine Antwort auf den Villèle's vom 5.:

„Gleich nach dem Empfang Ihres Schreibens ging ich zum Fürsten Metternich und hatte mit ihm eine Unterredung von äußerster Wichtigkeit; auch beim Kaiser von Rußland hatte ich eine Audienz, in welcher er mir länger als eine Stunde das bewundernswürdigste Interesse aussprach, was er an dem König und an Frankreich hat! Man wünschte, ich möchte selbst in Paris das Verhandelte wiederholen, und so werde ich gegen den 18. oder 20. anlangen. Die drei Mächte werden ihre Noten nicht zurückziehen, sondern sie abgehen lassen; wol aber gestehen sie uns zu, die unserige etwas später abzusenden, sowie wir auch, wenn der Augenblick uns nicht günstig wäre, immer etwas nach ihnen auftreten könnten. Unsere Note könnte also zugleich drohend und vermahnend sein; unser Gesandte könnte noch einige Zeit nach Abreise der übrigen bleiben und mit der continentalen Allianz, von der sich Frankreich nicht trennen würde, drohen. Auf diese Weise zeigte Frankreich zugleich eine gewisse Sorge für das Wohl Spaniens, wenn es wiederholt ermahnte, der Stimme des Rechts zu folgen.

Wenn man diese Idee klug ausführt, so eröffnet sich uns eine ganz neue Bahn. Wir drängen England aus der Rolle eines Vermittlers, die es zu spielen gedenkt. Hört man dennoch nicht auf uns, so ist dann unser Krieg in den Augen jedes Vernünftigen gerechtfertigt! Ich werde Alles dies in Paris Ihnen weiter ausführen."

Und Châteaubriand führte Alles weiter aus, verfehlte auch 1823 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten keineswegs, in seinen Kammerreden zu Gunsten des spanischen Kriegs die Worte seines Freundes Alexander wieder anzubringen! Villèle, scheinbar Schritt vor Schritt weichend, ließ sich überzeugen, und wies seufzend die Millionen an, welche man für die Invasionsarmee foderte. Doch einestheils ist dies bekannt, anderntheils gehört es nicht in eine Geschichte des Congresses von Verona.

Wol aber darf nicht vergessen werden, daß Ouvrard, der durch seine spätern Lieferungsprocesse so famose Ouvrard, schon eine Persönlichkeit des Congresses mit ausmachte. Sowie die Plane dieses Bankiers immer ins Große gingen — bekannt ist seine vorgeschlagene Operation in Fonds, wo man gewinnen muß, einerlei, ob sie steigen oder fallen —, so war er zunächst mit einem Vorschlag aufgetreten, die Cortes ohne Armee zu besiegen, und zwar nur mit Geld und Papierspeculationen. Jedenfalls war er, wenn dies, wie vorauszusehen, nicht angenommen wurde, sogleich gegenwärtig, um die Lieferungen und andere Geldoperationen in seine Hände zu bekommen. Von Montmorency zuerst empfohlen, ward er von Châteaubriand unterstützt und gehörte zu Denjenigen, welche am eifrigsten den Krieg predigten. Was

es der französischen Regierung für Früchte getragen, sich mit diesem Geldmann eingelassen zu haben, steht zum Theil noch in frischem Andenken.

Während also Châteaubriand vom 22. November dem Tage der Abreise Montmorency's an, die Politik Frankreichs in Beziehung auf die spanische Frage gegen Freund und Feind ganz auf demselben Punkt in Verona zu behaupten suchte, auf den sie sein Vorgänger gebracht hatte, fielen ihm während derselben Zeit noch einige andere Geschäfte zur selbständigen Erledigung zu.

Am 24. November hatte der Herzog von Wellington dem Congresse zwei Mémoires eingereicht.

Das erste derselben betraf die Abschaffung des Negerhandels. Die übrigen Mächte antworteten darauf, daß auch sie diesen Handel verdammten, und daß sie bereit seien, alle allgemeinen ausführbaren Mittel zu ergreifen, um zu dessen Abschaffung mitzuwirken; über die speciellen, in jenem Mémoire von England vorgeschlagenen Mittel behielt sich Frankreich noch eine besondere Erklärung vor.

Wenn man weiß, daß Châteaubriand der festen Ueberzeugung lebte, daß England den alten Vorschlag seines Wilberforce keineswegs aus Humanität und Menschenfreundlichkeit jetzt endlich zur Ausführung zu bringen gedachte, sondern aus reinen Vortheilsrücksichten, so ist damit schon gesagt, daß seine Antwortsnote wenig Zustimmendes enthalten konnte. Er meinte nämlich, die englischen Politiker rechneten, daß nach Aufhebung des Sklavenhandels die Colonien anderer Länder gar nicht mehr bestehen könnten, theils dadurch, daß man für die Bebauung des Bodens keine Hände fände, theils auch

dadurch, daß die frei erklärten Schwarzen, wie einst in Haiti, über ihre weißen Herren herfallen würden, um sie zu tödten oder doch zu vertreiben. Bei dieser Lage der Sache würde es dann für England, als der ersten Seemacht, ein Leichtes sein, die gänzlicher Verwirrung anheimgefallenen colonisirten Länder und Inseln anderer Völker an sein Interesse zu knüpfen oder doch jedenfalls sie in seinem Vortheil auszubeuten.

Als Mittel, um dem Sklavenhandel gründlich ein Ende zu machen, hatte England, was Kosten und Mühe davon übernehmen, sich aber dagegen die Ueberwachungspolizei vorbehalten wollte, vorgeschlagen, Kreuzer auf allen möglichen Stationen der Welt zu halten; diese sollten dann das Recht haben, alle Schiffe zu visitiren, um den Sklavenhandel selbst wie Seeraub auf der Stelle zu bestrafen. Auch sollte der Handel mit allen Producten verboten sein, die durch Schwarze erzielt wären, und auch hierüber hätten dann jene Kreuzer bei der Visitation das Nöthige festzustellen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Foderungen etwas weit gingen, und so lehnte sie denn auch Châteaubriand in seiner Antwortsnote sämmtlich ab. Er sah in den englischen Vorschlägen weiter nichts als die Absicht Englands, unter irgend einer gesetzlichen Form alle Marinen der Welt anzugreifen und dem Handel anderer Nationen durch Chicanen jeder Art einen unheilbaren Schlag zu versetzen. Der gereizte Ton der Note, der auf der Stelle in die Augen springt, mag auch wol durch den Wellington'schen Vorwurf: „daß der Sklavenhandel fortwährend unter französischer Flagge betrieben würde, während alle andern Staaten der Welt ihn verböten", mit veranlaßt worden

sein, und mit großer Emphase und sichtlicher Selbstzufriedenheit wird als Factum hervorgehoben: daß aus der Assecuranzsumme klar hervorgehe, wie englische Kaufleute noch immer mehr Vortheile aus dem Sklavenhandel zögen als die französischen! Auf diese Weise gelangte man nun in Verona in der obigen Sache zu nichts, als zu dem gemeinsamen Beschlusse: in der Sklavenhandelfrage fortwährend an dem Inhalte der frühern Acte vom 8. Februar 1815, wodurch er schon einmal aufgehoben worden, festzuhalten, und man sprach dies in einem neuen Vertrage vom 25. November 1822 aus.[5])

Das zweite jener erwähnten Memoirs betraf die spanischen Colonien. Es war ganz und gar ein Ausfluß der Canning'schen Politik und darin gesagt: daß die gegenseitigen vielfachen Beziehungen zwischen England und den Bewohnern Amerikas ersteres in die Nothwendigkeit gesetzt hätten, die Regierungen, welche sich in den dortigen Colonien als selbständig gebildet hätten, vorerst de facto anzuerkennen, und als solche mit ihnen zu verkehren. Dies sei schon um deswillen nöthig gewesen, weil das gänzliche Sinken der Autorität Spaniens in seinen transatlantischen Gebieten eine solche Masse von Seeräubern und Flibustiern hervorgerufen, daß gar kein Handel habe bestehen können, und über dieses Unglück sei nur Herr zu werden durch kräftige und selbständig dastehende Localbehörden, die England deswegen, sobald sie sich in eigener Kraft gebildet, sofort habe anerkennen müssen.

Oestreich antwortete hierauf: England habe ohne Zweifel wohl daran gethan, seinen Handel gegen die Seeräuberei zu schützen; was jedoch die Unabhängigkeit

der spanischen Colonien angehe, so würde es diese niemals anerkennen, es sei denn, daß der König von Spanien zuvor freiwillig und förmlich auf alle Rechte der Souverainetät, die er bisher über sie ausgeübt, verzichtet habe.

Preußen beantwortete das Wellington'sche Mémoire ganz in demselben Geiste. Rußland erklärte ganz kurz, daß es keinen Beschluß in dieser Angelegenheit fassen könne, der irgendwie das Präjudiz der Unabhängigkeit der spanischen Colonien in sich fasse!

Weitläufiger ließ sich im Namen Frankreichs Châteaubriand hierauf vernehmen. Er versicherte, daß das Cabinet der Tuilerien ebenso sehnlich wie das von St.-James wünsche, daß Spanien geeignete Maßregeln ergriffe, um dadurch dem Continent Amerikas Frieden und Wohlstand zu sichern, aber ebenso sehr wünsche es auch die Autorität des Königs von Spanien dort wiederhergestellt zu sehen. Frankreich könne sich nicht dazu verstehen, in einer so wichtigen Angelegenheit wie die Unabhängigkeit der spanischen Colonien die Principien der Gerechtigkeit, diese sichersten Säulen der ganzen menschlichen Gesellschaft, andern geringen Vortheilen gegenüber so ganz bei Seite zu setzen, und es denke, daß gerade bei dieser Frage Spanien zunächst als Herr seiner Colonien mit zuzuziehen gewesen wäre. Es wäre wol an der Zeit, um nicht Veranlassung zu möglichen Handelsrivalitäten zu geben, in welche die Staaten wider ihren Willen bei dem Gang der Ereignisse verwickelt werden könnten, daß die verschiedenen Cabinete Europas sich zu einer gemeinschaftlichen Maßregel vereinigten. Dies wäre ganz der Mächte würdig, welche die Heilige Allianz

bilden, und die in Congressen ebenso wohl das Wohl Spaniens und seiner Colonien, als das aller europäischen Völker berathen, und dabei als Basis der Verhandlung eine großmüthige Gegenseitigkeit und eine vollkommene Gleichheit angenommen haben. Vielleicht fände man, im Verein mit der spanischen Majestät, schon im Interesse aller andern Regierungen einen Ausweg, die Rechte der Legitimität mit den Nothwendigkeiten, welche die politische Sachlage mit sich bringe, zu vereinigen.

Ohne Zweifel sollte in dem letzten Mémoire eine Art von Drohung enthalten sein, daß England, wenn man sich in der spanischen Politik so ganz und gar von ihm sondere, die förmliche diplomatische Anerkennung (— de jure —) der freigewordenen Colonien in Südamerika der bisherigen, blos factischen, folgen zu lassen gedenke. Da es aber nicht wünschte, selbst in Aussicht dieses Nachtheils, die Einmischungsgelüste der übrigen Großmächte zu mindern, so hatte natürlich dieses Wellington'sche Mémoire so wenig irgend einen weitern Erfolg als das andere, über Aufhebung des Sklavenhandels. England fuhr also in seinem Verhalten gegen die spanischen Colonien fort, bis Canning wenige Jahre darauf mit ihrer formlichen Anerkennung als selbständige Staaten in Europa voranging.

Die Angelegenheit der griechischen Insurrection, die hauptsächlich mit Veranlassung zum Congresse geworden, bald aber gegen die spanische Frage total in den Hintergrund getreten war, vergaß man zwar nicht ganz, aber man verhandelte darüber mehr in freundschaftlichen Gesprächen als in förmlichen officiellen Sitzungen. Dabei war wieder die allgemeine Lage der Gesellschaft, wie sie

gestört sei durch die Ideen der Freiheit und der geheimen Gesellschaften, das leitende Princip, von dem sich namentlich Alexander gar nicht losreißen konnte. Man kam deßhalb auch zu keinem festen Beschlusse, und in dieser Unschlüssigkeit hatte man so wenig der griechischen Gesandtschaft mit dem Fürsten Kantakuzenos an der Spitze, als später dem mit besondern Aufträgen gekommenen Grafen Metaxas erlaubt, die Wünsche der Griechen und ihre Bitten persönlich vorzutragen. Man gab nur die Erklärung: daß die Beziehungen der Großmächte zur Pforte nicht erlaubten, den griechischen Aufstand zu unterstützen, und daß sie sich darauf beschränken müßten, diejenigen Religionsfreiheiten der Christen aufrecht zu erhalten, die ihnen in alten Verträgen, namentlich in dem zu Bucharest, zugesichert seien.

Noch leben unzählige Zeitgenossen, die genugsam darüber zu berichten vermögen, welchen Eindruck diese Erklärung und diese Auffassung des griechischen Freiheitskampfes in Europa machte. Erstaunen und Klagen wollten nimmer enden. Jetzt, wo man die Ereignisse im Ganzen und unbetheiligt übersieht, braucht man sich über nichts mehr zu wundern. Die Eifersucht der übrigen europäischen Mächte wollte das schon fast für Griechenland gezogene Schwert Alexander's wieder in die Scheide zurückstoßen; die reine Politik hätte dies nicht vermocht, man wandte sich daher an die Moral des Zaren und hing der Griechensache einen Mantel um, dessen Farben er verabscheute: Aufstand und Revolution! Jede Macht führte nun gleiche Sprache, um Rußland sicher in Unthätigkeit zu erhalten und stellte nun auch als ein Moralprincip für ihre Handlung Das hin, was

Vortheil und Furcht dictirten. Aber selbsterfundene Vorwände haben nicht die Dauer wahrer Principien. Nach wenigen Jahren, als andere politische Conjuncturen auftauchten, ward die eben verdammte Griechensache von denselben Mächten vertheidigt, die ihre Feinde aus Gründen der Humanität sein zu müssen vorgaben.

Somit waren also, etwa gegen den 12. December, alle Geschäfte, soweit es hatte gehen wollen, abgethan. Alles schickte sich zur Abreise an und bei Besuchen und in Briefen ward ewig vom Vergnügen, sich gegenseitig gesehen und kennen gelernt zu haben, und vom Bedauern, sich wieder trennen zu müssen, geredet.

Eine Circularnote vom 14. December 1822, unterzeichnet von dem Fürsten Metternich, dem Grafen von Bernstorff und dem Grafen Nesselrode, setzte alle Gesandte der Mächte Oesterreich, Preußen und Rußland in Kenntniß von den Resultaten des Congresses, mit dem besondern Auftrag, den einzelnen Höfen, bei denen sie accreditirt seien, im Geiste der ihnen überschickten Uebersicht die nöthigen Eröffnungen über das Geschehene zu machen.

In dieser Note ward zunächst aufgezählt, was an Beschlüssen in Beziehung auf die Königreiche Sardinien und Neapel zu Stande gekommen. Damit, so hieß es weiter, hätte der Congreß sein Ziel, insoweit es ihm ganz direct vorgesteckt war, für erreicht halten können. Aber die Monarchen haben es nicht unterlassen können, auf folgende zwei schwere Verwickelungen, die ihre Aufmerksamkeit beständig seit dem Congreß von Laibach in Anspruch genommen, ihre Augen zu richten:

„Derselbe revolutionäre Geist, der seine ersten Versuche in Spanien gemacht, und eben noch Italien heim-

gesucht, erhob sich auch im äußersten Osten Europas, und gerade als die Revolten in Neapel und Turin der gesetzmäßigen Macht unterlagen, entzündete sich die Fackel des Aufstandes im Herzen des Ottomanischen Reiches. Die Gleichzeitigkeit dieser Thatsachen läßt keinen Zweifel an einem gleichen Entstehungsgrunde übrig, — dasselbe Uebel nur in verschiedenen Formen. Die Häupter der Bewegung, die sich schmeicheln mochten, die Aufmerksamkeit und die Meinung der Cabinete zu theilen und so ihre Kräfte zu schwächen, haben sich arg getäuscht. Die Monarchen, fest entschlossen, das Princip der Revolution, an welchem Ort und in welcher Form es sich auch zeige, zu verdammen, werden sich stets beeilen, es allenthalben zu bekämpfen, und nichts wird sie von dieser Bahn abbringen können. Dabei werden sie jedoch nie die Stimme ihres Gewissens und ihre Christenpflicht ungehört verhallen lassen, und demgemäß haben die fünf großen Mächte die orientalische Frage in ihren vertraulichen Verhandlungen mit einer solchen Uebereinstimmung behandelt, die ganz der Heiligen Allianz würdig ist. Der Congreß zu Verona hat diese Resultate nur befestigt.

Das andere, wohl zu betrachtende Ereigniß ist die traurige Lage der Pyrenäischen Halbinsel.

Spanien durchläuft heutiges Tages den unglückseligen Kreis seiner Revolution, welche Verkehrte oft und gern als eine Wohlthat darzustellen sich herausnehmen, ja in ihr einen Triumph des Jahrhunderts der Aufklärung sehen wollten. Alle Regierungen sind Zeugen der verwegenen Bestrebungen dieser Menschen, ihre Gleichzeitigen zu überreden, diese Revolution sei die nothwendige und glückliche Frucht des Fortschritts der Civili-

sation, und das Motiv aus dem sie entstanden, sei ein erhabener Patriotismus. Wenn der Zweck der Civilisation die Zerstörung der Gesellschaft wäre; wenn es erlaubt wäre, die militärische Macht ungestraft zum Beherrschen der Reiche zu verwenden, deren Schutz sie sein soll, — dann verdiente die spanische Revolution die Bewunderung der Zeit, und der Aufstand von Isla de Leon könnte als Muster der Reformateure gelten! Aber die Wahrheit trat nur zu bald in ihre Rechte, und Spanien bietet ein trauriges Beispiel der unausbleiblichen Folgen eines Attentats gegen die ewigen Gesetze der Moral.

Die legitime Gewalt ist gefesselt und wird gemisbraucht, um selbst durch sie Rechte und Freiheiten zu zerstören; alle Classen der Bevölkerung sind durcheinandergeworfen; Willkür und Unterdrückung werden unter der Form des Rechts geübt; die reichen Colonien rechtfertigen ihre Aufstände dadurch, daß sie für solche dasselbe öffentliche Recht anführen, dem das Mutterland bei dem seinigen folgte; der Bürgerkrieg erschöpft die letzten Hülfsquellen des Staats — das ist das Gemälde der gegenwärtigen Lage Spaniens, das wol eines bessern Schicksals würdig wäre. Aber gerade darauf begründen sich auch die gerechten Befürchtungen, daß alle obigen Elemente der Verwirrung und Zerstörung sich den Ländern mittheilen könnten, die mit Spanien in Berührung kommen. Wenn es irgend einen Feind der Civilisation und der conservativen Principe, welche die Basis der Heiligen Allianz bilden, gibt, so ist es Spanien in seiner jetzigen Desorganisation.

Das Verhalten der Monarchen dabei konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein: ihre Gesandten haben die

Weisung erhalten, Spanien zu verlassen. Welche auch die Folgen dieser Maßregel sein werden, — die Monarchen haben Europa den Beweis geliefert, daß nichts sie von einem Beschluß abbringen soll, der geheiligt ist schon durch ihre genaue Verbindung untereinander!

Sie werden sich demnach durch das Vorangegangene überzeugt halten, daß in den großen Fragen der Ordnung und der Stabilität die Monarchen auch bei den letzten Unterhandlungen in nichts von ihren früheren Principien, denen sie stets folgten, abgewichen sind. Ihre Allianz, eben auf jene Principien gegründet, erhält von Tage zu Tage mehr Zusammenhang und Kraft. Es wäre unnöthig, gegen die Verleumder, welche dagegen aufgetreten sind, noch ein Wort zu verlieren über die Legalität und das Wohlwollen aller Absichten der Allianz; Europa wird diese einst genugsam anerkennen.

Die Monarchen wollen nur den Frieden. Aber er muß feste Grundlagen haben. Er wird in mehr als einem Lande gestört durch die verbrecherischen Versuche einer Partei, welche nichts will als Umsturz und Revolution; die Häupter derselben, sei es daß sie offen an der Spitze ihres Anhangs die Throne angreifen, oder heimlich und im Stillen unglückselige Projecte ausdenken und Complote schmieden, — sie stören die Ruhe der Gegenwart. Die weisesten Maßregeln der Regierung werden nicht anerkannt, die heilsamsten Verbesserungen haben keinen Erfolg, und nur dann kehrt das alte Zutrauen wieder, wenn alle Anhänger solcher Bestrebungen vollkommen schadlos gemacht sind.

Indem Sie das Cabinet, bei welchem Sie accreditirt sind, von den obigen Bemerkungen und Erklärungen

in Kenntniß setzen, erinnern Sie dasselbe zugleich nochmals daran, daß die Monarchen die von ihnen angenommenen Grundsätze als unerlaßliche Bedingung der Erfüllung ihrer wohlwollenden Absichten ansehen. Um Europa den Frieden und den Zustand der Ruhe und der Stabilität zu sichern, ohne welchen kein Wohl möglich ist, müssen sie zugleich auf die stets bereite Unterstützung aller übrigen Regierungen rechnen können. Sie stellen dies Verlangen im Namen der ersten Interessen, der Erhaltung der socialen Ordnung, und im Namen der zukünftigen Geschlechter, denen wir verantwortlich sind. Darum mögen alle Monarchen durchdrungen sein von der Wahrheit, daß die in ihre Hände gelegte Macht nur ein heiliges Pfand sei, von dem sie der Nachwelt Rechnung abzulegen haben, und daß sie sich einer schweren Verantwortlichkeit aussetzen, wenn sie auf die Rathschläge Solcher hören, welche es ihnen unmöglich machen, ihre Unterthanen vor den Uebeln zu schützen, die von den Rathschlägen schlechter Rathgeber ausgehen. Die Monarchen geben sich der Hoffnung hin, daß sie an Allen, die zur Ausübung der höchsten Gewalt berufen sind, in jeder Lage wahre Verbündete finden werden, die fest auf directen Anordnungen fußen, welche heutigestags die Basis des europäischen Staatensystems ausmachen, und schmeicheln sich zugleich, daß ihre Worte als ein neuer Beweis ihres Bestrebens angesehen werden, das Wohl Europas durch alle Mittel zu fördern, welche die Vorsicht in ihre Hände gelegt hat."

Dies war der letzte ostensible Act der Thätigkeit der in Verona versammelten Diplomaten, deren einige, wie wir in der frühern Darstellung gesehen haben, schon im

Anfange des Monats December abgereist waren. Mit einem großen Wettrennen in der Arena des Amphitheaters und einer großen Erleuchtung desselben schlossen die Festlichkeiten, und nach wenigen Tagen war das plötzlich entstandene Leben und die augenblickliche aufgetauchte Pracht wieder verschwunden. Es trat wieder der stille ruhige Gang des Lebens und der Geschäfte ein, der in einer italienischen Landstadt, die nicht mehr Das ist, was sie einst war, sich ziemlich gleich zu sein pflegt. Aber zu den alten Erinnerungen aus der Zeit der Römer und der Herrschaft der Scala war eine neue, modernen Charakters, hinzugekommen!

V.

Außer den spanischen, italienischen und griechischen Angelegenheiten, und außer den Fragen über Colonien und Sklavenhandel, waren noch einige andere Gegenstände zur Berathung gezogen worden, wenigstens versichert dies Capefigue in seiner „Histoire de la Restauration", Bd. 7, S. 396, wenn er sagt: „Quant aux questions de gouvernement, telles que la licence de la presse, l'agitation des esprits, elles furent plutôt le sujet de conversations que des déliberations précises du congrès."

Obwol Capefigue ein Historiker ist, bei dem man mitunter mit vollem Rechte etwas auszusetzen haben kann, so ist doch auch wieder bekannt, daß für neueste Geschichte nicht leicht eins seiner Werke entbehrt werden

kann, indem er, vermöge seiner Stellung, wie Wenige im Stande war, den eigentlichen Stoff zu vermehren und zu ergänzen durch Mittheilungen, die ihm aus dem Bureau des Auswärtigen zuflossen.

Es ist viel und lange Zweifel und Streit darüber gewesen, ob zu Verona geheime Uebereinkünfte über innere Regierungsfragen, vorzüglich solche, welche die immer mehr wachsende Bewegung und die Herstellung einer constitutionellen Regierungsform in den europäischen Staaten angingen, geschlossen wären.

Da erschien im Jahre 1834 von Elliot der „American diplomatic Code", welcher im zweiten Theil, S. 179, in einer ohne Zweifel englischen Uebersetzung einen „Secret treaty of Verona" brachte. Er lautet folgendermaßen:

„The Undersigned, specially authorized to make some additions to the treaty of the Holy Alliance, after having exchanged their respective credentials, have agreed as follows:

Art. 1. The high contracting powers being convinced that the system of representative government is equally as incompatible with the monarchical principles as the maxim of the sovereignty of the people with the divine right, engage mutually, in the most solemn manner, to use all their efforts to put an end to the system of representative governments, in what ever country it may exist in Europe, and to prevent its being introduced in those countries where it is not yet known.

Art. 2. As it cannot be doubted that the liberty of the press is the most powerfull means used by

the pretended supporters of the right of nations, to the detriment of those of Princes, the high contracting parties promise reciprocally to adopt all proper measures to suppress it, not only in their own states, but also in the rest of Europe.

Art. 3. Convinced that the principles of religion contribute most powerful to keep nations in the state of passive obedience which they owe to their Princes, the high contracting parties declare it to be their intention to sustain, in their respective states, those measures which the clergy may adopt, with the aim of ameliorating their own interests, so intimately connected with the preservation of the authority of Princes; and the contracting powers join in offering their thanks to the Pope, for what he has already done for them, and solicit his constant co-operation in their views of submitting the nations.

Art. 4. The situation of Spain and Portugal unite unhappily all the circumstances to which this treaty has particular reference. The high contracting parties in confiding to France the care of putting an end to them, engage to assist her in the manner, which may the least compromiss them with their own people and the people of France, by means of a subsidy on the part of two empires, of twenty millions of francs every year, from the date of the signature of this treaty to the end of the war.

Art. 5. In order to establish in the Peninsula the order of things which existed before the revolution of Cadiz, and to insure the entire execution of the articles of the present treaty, the high contracting

parties give to each other the reciprocal assurance, that as long as their views are not fulfilled, rejecting all other ideas of utility, or other measures to be taken, they will address themselves with the shortest possible delay, to all the authorities existing in their states, and to all their agents in foreign countries, with the view of establish connections tending towards the accomplishment of the objects proposed by this treaty.

Art. 6. This treaty shall be renewed with such changes as new circumstances may give occasion for, either at a new Congress, or at the Court of one of the contracting parties, as soon as the war with Spain shall be terminated.

Art. 7. The present treaty shall be ratified, and the ratifications exchanged at Paris within the space of six months.

Made at Verona the 22^d^. Nov. 1822.

Metternich. Châteaubriand. Bernstedt. Nesselrode."

Ob diese Urkunde eine echte sei, mag wol aus manchen Gründen bezweifelt werden, namentlich aus innern Gründen. Die falsche Unterschrift, „Bernstedt" für „Bernstorff", ist offenbar nur ein Nachlässigkeitsfehler, und würde schwerlich dazu dienen, die Falschheit allein für sich zu documentiren. Man weiß, wie gerade auf Aeußerlichkeiten bei dem Nachmachen von Urkunden das größte Gewicht gelegt wird, und so spricht jenes „Bernstedt" eher für eine Nachlässigkeit in gutem Glauben,

als für das Machwerk eines Falsarius, mit der Absicht zu täuschen, dem es eine Kleinigkeit war, die richtige Unterschrift sich herbeizuschaffen.

Dem Inhalt nach würde sich der obige geheime Vertrag etwa an das veronesische Protokoll vom 17. November anschließen, dessen bereits oben gedacht ist. Er ist in Form einer spätern Zusatzurkunde zu der Heiligen Allianz-Acte ausgefertigt, und auch diese Form hätte im Allgemeinen wol kein Bedenken werden können, wenn man weiß, wie der Kaiser Alexander von Rußland, dessen Stimme damals soviel galt, die Idee festhielt, Namens der Heiligen Allianz müsse der Krieg gegen die politischen Oppositionen der einzelnen Länder wie ein Krieg des Friedens und der Ordnung gegen innere Auflösung und Barbarei geführt werden!

Aber einige andere Umstände verdächtigen Einzelnes zu sehr. England war gleichfalls Mitglied der Heiligen Allianz, und zwar bis zu dem eben erfolgten Tode Castlereagh's ein sehr eifriges Mitglied. England konnte unsern geheimen Vertrag nie unterzeichnen, weil dessen Inhalt, insoweit er Aufhebung aller constitutionellen Verfassungen und der Preßfreiheit, sowie Herstellung der „Popery“ bedingte, geradezu gegen die englischen Grundgesetze war. Hier war kein Zögern wie bei der Unterschrift der Spanien angehenden Beschlüsse des Congresses, sondern geradezu ein Ausschluß Englands von den Verhandlungen und ein europäisches Operiren gegen dessen Verfassung. Konnte die Heilige Allianz am 22. November 1822 einen vollgültigen so wichtigen Zusatz- und Erweiterungsvertrag zur Stiftungsurkunde

abschließen, ohne eins ihrer Hauptmitglieder — England — ja man kann sogar geradezu sagen: gegen eins ihrer Hauptmitglieder? Und dann, wenn man auch die Existenz eines geheimen Vertrags ohne Englands Unterschrift zugeben will, so wird es doch sehr verdächtig, daß England keine Kunde davon erhalten haben sollte. Davon findet sich aber, sowol zur Zeit des Congresses selbst, als später, auch nicht die geringste Spur.

Sodann muß hier wiederum etwas wiederholt werden, was schon öfter vorgekommen ist. Châteaubriand war Minister eines constitutionellen Staats; er wollte immer liberaler Constitutionalist sein und hat in diesem Geiste auch seine „Monarchie selon la Charte" geschrieben. Würde er eine solche Urkunde unterschrieben haben?

Verdächtig ist immer der Umstand der Hülfszusage an Frankreich mit Truppen und Geld. Frankreich wollte die Hülfe allein leisten, um demnächst auch den politischen Einfluß auf Spanien allein ausüben zu dürfen, und in Beziehung auf Oestreich würde eine so thätige Beihülfe wegen der möglicherweise entstehenden Verwickelungen, wenn sie gefodert wäre, eher dazu gedient haben, es von der Verbindung abzuziehen als es fester an dieselbe zu knüpfen. Auch darüber sind bereits in der Darstellung einige Andeutungen vorgekommen. Doch scheint mir der letzte Grund nicht von der Bedeutung wie die beiden vorangehenden.

Um nun über den vorstehenden geheimen Vertrag von Verona nach Einziehung aller möglichen Nachrich-

ten ein sicheres Urtheil fällen zu können, übernahm es ein Freund, durch den amerikanischen Historiker George Bancroft bei dem Herausgeber des Codex, Mr. Elliot, darüber Erkundigungen einzuziehen, woher Letzterer das Papier zur Mittheilung erhalten und welche Gründe ihn bestimmt haben, es als ein echtes mit den andern Urkunden in seine Sammlung aufzunehmen.

Die Antwort erfolgte am 15. December 1852; leider jedoch war Mr. Elliot kurz vorher verstorben und konnte daher auf alle ihm vorzulegenden Fragen keine Antwort mehr geben. Bancroft konnte daher nur seine eigene Ansicht äußern, und er that dies dahin:

„Das Actenstück, welches in dem Amerikanischen Diplomatischen Codex Abtheil. II, Seite 179 unter Nr. 24 aufgenommen ist, scheint mir allerdings innere Merkmale zu haben, aus denen man auf seine Unechtheit schließen kann. Es leitet keine Autorität von dem Werke ab, in das es aufgenommen, und ist also für sich allein nicht berechtigt, auf Credit Anspruch zu machen. Frankreich hatte zu jener Zeit — ich meine zur Zeit des Datums jener Urkunde — eine repräsentative Regierungsform, und Châteaubriand war stets ein Anhänger derselben. Dies hindert auch, vorauszusetzen, daß Mr. Elliot jenes Actenstück vom Baron Krüdener [6]) oder von einer andern wohlunterrichteten Person erhalten habe, und es scheint vielmehr das Product seiner eigenen Phantasie zu sein."

Doch wenn man endlich auch über alles bisher Hervorgehobene hinwegsehen will, so macht der Art. 3 in seiner Fassung die Unterschrift eines Protestanten und

eines Mitgliedes der Griechischen Kirche ganz undenkbar, ja geradezu unmöglich. So lange daher keine andere, directe Beweise für die Echtheit des obigen angeblichen geheimen Vertrages von Verona beigebracht werden können, bin auch ich entschieden der Ansicht, ihn in der Art, wie er von Mr. Elliot mitgetheilt wird, für falsch halten zu müssen.

Anmerkungen.

1) Kaum war es bekannt geworden, daß wirklich der Congreß in Verona zusammenkommen würde, so hatten die Juden von Laibach schnell alle respectablen Wohnungen gemiethet. An sie mußte man nun sich wenden, und ein Minister fand kaum für 1000 Fl. des Monats ein standesmäßiges Unterkommen. Erst als man durch den ersten Schaden klug geworden war, ward jenes Bureau errichtet.

2) Es ist dies das Document, was in der Sitzung vom 20. October zur Sprache kam und die drei von Montmorency gestellten kategorischen Fragen enthält, vergl. S. 30.

3) Wenn diese Depeschen schon unter früherm Datum namentlich da vorkommen, wo sie dem Herzog von Wellington communicirt wurden, so verwechsele man nicht das Datum ihres Concepts und das der officiellen Absendung; von letzterm ist hier im Text die Rede.

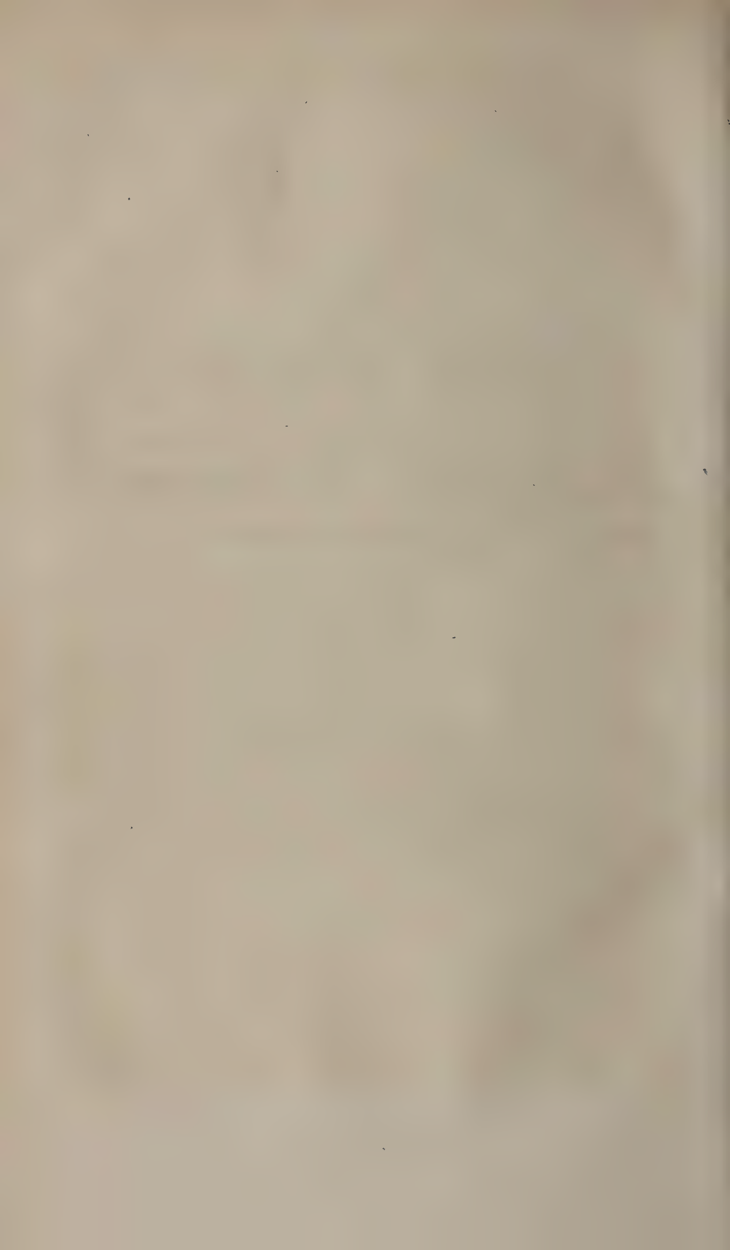
4) Zuweilen findet sich als Datum derselben der 26. December angegeben, was falsch ist, da der Herzog bereits am 25. seine Entlassung gegeben.

5) Elliot, „American Diplomatic Code", S. 187.

6) Längere Zeit Gesandter bei den Nordamerikanischen Freistaaten.

Die
neuern Forschungen
über
das alte Indien.[1])

Dargestellt
von
Albrecht Weber.



Die indischen Studien, über deren bisherige Resultate ich heute die Ehre haben werde zu sprechen, können ihr Alter noch nach Jahren messen; kaum deren siebzig sind verflossen, seit die erste, directe Uebersetzung aus dem Sanskrit durch einen Europäer gemacht ward, und erst einige Vierzig, seit die deutsche Wissenschaft sich denselben zuwandte.

Es war im Jahre 1765, daß die Ostindische Compagnie durch den Tractat zu Allahabad ihr erstes souveränes Gebiet, Bengalen, erwarb; seit dieser Zeit selbst regierend, faßte sie den Entschluß, die Inder nach ihren eigenen Gesetzen zu beherrschen. Dies veranlaßte den damaligen Generalgouverneur, Warren Hastings, durch elf Brahmanen einen Auszug aus den wichtigsten Gesetzbüchern machen zu lassen, der mittels des Persischen ins Englische übersetzt, 1776 in London erschien (unter dem Titel: „Code of gentoo law"); in der Vorrede (S. 74 fg.) gibt Halhed, der Herausgeber, die erste ausführliche Nachricht von dem Sanskrit, der Ursprache jener Gesetzbücher, aber nicht nach eigener Kenntniß, sondern nur nach den Mittheilungen jener Brahmanen. Der erste wirkliche Kenner desselben ist Sir W. Jones, der als ein begeisterter Verehrer und Kenner orientalischer Dichtkunst im

Jahre 1783 nach Kalkutta kam, und dessen eifrigen Bestrebungen es bald darauf gelang, die Asiatische Gesellschaft daselbst zu gründen, die fortan in ihren „Asiatic researches" ein Brennpunkt für wissenschaftliche Untersuchungen über Indien ward. Die erste directe Uebersetzung aus dem Sanskrit, die „Bhagavadgîtâ", eine philosophische Episode aus dem großen Epos „Mahâbhârata", lieferte 1785 ein junger Kaufmann, J. Wilkins, und schon zwei Jahre später, 1787, eine zweite, das Fabelbuch „Hitopadeça". Ihm wie Jones fiel alsbald die große Verwandtschaft der grammatischen Structur und des lexikalischen Theiles dieser Sprache mit denen der alten classischen Sprachen auf, und Jones kam hierüber bald zu einer gediegenen Ansicht. Im Jahre 1789 erschien seine Uebersetzung des danach weltberühmten Dramas „Çakuntalâ", dessen zarte Anmuth allgemein das höchste Interesse für eine Literatur erweckte, die im Besitze solcher Perlen war. Es trat nun in Indien eine Epoche der regsten Theilnahme ein, in der Grammatiken, Textausgaben und Uebersetzungen miteinander um den Vorrang stritten. An Jones' Stelle, der 1794 starb, trat als Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen H. Th. Colebrooke, ein Mann von seltenem Scharfsinn und unglaublichem Fleiß, der wol am meisten von allen Europäern in den Geist der Sanskritsprache eingedrungen ist, und neben ihm der jetzt noch lebende, ehrwürdige H. H. Wilson, der im J. 1819 das erste Sanskritlexikon herausgab, von dem jetzt bereits eine dritte Auflage vorbereitet wird.

Auch in Europa war das lebendigste Interesse erwacht, die „Çakuntalâ" mit Begeisterung aufgenommen worden; in der philosophischen Mystik der Inder glaubte man den

Urquell der wahren Weisheit gefunden zu haben. Die Continentalsperre hinderte indeß eine geraume Zeit die Büchereinfuhr aus Indien und England. Durch einen gefangenen englischen Offizier aber, Namens Hamilton, der die in Paris auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen indischen Manuscripte studirte, wurden daselbst mehre Gelehrte direct in die Kenntniß des Sanskrit eingeweiht; unter ihnen auch ein Deutscher uns wohlbekannten Namens, Friedrich Schlegel, dessen im Jahre 1808 erschienene Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", für die damalige Zeit reiche Aufschlüsse gab und schon darum Epoche machte, weil sie zuerst die Möglichkeit zeigte, in Europa ohne Hülfe von indischen Lehrern das Sanskrit sich anzueignen. Deutschland ward fortan die Wiege der Sanskritstudien [2]), insbesondere durch die Thätigkeit zweier berühmter Männer, deren einer noch jetzt unter uns lebt, A. W. von Schlegel's und Franz Bopp's. Schlegel und seine Schule, unter der Lassen's Name hervorstrahlt, machten sich besonders die Herstellung kritischer Texte und die Durchforschung der indischen Literatur und Antiquitäten zur Aufgabe; Bopp dagegen wandte sich ausschließlich der sprachlichen Seite zu, darin nach zwei Richtungen hin gleich schöpferisch wirkend, indem er nämlich theils durch seine höchst zweckmäßig eingerichteten Grammatiken, durch ein Glossar und durch Herausgabe und Uebersetzung verschiedener Episoden des „Mahâbhârata" die Erlernung des Sanskrit allgemein zugänglich machte, theils durch seine Untersuchungen über die Verwandtschaft der indoeuropäischen Sprachen die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik begründete, von der (in Gemeinschaft mit Jakob Grimm's deutschen Forschungen) eine neue

Aera unserer gesammten Sprachforschung datirt. Ja, es schien in der That, nachdem die erste Begeisterung verraucht war, und als es sich herausstellte, daß die indische Literatur nur wenig der „Çakuntalâ“ und „Bhagavadgîtâ“ Gleiches oder wenigstens Aehnliches aufzuweisen hatte, als ob das sprachliche Moment sich als der wesentlichste Gewinn der indischen Studien herausstellen werde und ihr eigener culturhistorischer Gehalt von nur geringem Belang sei. Die anfänglichen Hoffnungen auf große Resultate nach letzterer Richtung hin sahen sich getäuscht und die Theilnahme für die Untersuchungen darüber war im Ermatten; da ging ein neues Licht über sie auf durch das Bekanntwerden mit den ältesten heiligen Schriften der Inder, den „Veda“. Bisher hatte man nur die Literatur der letzten Periode indischer Entwickelung kennen lernen, die, bei aller Feinheit, Zartheit und Tiefe im Einzelnen, doch im Allgemeinen den indischen Geist zu sehr in seiner Erstarrung und Entartung zeigt; seit uns aber durch die Thätigkeit F. Rosen's, eines leider zu früh verstorbenen Gelehrten, der ein Muster deutscher Wissenschaft und Sitte war, der Zugang zu jenen alten Liedern der Veda, den ältesten Urkunden der indischen Literatur, geöffnet ist (es geschah dies im Jahre 1838 durch seine Uebersetzung des ersten Achtels der Hymnen des „Rigveda“), seitdem datirt eine neue Epoche der indischen Studien, zumal da ziemlich gleichzeitig damit durch die Liberalität des Königs von Preußen die berliner Bibliothek einen reichen Schatz darauf bezüglicher Manuscripte erlangte. In Deutschland, wie in Frankreich, England, Amerika, und vor allem auch in Indien selbst ist jetzt ein neuer Eifer, ein frisches reges Treiben auf die-

sem Gebiete herrschend, und zwar hauptsächlich unter dem Schutze des Directoriums der Ostindischen Compagnie, das in großartiger Würdigung der wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit dieser Studien dieselben nach allen Seiten hin, in Indien, wie in England und sogar auch in Deutschland, durch Unterstützung von Textausgaben, dem ersten Erfoderniß dazu, fördert und antreibt. Noch freilich ist Alles im Beginn, im Werden, der Arbeiter Zahl gering und eine ungeheure Arbeit zu bewältigen, aber die Umrisse und Grenzpunkte derselben lassen sich schon feststellen. Möge es mir denn gelingen, Ihnen im Folgenden anschaulich und klar vorzuführen, was die indischen Studien bereits geleistet haben und welche Aufgaben ihnen noch vorliegen.

In erster Reihe stehen die durch sie gewonnenen Resultate über die Vorgeschichte des indoeuropäischen Völkerstammes. Die Vergleichung der grammatischen Bildung des Sanskrit, insbesondere in seiner ältesten Form, wie es in den Veda vorliegt, mit dem Keltischen, Griechischen, Lateinischen, mit den germanischen, lettisch-slawischen und persischen Sprachen lehrt uns, daß die Structur aller dieser Sprachen eine gemeinsame Grundlage hat, oder mit andern Worten, daß ihnen allen eine gemeinsame Ursprache zu Grunde liegt, und zwar weist uns die Gradation der Laute und Formen auf das Sanskrit als diejenige Sprache hin, welche im Allgemeinen die ursprünglichste Gestalt noch bewahrt, jener Ursprache am nächsten steht und sich am wenigsten von ihr entfernt hat. Diese aus der Identität der grammatischen Bildung erschlossene Ursprache nun bedingt natürlich ihrerseits, daß zu der Zeit, wo sie lebte und gesprochen ward, auch das Volk,

das sie sprach, noch ein einiges war; die einzelnen Völker, wie ihre Sprachen, erscheinen somit als das Resultat einer stufenweise erfolgten Abtrennung von dem indoeuropäischen Urvolk und dessen Sprache, und zwar so, daß die größere oder geringere Gemeinsamkeit der Laute und Formen der einzelnen Sprachen untereinander und insbesondere im Verhältniß zum Sanskrit uns Aufschluß darüber gibt, ob diese Abtrennung derselben von dem gemeinsamen Urstock früher oder später stattgefunden hat. Der Mangel aller historischen Wahrzeichen für jene Vorzeit wird uns somit für jedes Volk durch die Gestalt seiner Sprache ersetzt, die ein vollgültiges objectives Zeugniß abgibt, das durch die geographischen Verhältnisse, die uns dann in historischer Zeit entgegentreten, direct bestätigt wird. Sind nun die grammatischen Verhältnisse und Biegungen gleichsam nur der Knochenbau der Sprache, und vermögen sie uns also kein directes Bild ihres Lebens oder gar des Lebens des Volkes, das sie sprach, zu geben, so sind dagegen die Wörter selbst, der lexikalische Schatz derselben, gleichsam das Fleisch, welches ihren Knochenbau bekleidet, die Nerven, welche ihre Lebensthätigkeit vermitteln. Aus den jenen Sprachen ganz oder theilweise gemeinsamen Wörtern nämlich ergibt sich, daß die durch dieselben bezeichneten Gegenstände bereits Eigenthum, geistiges oder sinnliches, des Urvolkes waren, während die Uebereinstimmung nur einzelner von jenen Sprachen, über Wörter, die in den andern fehlen, ein Zeichen ist, daß die durch sie bezeichneten Dinge oder Vorstellungen erst der Zeit nach bereits erfolgter Trennung von den letztern angehören. Es ist uns ferner auch durch den Umstand, daß das Sanskrit eine große Menge von Wort-

stämmen bewahrt hat, die in den andern Sprachen verlorengegangen sind, ermöglicht, für eine große Zahl von Wörtern, die sich als Ableitungen aus diesen ergeben, neben ihrer bisherigen für uns rein symbolischen Bedeutung nunmehr auch die ursprüngliche wiederzuerkennen, und so einen Blick zu thun in die Anschauungsweise unserer Vorväter, zu sehen, wie sie für die verschiedenen Gegenstände in unmittelbarer Frische und Naivetät meist den treffendsten, bezeichnendsten Ausdruck gefunden haben. Endlich schließlich verspricht uns die Bekanntschaft mit den alten Liedern, Gebräuchen und Sitten der Inder in der vedischen Zeit auch sogar Anhaltspunkte zu gewähren für die Erkenntniß des religiösen Lebens jener Vorzeit, Fingerzeige über ihre Auffassung der göttlichen Gewalten und Kräfte in der Natur, insofern wir dort einen großen Theil derjenigen Anschauungen wiederfinden, welche uns aus der classischen und germanischen Mythologie bekannt sind, und die sich somit als schon in der gemeinsamen Urzeit wurzelnd ergeben; hier freilich fehlt es noch sehr an Bestimmtheit und sind die Untersuchungen hierüber noch am wenigsten abgeschlossen, noch am meisten auf dem Felde der Vermuthung stehend.

Versuchen wir es denn, in kurzen Zügen das Bild jener Urzeit darzustellen, wie es sich uns nach Anleitung des Bisherigen ergibt.

Die Gemeinsamkeit der meisten Verwandtschaftswörter bezeugt uns, daß das Familienleben bei unsern Urvätern eine sehr ausgeprägte Stellung einnahm; nicht nur für Aeltern, Kinder und Geschwister, auch für Schwäherschaft und Agnaten kehren dieselben Ausdrücke in fast allen indoeuropäischen Sprachen wieder. Die Etymologie aus den

im Sanskrit jetzt noch lebenden Wurzeln lehrt uns, daß Vater den Schützenden bedeutet, Mutter die Ordnende, Bruder den Träger, Helfer, Schwester die Sorgliche, Tochter die Melkerin; wodurch wir auf die einfachsten patriarchalischen Verhältnisse hingeführt werden. Lebhafte Viehwirthschaft wird bezeugt durch die gemeinsamen Namen der Kuh (die langsam schreitende), des Ochsen (der befruchtende), des Stiers, der Ziege, des Schafes, der Sau (die fruchtbare), des Rosses u. A. Der Hund (der rasche) beschützte die Heerden, der Wolf (der zerreißende), der Bär (der glänzende, vom Fell) war ihr Schrecken. Die Maus (der Dieb) bestahl die Vorräthe; die Bremse umschwirrte, die Mücke stach, die Schlange kroch. Gans, Ente, Taube, Specht, Kukuk, Fink schnatterten und sangen; der Hahn krähte. Der leichte Hase sprang dahin, der Eber durchwühlte die Erde. Die Wohnung war fest, mit Thüren ausgestattet. Wagen und Boote dienten zur Weiterbeförderung über Felder und Flüsse. Die Aecker wurden mit Pflügen bestellt, Gerste und Weizen boten Mehl und Brot. Kleider, Hausgeräthe und Waffen waren in Fülle da. Schwert, Speer, Messer und Pfeil waren von Erz. Berauschender Meth führte zu fröhlichem Gesang; große Muscheln und Schilfrohr dienten zur Musik. Der Kampf war eine Lust, das Stammbewußtsein ein so mächtiges, daß sogar das Wort Barbar, stammelnd, zur Bezeichnung fremder, andersredender Völker jener Vorzeit schon angehört. Der unterjochte Feind wurde Sklav. An der Spitze von Vielen stand ein Ordner, Schützer, Herr, der Führer im Kampfe, der Richter im Frieden. Die Gegend war bergig und wasserreich; der Wald bot liebliche Kühle, die Eiche war sein

Hauptschmuck. Der Winter scheint hart gewesen zu sein; außer seinem Namen kehrt nur noch der des Frühlings, des bekleidenden, wieder. Die Sonne ward als das zeugende Princip verehrt, der leuchtende Glanz der Morgenröthe gepriesen; der Mond diente zur Messung der Zeit. Die Sterne galten als eine zerstreute Heerde; der Große Bär, dessen griechischer Name ἄρκτος eigentlich nur der glänzende bedeutet, strahlte unter ihnen besonders hervor. Donner, Blitz und Sturm, Regen, Nebel und Wind sandten Schrecken und Furcht in das bange Gemüth. Der Alles umgebende Himmel, dessen griechischer Name οὐρανός im vedischen varuna wiederkehrt, galt als der Vater des Alls, die Erde als die Mutter. Der finstere Wolkengott, der die goldene Heerde der Sterne und Sonnenstrahlen und die befruchtenden Gewässer des Himmels in seine finstern Schluchten raubte, ward durch des Blitzgottes Pfeile niedergestreckt, seine Bande zerrissen und die geraubten Rinder befreit. Der Gefährte des den Donnerkeil führenden Gottes bei diesem Kampfe war der Wind, in Hundsgestalt gedacht, der die Wolken jagte und trieb. In gleicher Gestalt hatte derselbe auch noch eine andere Mission, als getreuer Leithund nämlich die in Luft verwandelten, ausgehauchten Seelen der selig Gestorbenen auf sichern Pfaden zu ihrem Bestimmungsorte zu geleiten, denn die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, einer durch einen breiten Fluß (den Luftstrom eben) abgetrennten Welt der Seligen, gehört auch bereits schon in jene Vorzeit. Die gewaltigen, ihm unbegreiflichen Mächte in der Natur erregten in dem Menschen das Gefühl seiner Schwäche, und er beugte sich ihnen in Anerkennung dessen, brachte ihnen seine Opfer und

Hymnen dar und stellte sie sich als gütige oder als grimmige und schreckhafte Gestalten vor, in seiner Phantasie sie mit den ihm naheliegenden sinnlichen Attributen bekleidend. Es gehören in diese Vorzeit endlich auch wol die Vorstellungen von einem Manu, Urmensch und Urvater, und von einer großen Flut, welche Alles verheerte und verschlang und aus der nur er allein gerettet ward. Beide Vorstellungen finden wir auch bei den Semiten wieder, und sie sind, im Verein mit andern sprachlichen Gründen, wol als ein Beweis dafür anzusehen, daß auch die Semiten in noch früherer Zeit mit dem indoeuropäischen Stamme vereinigt waren, von dem sie sich aber getrennt haben müssen, ehe noch die Beiden gemeinsame Sprache zu irgend grammatischer Bestimmtheit gelangt war.

In dem soeben dargestellten Bilde fehlt es nun übrigens fast gänzlich an bestimmten Zeichen, an denen wir etwa die Gegend erkennen könnten, in welcher unsere Vorväter zusammen gelebt haben. Daß dieselbe in Asien zu suchen, ist ein alter historischer Satz; der Mangel aller specifisch asiatischen Thiere in unserer obigen Aufzählung könnte dagegen zu sprechen scheinen, erklärt sich aber einfach aus dem Mangel dieser Thiere in Europa, wodurch natürlich Vergessen ihrer Namen oder wenigstens Uebertragung derselben auf andere, ihnen ähnliche Thiere bedingt war; im Allgemeinen scheint indeß das Klima jener Gegend eher ein herbes als ein heißes, besser wol ein mildes, dem europäischen nicht zu ungleiches gewesen zu sein, wodurch wir auf das Hochland Innerasiens, die von Alters her angenommene Wiege des Menschengeschlechts am Oxus, geführt werden. Die

Kelten haben sich offenbar am frühsten aus diesen gemeinsamen Ursitzen losgerissen, da ihre Sprache noch etwas grammatisch Unfertiges hat und in einem weiten Abstande von den andern indoeuropäischen Sprachen steht. Ihnen folgten die sogenannten Pelasger, die sich dann in Griechen und Lateiner geschieden haben; hierauf der germanisch-slawische Stamm, der sich in Germanen und Preußo-Letto-Slawen zertheilte. Am längsten in den alten Ursitzen, und resp. beieinander blieben die spätern Perser und Inder, oder, wie sie sich selbst nennen, die Arier.

Das Licht, das uns seit kurzem über diese letztere Zeit, die des Zusammenlebens der spätern Inder und Perser, über die arische Periode also, und im weitern Verlauf über die Geschichte des persischen Volks, ja Vorderasiens überhaupt, bereits aufgegangen ist und noch aufzugehen verspricht, haben wir als einen zweiten Hauptgewinn der indischen Studien hervorzuheben. Mit Hülfe des eng verwandten Sanskrit allein nämlich ist es gelungen, die Sprache der alten heiligen Schriften der Perser dem Verständniß zu öffnen, sowie ferner dann auch mit Hülfe dessen die in fast derselben Sprache abgefaßten Keilschriften der persischen Könige in Persepolis, und durch diese wieder auch die fremdsprachigen der assyrischen Könige in Ninive zu entziffern. Das ungeheure Feld, das sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiete dem Historiker und Alterthumsforscher überhaupt geöffnet hat und noch zu ganz ungeahnten Aufschlüssen für die Geschichte der Alten Welt führen wird, ist somit eine mittelbare Errungenschaft der indischen Studien, wäre ohne diese, was den Inhalt der Inschriften betrifft, eine

öde Fläche. Nicht minder bedeutende Aufklärungen hat uns aber ferner das Verständniß jener heiligen Schriften der Perser eben über die Zeit ihres einstigen Zusammenlebens mit den Indern, über die arische Periode, gebracht. Es ergibt sich aus ihnen, daß in derselben zu den alten natursymbolischen Göttern der frühern Zeit auch bereits ethische Begriffe hinzugetreten waren, daß insbesondere der alte Himmelsgott Οὐρανός, Varuna, zu einem durch seine himmlischen Boten allwissenden Richter der Thaten der Menschen geworden war. Die Trennung der Arier in Perser und Inder scheint eben hauptsächlich durch den Einfluß dieser religiösen Momente herbeigeführt zu sein, insofern nämlich die Perser die ethischen Göttergestalten voranstellten und ausschließlich verehrten, die Inder dagegen neben diesen auch ihre alten natürlichen Götter beibehielten, und zwar so, daß der Cultus dieser letztern bei ihnen allmälig den Cultus jener, die durch das Fortziehen ihrer speciellen Verehrer in immer farblosere Stellung geriethen, völlig verdrängt hat. Bei den Persern dagegen, deren Religion eben wahrscheinlich, wie sie selbst angeben, durch eine einzige hochbegabte Persönlichkeit, durch Zoroaster nämlich, in ein bestimmtes System geformt ward, traten ihre bisherigen natursymbolischen Götter in die Classe böser Dämonen zurück, ganz entsprechend der Weise, in welcher in spätern Zeiten die zum Christenthum bekehrten Heiden ihre Götter zu bösen Geistern, Hexen und Teufeln umgeschaffen haben. Einige jener Götter übrigens, deren Thaten schon zu sehr personificirt und in die Mythe übergegangen waren, wurden in griechischer Weise als menschliche Helden und Weise der Vorzeit aufgefaßt und an die Spitze der Stammes-

geschichte gestellt. Dies sind die alten Könige des spätern persischen Epos bei Firdusi, in welchem ihre Thaten, offenbar unter Beimischung wirklich historischer Erinnerungen, in so herrlichen, lebendigen Farben geschildert werden.

Wir kommen nunmehr zu Indien selbst, zu den Aufschlüssen, die wir durch die indischen Studien über die geschichtliche Entwickelung der Inder erhalten, dieses Stammes, dessen heilige Sprache noch jetzt der Sprache unserer gemeinsamen Vorväter am nächsten steht, dessen ganzes geistiges Leben also auch eigentlich jetzt noch ein treues Abbild ihres Lebens gewähren sollte. Freilich aber, wie der Inder jetzt ist, und, ehe man den Veda kannte, mußte man sagen, wie er von alter Zeit an gewesen ist, konnte sein Leben allerdings nur sehr widerstrebend als ein Abbild jener Vorzeit betrachtet werden; seit man indeß mit Hülfe des Veda seine frühere Größe bis zu seinem jetzigen Verfall herab zu verfolgen gelernt hat, können wir mit ziemlicher Zuversicht annehmen, daß wir wirklich in den Zuständen der Inder in der ältern vedischen Zeit ein äußerst getreues Spiegelbild des Lebens unserer gemeinsamen indoeuropäischen Vorväter vor uns haben, an dem im großen Ganzen nichts Wesentliches verschieden sein wird, wenn auch mancherlei neue Züge im Einzelnen hinzugekommen sein mögen.

Die ältesten Lieder des Veda zeigen uns das arische Volk noch außerhalb oder wenigstens erst an der nordwestlichen Grenze Indiens ansässig, in dem Landstriche nämlich zwischen dem Kabulfluß und dem Indus, sowie im Pendschab. Das Weiterziehen von hier aus, die Ausbreitung über Indien hinweg können wir in der

Literatur des Volkes Stufe für Stufe verfolgen. Der Weg ging, nördlich von der großen Wüste Marwar's, vom Satadru, dem heutigen Sutledj aus nach der Sarasvatî, einem später hochheilig gehaltenen Fluß, der sich im Sande der Wüste verliert; hier muß ein langer Anhaltspunkt gewesen sein, wie eben aus der spätern großen Heiligkeit dieser Gegend zu schließen ist. Sie bildete dann die Grenzscheide zwischen dem nun in Hindostan sich bildenden brahmanischen Staatsthum und zwischen den bei der freien Weise ihrer Väter bleibenden arischen Stämmen des Westens. Längs der Yamunâ und des Ganges zog sich der Strom der Einwanderung fort, und zur Zeit Alexander's des Großen, oder man kann wol sagen schon 2—300 Jahre früher, zur Zeit des Reformators Buddha, war das ganze Land bis Bengalen hin nicht nur vollständig im unbestrittenen Besitz der Arier, sondern auch im vollen Glanze des brahmanischen Staatsthums, und zwar so, daß von den Griechen nicht einmal eine Erinnerung der Inder an ihre Einwanderung berichtet wird. Nun war aber Indien vor Ankunft der Arier von rohen, ungebildeten, aber kräftigen Stämmen bewohnt, die sich noch jetzt in einigen Gebirgsthälern Hindostans frei erhalten haben; ohne Kampf haben diese ihr Land den fremden Eindringlingen sicher nicht preisgegeben, zumal sie von diesen als wilde Barbaren in der erniedrigendsten Weise behandelt wurden und in deren Staatssystem die verächtlichste Stellung erhielten; wir finden denn auch mehrfach die deutlichsten Spuren ihres Widerstandes und können danach abmessen, wie lange Zeit zu ihrer vollständigen Unterjochung nöthig war. Vom Kabulfluß nun bis zur Sadânîrâ,

von der westlichsten bis zur östlichsten Grenze Indiens, sind 20 Grad, 300 geographische Meilen, die nacheinander zu erobern waren; wir werden somit ohne weiteres 1000 Jahre als ein Minimum für den Zeitraum der Besitznahme, der völligen Cultivirung und Brahmanisirung dieses gewaltigen Landstrichs beanspruchen können, und werden dadurch etwa auf das Jahr 1500 v. Chr. als die Zeit zurückgeführt, in welcher die indischen Arier noch an dem Kabul ansässig waren und seit welcher ihr Weiterziehen nach Indien selbst begonnen hat. Es ist dies allerdings eine ganz ungefähre Berechnung, die einzige aber, die hier bei dem Mangel an andern historischen Anhaltspunkten möglich ist. [3]) Man hat zwar astronomische Data zu Hülfe genommen und ist durch sie zu ziemlich demselben Resultat gelangt; diese Data sind jedoch schon darum nicht beweiskräftig, weil sie einer Himmelseintheilung entlehnt sind, die den Indern nicht selbständig angehört, sondern von den Semiten, resp. Babyloniern entlehnt ist. Die Handelsverbindung mit diesen nämlich, vom Persischen Meerbusen aus nach den Mündungen des Indus hin, scheint schon in alter Zeit eine sehr lebhafte gewesen zu sein; auch das Ophir der Bibel, wohin die Phönicier zu Salomo's Zeit, also um 1000 v. Chr. schifften, ist hier bei den Abhîra zu suchen, da die Waaren, welche sie von da holten, Gold, Silber, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen, zum Theil sowol indische Namen tragen als auch rein indisch sind, so zwar, daß sie sogar schon einen eigenen Landhandel vom Indus aus nach der südlichen Küste Malabars hin bedingen. Zur obigen Berechnung nun, die sich rein auf die äußern geographischen Verhältnisse

stützt, stimmt auch das Resultat, welches wir durch Vergleichung der häuslichen wie staatlichen und religiösen Lebensverhältnisse der vedischen Zeit mit den spätern, zu Buddha's und der Griechen Zeit, erhalten. Wir können eben die innere Fortentwickelung derselben in den literarischen Denkmälern ebenso Schritt vor Schritt verfolgen, wie uns dies bezugs der geographischen Ausbreitung möglich ist, und wir dürfen eben auch hier mit Sicherheit annehmen, daß ein Zeitraum von 1000 Jahren nicht zu lang ist für die gewaltigen Veränderungen, denen wir hier begegnen.

Das häusliche und staatliche Leben der Arier steht in den ältern vedischen Liedern noch auf einer höchst patriarchalischen Stufe, bewegt sich in sehr einfachen, rein natürlichen Verhältnissen. Ackerbau, Viehzucht und Kampf bilden ihre Beschäftigung, Getreide und Heerden ihren Reichthum. Das Land ist fruchtbar genug, um zu festen Sitzen einzuladen und ein Nomadenleben unnöthig zu machen. Die Familien wohnen einzeln oder in kleinen Gemeinschaften im Lande zerstreut; zwischen den einzelnen Stämmen finden häufige Fehden statt, die mit kühnem Muth und lebhafter Beutelust geführt werden. Jeder Familienvater ist Priester in seinem Hause, zündet selbst das heilige Feuer an, preist die Götter für ihre Hülfe oder Verschonung, bittet die gütigen um fernern Beistand, um Segen für die Saaten, Heerden und Kinder, und fleht zu den furchtbaren, ihre schrecklichen Gewalten von ihm selbst abzuwenden und gegen seine Feinde zu richten; auch um Vernichtung eigener Schuld bittet er, um Unsterblichkeit als Lohn für seine guten Thaten. Die Stellung der Frauen ist eine höchst ehren-

volle; Dichterinnen und Königinnen treten hervor. In der Liebe ist das zarte, sentimentale Element, welches die neuere indische Poesie unserer eigenen so nahe bringt, mangelnd, aber auch die üppige Lascivität ist unbekannt und sie trägt durchweg das Gepräge einer nackten, natürlichen Sinnlichkeit. Die Ehe ist heilig, monogamisch; Mann und Frau heißen Beide Gebieter des Hauses und nahen den Göttern in gemeinschaftlichem Gebet. Das Roß ist zum Reiten gezähmt, und der Dichter besingt mit Feuer die Kühnheit des ersten Sterblichen, der da gewagt habe, es zu besteigen. Die Schiffahrt ist fleißig betrieben, wie dies in einer so wasserdurchschnittenen Gegend als das Indusland nicht anders zu erwarten ist; sogar von Fahrten auf die offene See scheint die Rede zu sein. Kaufleute werden erwähnt, aber selten. Goldene Gefäße und schöne Gewebe werden gepriesen, desgleichen feste Wagen. Das Würfelspiel ward mit Leidenschaft getrieben, Tanz und Musik fleißig geübt, meist von Frauen. Neben dem Meth hatte man auch die berauschende Kraft des ausgepreßten Saftes der Asclepias acida, des Somatrankes, kennen gelernt; doch ward dieses in naiver Verwunderung verherrlichte Getränk überaus hochgehalten und nur zu den Opfern an die Götter verwendet, um diesen Kraft zu geben zu ihrem Kampfe gegen die bösen Mächte der Natur. Dazu wurden dann die Hymnen der Dichter gesprochen oder gesungen, ebenso wie zu den übrigen Opfern, die aus einfachen Spenden von Butter, Milch, Reis u. dergl., oder auch selbst aus Thieren, insbesondere Ziegen, bestanden. Dies sind eben die uns erhaltenen Hymnen des Veda, aus denen uns, wie aus einer lautern, ungetrübten Quelle, dieses Spiegelbild des

damaligen arischen Volkes entgegentritt. Ihr Zeugniß ist ein ganz unverfälschtes, ihre Authenticität eine zweifellose; zwar sind sie allerdings erst in viel späterer Zeit in ihrer jetzigen Form zusammengestellt worden, in Hindostan selbst nämlich, und zwar, wie es scheint, erst in den östlichsten Theilen desselben, in der Blütezeit des Reiches der Kosala und Videha, die wir vielleicht, aber freilich ganz hypothetisch, etwa 200—300 Jahre vor Buddha's Auftreten, also in das 7. und 8. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen haben werden; auch ob diese Zusammenstellung bereits eine schriftliche oder wie bis dahin jedenfalls nur eine mündliche gewesen sei, darüber fehlt uns jeglicher directe Aufschluß. Letzteres ist sogar das Wahrscheinlichere, denn wenn auch die Inder damals wirklich schon ihre ursprünglich von den Semiten entlehnte Schrift gehabt haben mögen, so finden sich doch in den jener Zusammenstellungsperiode gleichfalls theilweise angehörigen, commentarartig jene Lieder behandelnden Werken, den sogenannten „Brâhmaṇa", mehrfach Ausdrücke, die nur dann erklärlich sind, wenn deren Ueberlieferung wirklich eine mündliche war; z. B. werden Maße und Richtungen gewöhnlich nur durch „so hoch, hier, dort" angegeben, wozu offenbar die pantomimische Handbewegung des Vortragenden zu suppliren ist. Trotz alledem aber kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß in dem Texte dieser Lieder keine irgend wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden sind, sondern daß sie uns im Allgemeinen in derselben Form vorliegen, in der sie ursprünglich abgefaßt waren. Als nämlich das Volk seine alten Sitze verließ, um nach Osten zu wandern, nahm es auch die Lieder mit sich, mit denen

es in diesen die Hülfe seiner Götter angerufen und gepriesen hatte; sie dienten auch in der neuen Heimat zu gleichem Zweck und es ward ihnen immer größere Wichtigkeit, immer bestimmtere Heiligkeit und damit immer genauere Sorgfalt der Ueberlieferung zutheil, je ferner das Volk zog, je weiter und je länger sie von den Verhältnissen, unter denen sie entstanden waren, getrennt, je unverständlicher sie somit wurden. In gleicher Weise wuchs denn auch die Bedeutung Derer, bei denen ihre Kenntniß vorzugsweise ruhte. Es waren dies die Familien der alten Sänger selbst, welche den Text jener Opferlieder, die Tradition über ihre Entstehung und die Erklärung dunkler Wörter oder Wendungen bewahrt hatten. Wenn nämlich schon in der alten Zeit das Opfer bei den Ariern eine höchst bedeutende Stellung einnahm, so ward dagegen in Hindostan ihm, als dem wesentlichsten, äußern Scheidungsmoment von den Eingeborenen, eine noch weit größere Bedeutung zutheil. Der wilden Roheit der letztern gegenüber fand der religiöse Sinn der Arier, durch den sie sich vor allen Völkern der Weltgeschichte, mit Ausnahme etwa der Juden, auszeichnen, im Opfer seinen unmittelbarsten Ausdruck und Vereinigungspunkt; es wurden daher die alten Opfergebräuche nicht nur auf das sorgfältigste zu bewahren gesucht, sondern auch ansehnlich vermehrt, das Ritual bis in seine speciellsten Einzelnheiten ausgebildet und festgesetzt, und die symbolische Verbindung der einzelnen Opferhandlungen mit den dazu gehörigen Sprüchen und Liedern Gegenstand großer Sorgfalt und eifrigen Nachdenkens. Früh und Abends, bei jedem Mondwechsel, beim Beginn der drei Jahreszeiten, bei jedem bedeutenden Lebens-

abschnitt, sowie bei einer großen Zahl verschiedener Gelegenheiten wurden bestimmte Opfer gebracht, und zwar war es bei der Masse der zu beobachtenden Einzelnheiten nun nicht mehr möglich, daß ein Jeder selbst sein Opfer verrichten konnte, sondern aus jenen Sängerfamilien, welche die Opferlieder selbst und die dazu gehörigen Gebräuche bewahrt und die letztern sodann weiter fortgebildet hatten, wurden im Laufe der Zeit dadurch Priesterfamilien, die als allein im Besitze der wahren Opferweisheit galten, dieselbe zu Nutz und Frommen der Uebrigen bei deren Opfern verwendeten, und ohne deren Beistand letztere nicht gedeihen, den Göttern nicht angenehm sein konnten. Sie hielten denn auch ihre Kunde geheim, überlieferten sie sich nur gegenseitig und gelangten so mit der Zeit dazu, nicht blos Kenner, sondern auch Repräsentanten des Göttlichen selbst zu sein, über das andere Volk ebenso erhaben, wie dieses seinerseits sich über die Eingeborenen erhob; dies ist der Ursprung der Brâhmana-Kaste, deren Name von brahman, das Gebet, herzuleiten ist, also eigentlich die mit dem Gebet sich Beschäftigenden bedeutet. Denselben Namen, nur als Neutrum zu flectiren, führen die Werke, welche den gesammten Opfercultus in seiner Beziehung zum Gebet symbolisch, dogmatisch und rituell darstellen, und in welchem bereits der Keim zu einem großen Theile der spätern indischen Literatur enthalten ist.

Wie übrigens die Ausbreitung der Arier über Indien nicht ohne heftigen Widerstand durchgedrungen war, so fand auch die sich hervordrängende Macht der Brahmanen unter den Ariern selbst mehrfach Widerspruch; in den Sagen der spätern Zeit werden mehre Könige genannt,

die mit ruchloser Hand es gewagt hatten, sich gegen die menschlichen Götter — so nannten sich die Brahmanen selbst — zu erheben. Doch vergebens; nach dem Grundsatz: Theile und herrsche, hatten diese es verstanden, die übrigen Arier selbst wieder in zwei Theile zu scheiden, insofern nämlich mit ihrer Hülfe die Familien und das Gefolge der frühern kleinen Stammesfürsten und Könige die bevorzugte Stellung, die sie durch Reichthum und Macht schon in den alten Sitzen einnahmen, immer mehr erweiterten, sodaß der Rest des Volkes dieser königischen Kriegerkaste gegenüber in ein Verhältniß der Unterthänigkeit gerieth, ganz entsprechend demjenigen, in welchem sie selbst ihrerseits wieder den Priestern gegenüberstand. Es finden sich in den „Brâhmaṇa" über das absichtliche Hervorrufen dieser Trennung höchst naive Stellen. Im Laufe der Zeit ward nun dies Kastenwesen in höchst minutiöser Weise geregelt und die Bestimmungen über die durch Zwischenheirath entstehenden Mischkasten sehr streng, ja in fast grausamer Weise festgesetzt, um eben jeden etwaigen störenden Einfluß und Eingriff der untern Kasten, insbesondere der Eingeborenen, in das brahmanische Staatsthum, jede freiere Bewegung derselben auszuschließen und unmöglich zu machen. So ist es denn den Brahmanen gelungen, zu ihren Gunsten eine Hierarchie zu begründen, die ihres Gleichen in der Welt kaum je gehabt hat, und die bereits im 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. so fest eingewurzelt war, daß sogar der um diese Zeit sich dagegen erhebende Buddhismus, der allen Classen ohne Unterschied Aufnahme in den geistlichen Stand öffnete, nur zeitweilig dieselbe erschüttert hat, ja sogar später nach langem, mehr als tausendjährigem

Kampfe ihr völlig das Feld wieder räumen und ganz aus Indien weichen mußte, während sie selbst noch jetzt fast unerschüttert dasteht.

Hand in Hand mit der so in ihren Umrissen dargestellten Entwickelung des brahmanischen Staatsthums und in steter Wechselbeziehung zueinander war dann auch die Weiterbildung der religiösen Vorstellungen selbst vor sich gegangen. Die ältesten Lieder des Veda führen uns, wie wir sahen, zum Theil noch in die arische Periode hinein, wo die Inder und Perser noch zusammen wohnten und dieselben, ethischen wie natursymbolischen Gottheiten verehrten. Wir haben auch bereits berührt, daß die beiderseitige Trennung eine Folge des Uebergewichts gewesen zu sein scheint, welches die Perser den ethischen Göttergestalten, gegenüber den natursymbolischen, zuertheilten. Dem entsprechend findet denn bei den Indern in den spätern vedischen Liedern ein allmäliges Zurücktreten der erstern statt, eine Verdrängung derselben durch die natursymbolischen Götter, die somit in ihre ursprüngliche Stellung, ob auch zum Theil unter neuen Formen, zurücktreten; ihnen schließen sich dann im Laufe der Zeit wieder neue Abstractionen an, welche ethischen Beziehungen entlehnt sind, indeß mehr als Resultat des Nachdenkens, denn als des unmittelbaren religiösen Gefühls auftreten. Die Vielheit dieser göttlichen Gestalten veranlaßt dann später speculative Bestrebungen, zu einer größern Einheit zu gelangen, indem man sie nach ihren Hauptbeziehungen eintheilt und einander unterordnet. Das Princip der Eintheilung dabei ist, wie die alte Götterbildung, der natürlichen Anschauung entnommen; es sind die Götter, welche am Himmel, welche in der

Luft, welche auf der Erde wirken, und als ihre Hauptrepräsentanten, als ihre Herrscher werden Sonne, Wind und Feuer erkannt. Die in den bisherigen Untersuchungen erstarkte, vorwärts drängende Speculation sucht aber nun auch über diese Drei hinweg zu einer Einheit in Bezug auf den kosmologischen Urgrund zu gelangen, der in letzter Reihe als ein Unbestimmbares, Absolutes, Unbeschränktes und daher auch Unpersönliches, als das brahman, erscheint; die ewige Unendlichkeit dieses, das All durchdringenden Weltgeistes wird der menschlichen Einzelheit gegenüber in erhabenen, begeisterten Zügen geschildert, doch so, daß als höchste Stufe der Speculation das stolze Bewußtsein, ja sogar die wirkliche Empfindung der Einheit desselben mit den einzelnen persönlichen Geistern der Welt, die sich dazu wie die Tropfen zum Ocean verhalten, auftritt. Um aber zu diesem wonnig beseligenden Bewußtsein zu gelangen, müssen freilich erst alle Bande der Persönlichkeit, der Sinnlichkeit, der Einzelheit abgestreift und gelöst sein; nur wer selbst von der Welt, ihrer Lust und ihrem Schmerze nichts mehr will und weiß, wird fähig dazu — hier ruht die Wurzel der indischen Welt- und Lebensverachtung und Ascetik, die den lebensfrohen, in dem Bewußtsein der individuellen Freiheit selbst weit höher stehenden Griechen doch so gewaltig imponirte. Es versteht sich nun übrigens von selbst, daß eine so gesteigerte Hingabe an die Erkenntniß des Urgrundes aller Dinge nur die Sache Weniger war, meist Solcher, die sich als Einsiedler in das einsame Waldleben zurückgezogen hatten, um sich ihren Betrachtungen ungestört hingeben zu können. Die übrigen weniger energischen Geister von dem denkenden Theile des Volks begnügten sich mit der

Annahme eines in höchst farbloser Weise gedachten obersten Herrn der Götter und Geschöpfe, ohne sich von dessen Entstehung ꝛc. irgend Rechenschaft zu geben, und mit der alten Hoffnung auf ein unsterbliches Leben in der Welt der Seligen, die indeß allmälig durch die neu sich bildende Lehre von der Seelenwanderung wesentlich beschränkt ward. Der große Haufe endlich blieb bei seiner alten Göttervielheit, die am besten seinen augenblicklichen Bedürfnissen entsprach, und zwar traten diejenigen unter diesen Göttern, deren Einflüsse die directesten und unmittelbarsten waren, die Götter der Luft und der Erde nämlich, immer entschiedener in den Vordergrund; sie haben dabei eine große Zahl von Umgestaltungen und Umschmelzungen erfahren, und zwar in so bedeutendem Grade, daß in den meisten Fällen die Übergänge aus der alten in die neue Form kaum noch nachzuweisen sind. Der Widerstand, den die Eingeborenen Indiens leisteten, die Unsicherheit und Gefahr des Lebens hat jedenfalls eine zeitlang wesentlich zum Hervortreten, sowie zur besondern Verehrung schrecklicher Götter, deren Zorn abzuwenden war, Veranlassung gegeben; auch mag wol durch die Eingeborenen, wie in die Sprache, so auch in den Cultus manches fremde Element Eingang gefunden haben, da sie ja mehrfach, wo sie sich besonders kräftig oder besonders geneigt gezeigt haben mögen, sogar als Glieder der dritten, wo nicht selbst zweiten Kaste in den brahmanischen Verband aufgenommen worden sind. Die reiche Mythologie, die sich der phantasiereiche Geist des Volks allmälig so erschuf, bildete dann auch theils die alten Thaten der Götter in mythisch-historische Sagen der Vorzeit um, sie selbst oder ihre Beinamen in mensch-

liche Helden verwandelnd, theils wirkte sie umgekehrt darauf hin, daß hervorragende Sterbliche, in mythisches Gewand gekleidet, zunächst als Göttersöhne erschienen und dann allmälig sogar zur göttlichen Würde, zum Götterrange selbst gelangten. Der üppigen, in den sinnlichsten Farben geschilderten Götterwelt entsprach dann auch das eigene, lascive Leben des Volks, aus welchem der verweichlichende Einfluß des neuen, heißen Klimas und der verführerischen Naturgenüsse Hindostans schon bald nach seiner Niederlassung daselbst die alte Sittenstrenge und Einfachheit verdrängt haben mag.

Mitten in dieser Zeit nun des Druckes der brahmanischen Hierarchie einerseits und des üppigen Sinnenlebens andererseits trat ein Mann auf, der sich selbst den Namen „Buddha", der Erwachte, gab und eine Reformation jener Beiden in großartiger Weise ins Werk setzte. Er war ein Königssohn im östlichen Indien, der, selbst im höchsten Wohlleben erzogen, aber durch sein Nachdenken zur Erkenntniß der Vergänglichkeit alles Irdischen erwacht, die Seinen verließ, um fortan von Almosen zu leben und sich allein zunächst der Beschaulichkeit und dann der Belehrung der Menschen zu widmen. „Vergänglichkeit, also Trennung und Schmerz, ist nothwendiger Zustand jeder Existenz; die Entstehung jeder neuen Existenz ist verursacht durch Leidenschaft in einer frühern Existenz; die Unterdrückung der Leidenschaft ist somit das einzige Mittel, sich neuer Existenz und mit ihr dem Schmerze zu entziehen; die Hindernisse dieser Unterdrückung müssen beseitigt werden"; — dies waren die vier Gewißheiten, welche, beruhend auf der schon vor ihm in Hindostan ausgebildeten Lehre von der Seelen-

wanderung, den Ausgangs- und Endpunkt seiner Doctrin bildeten. Wenn nun auch in dieser an und für sich durchaus nichts Neues, dieselbe vielmehr im Gegentheil mit den betreffenden Lehren der brahmanischen Einsiedler ganz identisch war, so war doch die Art und Weise, wie Buddha sie vortrug, ganz neu und ungewohnt. Während Jene nämlich nur in ihren Waldeinsiedeleien lehrten und nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste aufnahmen, wanderte er mit seinen Schülern im Lande umher, von Stadt zu Stadt, predigte seine Lehre dem ganzen Volke vor und nahm Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied der Geburt als Anhänger an, ertheilte ihnen ihren Rang in der Gemeinde nur nach ihrem Alter und ihrer Einsicht, und eröffnete somit Allen, auch den Niedrigsten, die Möglichkeit, durch Annahme seiner Lehre sich von den Banden ihrer Geburt zu befreien. Diese allgemeine Toleranz, das gegenseitige Mitleid, das er allen dem irdischen Jammerthal Angehörigen gleichmäßig predigte, die dadurch bedingte praktische Universalität seiner Lehre ist für alle Zeiten das Hauptkennzeichen derselben geblieben, während die mehr speculative Seite derselben, die Lehre über das Endziel selbst, die Vernichtung nämlich der persönlichen Existenz, mannichfache Modificationen erfahren hat. Es war dies das erste mal in der Weltgeschichte, wovon wir wenigstens Kunde haben, daß ein Geist kühn genug war, alle Schranken der Stamm- und Volksbesonderheiten zu durchbrechen und für alle Menschen ein gleiches Loos, hier nun freilich das des allgemeinen Trübsals, in Anspruch zu nehmen. Der Erfolg dieses Appells an alle und insbesondere die leidenden Theile des indischen Volks war aber auch ein ganz ungeheurer, und wäre nicht

einerseits die Strenge der moralischen Vorschriften des Buddhismus eine zu lästige, und andererseits gerade die eigene Toleranz und Milde desselben ein Grund zu seinem Mangel an Vertheidigungskraft gewesen, so hätte die Macht der brahmanischen Hierarchie diesen Stoß doch schwerlich überstehen können; so aber wußten die Brahmanen das sinnliche Volk bald von jener rigiden, nüchternen Ethik zu den Gebilden seiner üppigen Phantasie, zu Götterculten, deren Formen fortan immer mehr durch Wollust kitzelnd oder durch Schrecken niederschmetternd auftreten, zurückzuführen; und als der Buddhismus später seiner universalistischen Tendenzen wegen bei den fremden Völkern, die so lange Zeit den Nordwesten Indiens beherrschten, den Griechen und Indoscythen, besondere Pflege fand, wußten die Brahmanen ihre Sache, mit den Farben der Nationalität bekleidet, dem Patriotismus der indischen Fürsten vorzuführen, und nach der hierdurch erfolgten Zurückdrängung jener Fremdherrschaft auch die einheimischen Buddhisten durch blutige Verfolgung aus Indien zu vertreiben. — Der Einfluß aber, den der Buddhismus auf Indien geübt hat, ist bei alledem, besonders in der ältern Zeit seiner Reinheit, ein überaus segensreicher gewesen. Wir haben hierfür ein historisches Zeugniß seltener Art aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., Felseninschriften nämlich eines buddhistischen Königs Piyadasi, die sich mit einzelnen dialektischen Verschiedenheiten gleichlautend im Osten, Nord- und Südwesten Indiens vorgefunden haben, und deren Inhalt den einzigen Zweck hat, allen seinen Unterthanen Friede, gegenseitige Achtung und Toleranz, liebevolles Betragen gegeneinander und Beobachtung des Gesetzes einzuschär-

fen; gewiß ein seltener Inhalt auf solchen Monumenten, da fast alle dergleichen Inschriften anderer Könige, von denen die Weltgeschichte sonst noch Kunde hat, nur von blutigem Krieg, von Schlachten und Eroberungen reden.

Für Indiens Geschichte sind diese Edicte übrigens auch noch in anderer Beziehung von unschätzbarem Werthe, und zwar einerseits als das älteste Document der indischen Schrift, deren Consonantenform hier noch deutlich die Formen der entsprechenden semitischen Buchstaben durchblicken läßt — und von hier aus kann man dann die indischen Alphabete Stufe vor Stufe bis zu den heutigen Schriftzügen verfolgen —, andererseits aber, weil sie nicht in dem sogenannten Sanskrit, sondern in schon ziemlich depravirten Volksdialekten abgefaßt sind. Wie nämlich Staatsverfassung und Cultus des arischen Volks mit der Einnahme seiner neuen Sitze in Indien eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hatten, so auch die Sprache. Je weitere Fortschritte einestheils das zur Erklärung der alten Lieder allmälig nöthig werdende und daran erwachsende grammatische Studium bei den damit Vertrauten, den Brahmanen also, machte, je engere und bestimmtere Grenzen es dem richtigen Sprachgebrauche zog, desto mehr entfernte sich derselbe von dem Gebrauch der grammatisch ungebildeten Mehrheit des Volks. Es trennte sich somit von der Volkssprache eine Sprache der Gebildeten, der von dieser gehegten Literatur und des brahmanischen Unterrichts ab und zwar in immer entschiedenerer Entfremdung, je mehr auch jene sich ihrerseits entwickelte; Letzteres aber geschah hauptsächlich unter dem Einflusse der besiegten und als vierte Kaste in den brahmanischen Ver=

band aufgenommenen Eingeborenen, welche die Sprache ihrer Besieger zwar allmälig gegen die ihrige vertauschten, aber nicht ohne in dieselbe eine große Zahl theils von Wörtern, theils von lautlichen Veränderungen hineinzutragen und besonders die Aussprache gewaltig zu modificiren. Jene Sprache der Literatur blieb dann das ausschließliche Eigenthum der Brahmanen und ihrer Schüler darin aus den andern Classen des Volks, und hat sich in dieser Stellung unter dem später entstandenen Ehrennamen samskritâ, die gebildete, sc. Sprache, bis auf die heutige Zeit der Form nach unverändert erhalten, während die Volkssprachen ihrerseits eine äußerst ausgedehnte Reihe von Entwickelungsstufen durchgemacht haben. Die Erscheinung der letztern nun in den an das ganze Volk gerichteten Edicten des Piyadasi, resp. eben die Form, in der sie darin auftreten, zeigt uns, daß damals ihre Verschiedenheit von dem Sanskrit schon eine höchst bedeutende war, sodaß die Annahme, die wir früher über die Länge des Zeitraums zwischen der Einwanderung der Arier und dem Auftreten Buddha's gemacht haben, auch von dieser Seite her ihre vollste Bestätigung findet.

Wenn wir für unsere bisherige Darstellung nur einheimische Quellen benutzen und zwar dabei (bis auf Piyadasi) nur nach einer innern Chronologie verfahren konnten, so sind wir nunmehr bei dem Zeitpunkt angelangt, wo uns auch auswärtige Berichte über Indien zu Gebote stehen. Wie spärlich dieselben auch sein mögen, für Indien ist all dergleichen, bei dem Mangel jeder wirklichen, einheimischen Chronologie, ganz unschätzbar, und reichen sie im Verein mit den wenigen Daten letzterer Art, die sich fortan aus indischen Inschriften und

Münzen ergeben, eben gerade hin, die allgemeinsten Umrisse der indischen Staatengeschichte festzustellen. Für das 3. Jahrhundert v. Chr. liegt uns der äußere und innere Zustand Indiens in der That durch die griechischen Berichte, welche von den Begleitern Alexander's des Großen oder von den Gesandten seiner Nachfolger an verschiedene indische Könige herrühren, mit großer Klarheit vor Augen. Die brahmanische Cultur war bereits bis zu den Spitzen des Dekhan hinabgedrungen, hatte auch schon Ceylon erfaßt und war auf dem Wege nach Hinterindien und dem indischen Archipel. Indien selbst war in sehr blühenden Verhältnissen, obwol ein überaus harter Steuerdruck darauf lastete. Es bestanden mehre sehr große Reiche, deren eines, im Osten gelegen, eine Oberherrschaft über die übrigen ausübte. Die Griechen wissen von den Wundern Indiens nicht genug zu erzählen; am spärlichsten sind ihre Berichte über das religiöse Leben und über die Literatur, über welche letztere sie leider fast gar nichts mittheilen.

Mit Alexander's Zuge nach dem Pendschab hatte eine neue Periode für Indien begonnen, da es fortan mit dem Auslande in weit engere, directe Beziehungen trat, als dies bisher irgend der Fall gewesen war. Ein nicht unbedeutender Theil des westlichen Indiens blieb über 250 Jahre unter der Herrschaft griechischer Könige, und als der griechische Einfluß von dieser Seite abbrach, betrat er in nicht minder bedeutungsvoller Weise einen andern Weg, den Seeweg nämlich von Alexandrien her, der bis zum 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. in voller Thätigkeit blieb. Der in dieser Weise vermittelte griechische Einfluß nun ist ein viel bedeutenderer gewesen, als

man lange Zeit hindurch geglaubt hat; nicht nur, daß die indische Baukunst, die sich dann im Verlauf allerdings selbständig ausbildete, die Münzprägekunst u. dgl. in ihren Ursprüngen sich streng an die griechischen Vorbilder anschließen, auch die Astronomie der Inder, wenigstens die wissenschaftliche Phase derselben, ist rein auf griechische Werke, resp. Uebersetzungen derselben basirt, aus welchen eine große Zahl von Ausdrücken ihren Weg in das Sanskrit gefunden haben; es ist endlich auch nicht unwahrscheinlich, daß sogar die Entstehung des indischen Dramas durch die Aufführung griechischer Dramen an den Höfen der griechischen Könige influenzirt worden ist. Bedeutender noch in ihren Folgen sind die Einwirkungen des gleichfalls hauptsächlich von Alexandrien her vermittelten Christenthums gewesen, welchem insbesondere die Idee eines persönlichen einigen Allgottes und der Begriff des Glaubens an ihn zuzuschreiben ist, die sich vor dieser Zeit in Indien nicht nachweisen lassen, fortan aber ein gemeinsames Merkmal aller indischen Sekten bilden. Bei der Verehrung des Krishna, eines alten Heros, die nunmehr in ein ganz neues Stadium tritt, scheint sogar direct der Name Christi eben darauf in Bezug zu stehen, und mehre Legenden von Christus sowie von dessen Mutter, der göttlichen Jungfrau, auf ihn übertragen zu sein. — In umgekehrter Weise sind dagegen indische Philosopheme von entschiedenem Einflusse auf die insbesondere in Alexandrien vor sich gehende Bildung mehrer gnostischen Sekten gewesen. Das manichäische Religionssystem in Persien ist höchst wesentlich von buddhistischen Vorstellungen getragen, wie denn die Buddhisten in ihrem frischen Religionseifer, getragen von

ihrem universalistischen Princip, früh schon Missionen über Asien ausgesendet hatten. Die große Aehnlichkeit, die in vielen Beziehungen der christliche Cultus und Ritus, der sich in jener Zeit gerade bildete, mit dem buddhistischen zeigt, läßt sich am ungezwungensten durch den Einfluß des letztern erklären, da sie oft zu speciell ist, als daß sie ein unabhängiges Erzeugniß beider für sich sein könnte; es gehören hierher die Reliquienverehrung, der Kirchthurmbau (gegenüber den buddhistischen Topen), das ganze Klosterwesen der Mönche und Nonnen, der Cölibat, die Tonsur, Beichte, Rosenkränze, Glocken u. a. m.

Durch den blühenden Handel mit dem Abendlande, auch nach Persien hin, gelangte jetzt die Westküste Indiens zu einer hervorragenden Bedeutung; hier bildeten sich die mächtigsten Reiche, deren Beherrscher als Beschützer der Literatur und Poesie auftraten und deren glänzende Höfe ein Sammelplatz für Dichter und Gelehrte waren. Dies ist das eigentlich goldene Zeitalter der sogenannten Sanskritliteratur, in dem sowol die Sanskritsprache selbst ihre höchste dichterische Vollendung erreichte, als auch die schönsten Perlen indischer Dichtung entstanden sind. Der Ruhm von Indiens Weisheit drang nunmehr auch in alle Welt. Indische Fabeln und Märchen wurden in das Persische und daraus mit Hülfe des Syrischen und später des Arabischen in fast alle Sprachen Vorderasiens und Europas übersetzt. Indische Astronomie und Medicin wurden an den persischen und arabischen Schulen gelehrt; auch sogar die indische Philosophie hat in späterer Zeit wesentlich zur Bildung des Sufismus, einer pantheistischen Sekte im Islam, beigetragen.

Der Nordwesten Indiens blieb dagegen fast in stetem Besitze fremder Völker. Den Griechen folgten tatarische Stämme, deren Herrschaft nur kurze Zeit durch die der persischen Sassaniden unterbrochen ward, bis am Ende des 7. Jahrhunderts die Araber am Indus festen Fuß faßten. Während sich jene tatarischen Stämme, die mit verschiedenen Namen genannt werden, mit großer Innigkeit dem Buddhismus anschlossen, der durch sie zur Volksreligion von fast ganz Innerasien wurde, sodaß er sogar gegenwärtig noch mehr Bekenner haben soll, als selbst das Christenthum —, während ferner auch die ersten arabischen Eroberer mit großer Schonung gegen ihre heidnischen Unterthanen verfahren zu sein scheinen, begann in runder Zahl ums Jahr 1000 n. Chr. eine Periode der ungeheuersten Drangsale für Indien, von der es sich erst in neuester Zeit unter dem Schutze des britischen Leuen wieder zu erholen beginnt. Mahmud von Ghasna, ein grausamer Fanatiker, trug zuerst das Banner des Islam als eine Fahne der allgemeinen Verwüstung und Verödung in die gesegneten Fluren Indiens; ihm sind dann in ununterbrochener Folge afghanische u. a. dgl. Horden gefolgt, ganz Hindostan mit Feuer und Schwert verheerend. Die Einfälle der Mogolen, auch bei uns noch in gutem Angedenken, schlossen sich an, und erst als es einem ihrer Fürsten, dem Baber, der uns auch eigene Memoiren über sein Leben hinterlassen hat, geglückt war, sich eine dauernde Herrschaft daselbst zu begründen, fanden sich unter seinen Nachfolgern, den sogenannten Großmoguls, besonders unter dem wahrhaft großen Akbar, einige Jahre der Ruhe. Auch Südindien, dessen Brahmanisirung während jener Verheerungen Hindostans durch

die von da geflüchteten Brahmanen wesentlich gefördert worden war — wie denn diese sich auch noch besonders nach Hinterindien und dem indischen Archipel flüchteten —, konnte mit der Zeit dem Andrange der Moslims nicht widerstehen, und nur in wenigen Landstrichen hielten sich unabhängige indische Fürsten. Seit dann im Jahre 1498 Vasco de Gama zuerst mit einem europäischen Schiffe um Afrika herumgesegelt an der Küste Malabars landete, haben sich in buntem Wechsel Portugiesen, Holländer, Franzosen und Briten an der Beherrschung Indiens betheiligt, meist leider in einer Weise, die der europäischen Civilisation zu Schimpf und Schande gereicht. Ein Zeichen für die Lebenskraft des indischen Volkes ist es, daß diese achthundertjährigen Leiden nicht noch zerstörender auf seinen Charakter gewirkt haben, dieser vielmehr Elasticität genug behalten hat, sich in den letzten 50 Jahren unter dem Schutze englischer Gesittung wieder so emporzuraffen, wie dies unleugbar jetzt schon der Fall ist.

Ich beschließe diesen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung Indiens noch mit einer cursorischen Darstellung des Entwickelungsganges der indischen Literatur. Wir haben bereits gesehen, daß sich an die alten lyrischen Lieder des Veda in zweiter Reihe, unter dem Namen Brâhmana, eine Art von dogmatisch-rituellen Commentaren in Prosa anschloß. Eine dritte Stufe bilden die sogenannten Sutra (eigentlich Faden, Band), welche das in den Brâhmana nur in seinen Einzelnheiten vertheilte Material als Ganzes zusammenfassen und, je nachdem sie sich auf Sprache, Ceremoniel oder Sitte beziehen, für uns als die Ausgangspunkte der indischen

Grammatik und der Gesetz- (d. i. Rechte- und Pflichten-) Kunde dastehen. Das grammatische Studium, zum Verständniß und zur Sicherung der alten Texte allmälig nöthig geworden, ist stets eine Lieblingsbeschäftigung der Inder geblieben, und sie haben in der Erkenntniß der Gesetze ihrer Sprache, in Grammatik, Lexikographie, Metrik ꝛc. mehr geleistet, als irgend ein anderes Volk der Welt, bis erst in unserm Jahrhundert, doch aber zum Theil gerade von ihnen angeregt, unsere Bopp, Humboldt und Grimm über sie hinausgeschritten sind. Nächst der Grammatik ist es die Philosophie, in welcher die Inder ihre schönste und eigenthümlichste Geistesblüte entfaltet haben. Schon unter den spätern Liedern des Veda finden sich mehre Hymnen speculativen Inhalts, die von einer gewaltigen Tiefe und Sammlung des Nachdenkens über den Urgrund der Dinge Zeugniß ablegen. Die erhabene Natur, in deren waldiger Einsamkeit die indischen Weisen ihrer Betrachtung pflegten, rief in ihnen das Bewußtsein einer alles Lebendige gleichmäßig durchströmenden Naturseele wach, sowie die Vorstellung von dem raschen Wechsel und der Armseligkeit jeder individuellen Existenz, die Sehnsucht nach dem Aufhören der letztern und dem Aufgehen in den allgemeinen Weltgeist. Zu den abstrusesten Distinctionen gesellen sich hierbei Anschauungen der erhabensten Art, bis sich dann die Scholastik derselben bemächtigt und sie in die enge Sphäre bestimmter orthodoxer Systeme einzwängt. Auch zur Uebung einer andern Wissenschaft hat die reiche Natur Indiens seine Bewohner früh genug aufgefodert, zur Heilkunde nämlich, deren anatomischer Theil zudem von dem Thieropfer her höchst wesentlichen Anstoß erhielt.

Die Sternkunde ist in alter Zeit wesentlich nur auf Astrologie beschränkt gewesen; erst durch griechischen Einfluß hat sie sich, wie bereits bemerkt, zur Höhe wirklicher Wissenschaft emporgeschwungen. In der Algebra, welche dieser letztern Periode angehört, aber ein reines Product indischen Scharfsinns — dem wir ja auch unsere Zahlzeichen zu verdanken haben — zu sein scheint, sind die Inder zu einer Höhe gelangt, welche erst Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns in Europa erreicht worden ist, sodaß, wären dergleichen Schriften 100 Jahre früher, als dies dann wirklich geschah, bei uns bekannt geworden, dieselben entschieden Epoche gemacht haben würden.

Die indische Dichtkunst ist es gewesen, welche zuerst die Augen Europas auf die indische Literatur überhaupt hinlenkte. Die Dramen freilich — das erkannte man auch gleich damals — konnten erst den Schlußstein derselben bilden; das Epos darum, das man nach indischer Weise in eine fabelhafte Urzeit hinaufversetzte, sah man als ihren Anfangspunkt an; hat sich ja doch ziemlich lange Zeit auch für andere Völker die Ansicht geltend gemacht, daß das Epos den Anfang ihrer poetischen Schöpfungen gebildet habe. Da man indeß nunmehr auch in Indien die lyrischen Dichtungen des Veda als die älteste, die vorhandenen Epen dagegen, „Mahâbhârata" wie „Ramâyana", als eine im Verhältniß dazu viel jüngere Periode kennen gelernt hat, so wird die Ansicht, daß jedes Volkes dichterische Leistungen mit der Lyrik beginnen, sich wol nun wieder einer bessern Aufnahme zu erfreuen haben. Das Drama ist bei den Indern aus Tanz und Gesang, die sie von jeher leidenschaftlich

geliebt haben, hervorgegangen, und zwar, wie bereits oben berührt, nicht unwahrscheinlich unter dem Einflusse des Vorbildes griechischer Dramen. Zu ganz eigenthümlicher Vollendung haben sie es in der Spruchpoesie und was sich daran anschließt, in der didaktischen, Fabel- und Märchenliteratur gebracht. Die metrische Form übrigens ist fast allen Werken der sogenannten Sanskritperiode, sogar auch denen der Wissenschaft, gemeinsam; der Grund dafür liegt eben wol darin, daß in derselben die Sprache aufgehört hatte allgemeine Volkssprache zu sein, und nur dem Kreise der Gebildeten, die sie erlernten, angehörte.

Innerhalb der ganzen indischen Literatur nun, obwol für die mit der größten Sorgfalt behandelten heiligen Schriften der vedischen Zeit von geringerer Bedeutung, besteht, abgesehen von dem auch bei dieser stattfindenden völligen Mangel an äußerer Chronologie, die sich eben nur durch eine innere, aus den erwähnten Namen u. dgl. erschlossene, ersetzen läßt, noch ein anderer, sehr verhängnißvoller Uebelstand. Durch den vernichtenden Einfluß nämlich des indischen Klimas ist die schriftliche Aufbewahrung literarischer Documente eine höchst schwierige; von den gegenwärtig vorhandenen Abschriften ist z. B. kaum eine älter als 4—500 Jahre, dieselben müssen daher überaus häufig wiederholt werden. Infolge hiervon hat fast in allen Zweigen der Wissenschaft oder Dichtkunst, wo nicht ein anderer praktischer Einfluß dazwischentritt, der glücklichere Nachfolger seinen übertroffenen Vorgänger gänzlich verdrängt; Letzterer war überflüssig, wurde daher beiseite geschoben, nicht mehr

auswendiggelernt, nicht mehr abgeschrieben. Und so besitzen wir fast überall nur die Blütenwerke, in denen ein jeder Zweig seinen Culminationspunkt erreicht hat, und die als die classischen Muster dienen, nach denen sich später die moderne, eigener Productionskraft mehr oder weniger beraubte Literatur gebildet hat. Aber auch auf die vorhandenen Texte selbst hat die Schwierigkeit der schriftlichen Aufbewahrung sehr schädlich gewirkt, insofern bei dem häufigen Abschreiben viele Aenderungen und Zusätze ganz willkürlicher Art, theils mit Absicht gemacht, theils aus Fehlern der Copisten entstanden, nicht ausgeblieben sind. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Ueberlieferung vieler derselben ursprünglich rein traditionell war, die schriftliche Aufzeichnung erst später und vielleicht gleichzeitig an verschiedenen Orten geschah, sodaß uns einige Hauptwerke der indischen Poesie in mehren bedeutend von einander abweichenden Recensionen vorliegen. Es kann somit in den meisten Fällen an die sichere Restituirung des ursprünglichen Textes gar nicht gedacht werden, und nur da, wo alte Commentare vorliegen, ist derselbe einigermaßen, für die Zeit dieser Commentare wenigstens, gesichert. Hieraus ergibt sich wol, welche schwierige Aufgaben dem indischen Philologen zur Lösung vorliegen; gerade aber, daß hier noch so viel frisches, unbebautes Feld der Bestellung harrt, ist freilich auch wieder ein Hauptreiz dieser Studien; man kann mit etwas Energie und Ausdauer so leicht zu lohnenden Resultaten gelangen. Die Arbeit der Kritik hat eben kaum erst begonnen und gleicht noch den Ansiedelungen in einem

amerikanischen Urwalde: wie aber aus diesem in kurzer Frist stattliche Städte emporwachsen, so wird voraussichtlich auch in dem bisherigen nächtlichen Dunkel der indischen Cultur- und Literaturgeschichte in nicht zu langer Zeit klares Licht zum Schauen geschafft sein.

Anmerkungen.

1) Ein Vortrag im Berliner wissenschaftlichen Verein, gehalten am 4. März 1854.

2) Eigentlich hat sogar ein katholischer Missionar aus Oestreich, der Karmeliter Ph. Wesdin, genannt Paulino a St.-Bartholomäo, der 1776—89 an der malabarischen Küste lebte, aus den Papieren des Jesuiten Hanxleden die erste Sanskritgrammatik zusammengestellt, die 1790 in Rom durch die Propaganda gedruckt ward, und der er 1804, ein Jahr vor seinem Tode, ein größeres Werk über diesen Gegenstand folgen ließ; allein seine Werke haben keinen wissenschaftlichen Werth und sind daher auch ohne wesentlichen Einfluß auf das Sanskritstudium geblieben. — Ein republikanisch-socialistischer Roman: „Dya na Sore oder die Wanderer", der 1789 anonym in Wien und Leipzig (bei J. Stahel) erschien, übrigens von dem Hauptmann W. F. Meyern (vgl. „Europa", April 1843, S. 263) verfaßt ist, flüchtete sich zwar, wol um der Censur zu entgehen, unter den Titel: „Eine Geschichte, aus dem Samskritt übersetzt", hat aber gar nichts mit letzterm zu thun.

3) Man hat den Namen des Stabrobates, welchen uns Ktesias als den des indischen Königs überliefert, gegen den Semiramis angeblich zu Felde zog, durch sthâvarapati, Herr der Feste, der Erde, erklärt und aus diesem Titel weitere Schlußfolgerungen über die politischen Verhältnisse Indiens zur Zeit jenes assyrischen Feldzugs gemacht (s. M. Duncker, in seiner trefflichen „Geschichte des Alterthums", II, 27); jene Erklärung ist indeß eine sehr misliche, die gewonnene Bedeutung sprachlich für jene Zeit kaum möglich; es liegt viel näher in jenem Stabrobates, dessen Name dem Ktesias von den Persern zukam, einen çtaorapati, „Herrn der Stiere", zu suchen, zumal wir einen ähnlichen Titel, açvapati, „Herrn der Rosse", am Indus im Gebrauch finden.

Sir Frederick Adam.

Ein Lebensbild aus neuester Zeit.

Von

Alfred von Reumont.



Die Familie Adam stammt aus Kinroßshire, einer der kleinen schottischen Grafschaften, nördlich von Edinburgh, welche man durchschneidet, wenn man, bei Queensferry über den Firth of Forth setzend, den Weg nach Perth einschlägt. Es ist das classische Land alter Balladen und Scott'scher Romane. Bei Kinroß, dem Hauptorte des Bezirks, dehnt sich der Wasserspiegel des Loch Leven, wo auf dem Inselschlosse der Douglas, Maria Stuart, gefangen saß und von Lord Lindsay und den Seinigen zur Thronentsagung genöthigt ward. Zu Maryburgh, nahe bei gedachter Stadt, wurden die Brüder John und James Adam geboren, die sich als Baumeister einen Namen gemacht haben und an welche noch das ursprünglich von ihnen errichtete Adelphi-Theater, in der Strandstraße der englischen Hauptstadt, erinnnert. Blair Adam in Kinroßshire bewahrt den Namen seines ersten Besitzers aus dieser Familie, William Adam, welcher Mary Robertson, die Tochter eines Pfarrers in Midlothian und Schwester des berühmten Geschichtschreibers, zur Frau hatte. William Robertson's Beziehungen zu den Adams ergeben sich auch aus dem Mitgliederverzeichniß seiner literarischen Select-Society, welcher die beiden Architekten

angehörten. John, William Adam's ältester Sohn, heirathete Jane Ramsay, eine Erbin aus Kincardineshire. Ihr Sohn, am 2. August 1751 geboren, hieß wieder William. Er ward ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, und wenn er keine eigentlich politische Rolle gespielt hat, ist er doch nicht ohne Einfluß auf die verwickelten Angelegenheiten Englands geblieben, besonders unter der Verwaltung Lord North's, dessen persönlicher Freund er war. Seine Bemühungen zur Herbeiführung der Coalition zwischen North und Fox im Jahre 1783 hatten ein Duell zwischen ihm und Fox zur Folge, das zu vielem Gerede Anlaß gab. [1]) Die günstige Meinung, die man von seinem Charakter hegte, spricht sich schon in dem Umstande aus, daß Henry Lord Melville in dem bekannten Proceß des Jahres 1806 ihn zu seinem Vertheidiger vor dem Oberhause wählte, obgleich William Adam zur Whigpartei gehörte, welche Melville den Krieg machte. Lange besorgte er die Geschäfte der beiden ältesten Prinzen Georg's III., George und Frederick, des Prinzen von Wales und des Herzogs von York, und ging im Jahre 1815 nach Edinburgh als Lord Obercommissär des Geschworenengerichts (Lord Chief Commissoner of the Jury Court of Scotland), als neben dem alten schottischen Obergerichtshofe, dem Court of Session, die Jury in bürgerlichen Prozessen zugelassen ward. Es war nach seinem Eintreffen in Edinburgh, in dieser Eigenschaft, daß Walter Scott's freundschaftliche Beziehungen zu den Adams, welche so vertrauter Natur werden sollten, ihren Anfang nahmen.

Schon früher aber waren William Adam und der Verfasser des damals noch mysteriösen „Waverley" mitein-

ander bekannt. Zu Ende des Winters 1815 stellte der Erstere seinen durch die episch-lyrischen Dichtungen schon berühmten, als Autor des genannten Romans und seines Nachfolgers, des „Astrolog", von der öffentlichen Meinung bezeichneten Landsmann dem Prinz-Regenten vor, der ihn in Carlton-House, dem nachmals abgetragenen Palast, dessen Namen die Terrasse am St.-James' Park bewahrt, zu Tische bei sich sah. Es war eines der heitern vertraulichen Dinners, wie Georg IV. sie so sehr liebte; — von Allen, die zugegen waren, lebt heute nur noch John Wilson Croker, damals Secretär der Admiralität, der Herausgeber von Boswell's Leben Johnson's und ungeachtet der bittern Kritik Macaulay's einer der gründlichsten Kenner neuerer Geschichte und Brief- wie Memoirenliteratur. „Der Lord Chief Commissioner" (schrieb Scott, manche Jahre später, in sein Tagebuch, aus welchem Lockhart in den Denkwürdigkeiten seines Schwiegervaters so viel mitgetheilt hat[2]) „ist keiner meiner ältern Freunde, denn ich kannte ihn kaum, bevor er sich, nach seiner Ernennung zu dem gegenwärtigen Amte, in Schottland niederließ. Aber ich habe seitdem viel in seiner Gesellschaft gelebt und eine große Zuneigung zu ihm gefaßt, denn er ist einer der liebenswürdigsten, gutherzigsten, wohlwollendsten Männer, die ich je gekannt habe. — — Er ist des Königs persönlicher Freund und ein entschiedener Feind aller Angriffe auf des Monarchen constitutionelle Rechte. Ich liebe ihn überdies wegen der Glückswechsel, die ihn in diesem Leben betroffen haben, Wechsel des Geschicks, so groß, daß man ihn als den glücklichsten und wiederum als den unglücklichsten Mann betrachten kann. Zwei mal hat er durch gutes Glück und

durch zu rasch geschenktes Vertrauen Vermögen gewonnen und verloren. Seine ruhige, ehrenvolle, hochherzige Ergebung bei Verlusten, die durch Familienunglück doppelt schwer wurden, hat mir ein edles Muster gegeben." Als Scott so schrieb, war er eben den Verlust seines eigenen Vermögens innegeworden.

Eine Reihe von Jahren hindurch pflegten Scott und andere Freunde des Hauses, Sir Adam Ferguson, der Sohn des bekannten edinburger Professors, Francis Jeffrey, der kritische Held des „Edinburgh review", mit welchem der junge Byron wegen der „Hours of idleness" seine erste Lanze brach, Sir Samuel Shepherd, der Chief Baron des Schatzkammerhofes, u. A., in den warmen Sommertagen Blair-Adam zu besuchen. „Blair-Adam" (so schildert Scott im Juni 1826 den Ort) „ist während drei Generationen im Besitz von Personen gewesen, welche Verschönerungen lieben und sich auf diese Kunst verstehen. Es ist ein Ort, wo Geschmack und Geschick viel gethan haben, der Natur nachzuhelfen. Eine weite Strecke gewellten Bodens, gelind emporsteigend zum Fuße des Benarty, ursprünglich moosbedecktes sumpfartiges Land, ist durch Sohn, Vater und Großvater mit Grün bekleidet worden; die Schluchten und Gründe, die vor siebzig oder achtzig Jahren wie Runzeln im schwarzen Morast ausgesehen haben müssen, sind jetzt trockengelegt und gedüngt, und tragen schönes Gras und Waldung, namentlich Sproßenfichten, welche hier vortrefflich fortkommen." Es war eine Art Club zu Blair-Adam, wie so manche andere für ganz vertraute Kreise sich bildeten, wie Sir Walter den Abbotsford-Club und den Bannatyne-Club stiftete, an welchem Jeffrey, Adam, Lord Elgin u. m. A.

theilnahmen, und zu dessen literarischen Productionen Adam und Shepherd die Ausgabe des „Ragman's Roll" beisteuerten, ein auch in Bezug auf die mittelalterlichen Standesverhältnisse merkwürdiges Document über den dem König Eduard I. als usurpatorischem König Schottlands geleisteten Eidschwur. Ein großer Theil der Zeit scheint auf den Besuch der Umgebungen verwandt worden zu sein. „Adam Ferguson und ich" (schrieb Scott am 23. Juni 1822 an seinen Freund William Rose) „verbrachten drei Tage, indem wir mit dem Chief Baron und dem Chief Commissioner nach alten Burgen und alten Kreuzen u. s. w. Nachforschunzen anstellten. Das angenehme Wetter machte den Ausflug höchst erfreulich. Die — — Reformatoren haben nur den Grundstein von Macduff's Kreuz stehen lassen, auf welchem, der Tradition nach, König Malcolm Canmore's (Cean mohr, Großkopf) Schenkung an den noch ungeborenen Than von Fife eingegraben gestanden sein soll. Es war indeß immer ein Trost, überhaupt etwas davon gefunden zu haben." Das kleine Drama „Macduff's Cross", welches 1822 erschien, verdankt diesem Besuch seinen Ursprung. Aber ein literarisches Product von höherm Verdienst, als dieser wenig bedeutende dramatische Versuch, war schon früher, im Sommer 1809, in jener Umgebung dem Plane nach entstanden, der Roman „Der Abt". „Lochleven Schloß" (sagt William Adam in einer kleinen, für Familie und Freunde bestimmten Schrift) „ist von der Nordseite Blair-Adams bei jedem Schritte sichtbar. Dies Schloß, berühmt und anziehend vor allen andern in meiner Nachbarschaft, wurde Gegenstand vermehrter Beachtung und Thema beständiger Besprechung, seit der Ver-

fasser des „Waverley" mit seiner unnachahmlichen Gabe im Charakterzeichnen, mit seiner schöpferischen Dichterphantasie in der Darstellung von Scenen vielseitigsten Interesses und durch den Glanz seiner romantischen Schilderungen, der Geschichte von Königin Maria's Gefangenschaft und Flucht eine neue Färbung und einen tiefern Ton der Empfindung gegeben hatte." Scott's letzter Besuch auf Blair-Adam war im Juni 1830. „Unsere Zusammenkunft war herzlich, aber unsere Zahl hat abgenommen." So steht in seinem Tagebuch.

Der sehr ehrenwerthe William Adam erreichte das Alter von 88 Jahren. Seine Gattin, Eleanor Elphinstone, eine Tochter Charles', zehnten Lords Elphinstone, welche im Jahr 1801 starb, gab ihm sechs Kinder, von denen heute nur noch die Tochter, Clementina, Mrs. Anstruther Thomson, lebt. Der älteste Sohn, John, der eine der ersten Stellen im Indischen Rath bekleidete und im Jahre 1822, nach der Abreise des Marquis von Hastings und bis zur Ankunft seines Nachfolgers Lord Amherst, provisorisch die Generalgouverneurstelle versah, starb 1825 an Bord auf der Heimreise von Kalkutta. Der Zweite, Sir Charles, Admiral der weißen Flagge und Gouverneur von Greenwich-Hospital, starb zu Anfang September 1853. Der Dritte, William, Generalrechnungsführer der Court of Chancery, und der Jüngste, Francis, waren seit lange vorausgegangen, Letzterer in Westindien. Der Vater, in seinen letzten Jahren erblindet, aber im völligen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten, starb am 17. Februar 1839. Eine Schwester von ihm lebt noch in Edinburgh. Durch seine Gattin stand er einer vielfach berühmten Familie nahe, den Elphinstones, in denen die

Keith und Fleming aufgegangen sind. Denn Eleanor Elphinstone's Mutter war Clementina Fleming, die Nichte des Lord Marshalls von Schottland und unsers Feldmarschalls Keith. Der Name Clementina kommt von Sobieski's Enkelin, welche den Chevalier de St.-George heirathete; in dieser wie in andern alten Jakobitenfamilien hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Verweilen wir einen Augenblick bei den Elphinstones. Mrs. William Adam's ältester Bruder, der elfte Lord, war Großvater des jetzigen Lord Elphinstone, einst Gouverneurs von Madras, heute von Bombay, und Vater des verstorbenen Admirals Fleming wie des gelehrten und verdienstvollen Mountstuart Elphinstone, dessen Werke über Ostindien und seine Geschichte als classisch anerkannt sind. Als er in seiner Jugend Resident in Kabul war, bedauerte Sir Arthur Wellesley, daß eine so klare Einsicht in militärische Dinge im Civildienste verloren gehen sollte; als Gouverneur von Bombay hat er einen Namen wie Wenige hinterlassen, und nur von ihm hing es ab, den Posten eines Generalgouverneurs von Ostindien zu erhalten. Eine andere, eine traurige Erinnerung knüpft aber sich hier an den Namen Elphinstone — die Erinnerung an jenen unglücklichen General, der in der Tragödie in Afghanistan die englischen Truppen befehligte und 1841 in Akhbar Khan's Gefangenschaft starb. Der andere Schwager William Adam's war Admiral Lord Keith, George Keith Elphinstone, der den Holländern das Cap der guten Hoffnung nahm. Dessen einzige Tochter und Erbin, Baroneß Keith im eigenen Recht, ist die Gattin des Generallieutenants Grafen Flahault; da sie keine Söhne hat, wird von ihr der alte Name der

Keith durch eine ihrer Töchter an die Familie Lansdowne kommen. Doch genug dieser Andeutungen aus dem Gebiete genealogischer Geschichte.

Sir Frederick Adam, der vierte Sohn William Adam's, wurde am 17. Juni 1784 geboren. Er erhielt seine erste Bildung in der Charterhouse-Schule, einer der alten Stiftungen der City, einst Karthäuserkloster, wie noch heute das Gebäude andeutet, seit König Jakob's I. Zeiten in eine Erziehungsanstalt umgewandelt. Von hier kam er in die Artillerieschule zu Woolwich an der untern Themse, wo er zwei Jahre blieb. Schon in seinem elften Jahre erhielt er sein Patent (commission) als Fähnrich im 26. Regiment, das damals in Canada stand, und wurde Anfang 1796 Lieutenant; jedoch trat er erst im vierzehnten Jahre in den activen Dienst und machte unter General Sir Ralph Abercromby die Campagne gegen die Franzosen in Holland mit. Am 27. August 1799 war er bei der Einnahme des Helder und focht als Capitän im 9. Fußregiment in den Treffen bei Alkmar und Reverwick, wo die englisch-russische Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, dem nachmaligen Marschall Brune gegenüber, sich nicht im Vortheil befand. In das bekannte Garderegiment der Coldstream versetzt, begleitete er im Jahr 1801 Abercromby nach Aegypten. Am 8. März landeten die Engländer bei Abukir, am 19. capitulirte die französische Besatzung der Forts, am 21. wurde General Menou bei Rahmanie in der Nähe Alexandriens geschlagen. Sir Ralph Aber-

cromby fand bald darauf durch Meuchelmord den Tod; sein Nachfolger Hutchinson erlangte zu Ende August die Räumung Aegyptens durch die Franzosen. Nach seiner Rückkehr brachte Capitän Adam ein Jahr in Dresden zu, wo er sich mit deutscher Sprache und Literatur bekannt machte, stand dann eine Zeit lang in London, wurde 1803 Major und im folgenden Jahre, erst 20 Jahre alt, Oberstlieutenant im 21. schottischen Füsilierregiment. So rasches Emporsteigen war selbst in jenen Tagen eine Seltenheit.

Im Jahr 1806 ging er mit seinem Regiment nach Messina. Infolge der Kriegserklärung Napoleon's an König Ferdinand hatte vor Ende Januar der Hof sich nach Palermo geflüchtet; am 15. Februar war Joseph Bonaparte in Neapel eingezogen; Gouvion St.-Cyr sollte mit einer Division Apulien bis Otranto, Reynier mit einer andern Calabrien bis Reggio von den bourbonischen Truppen säubern. Dieser hielt seine Aufgabe schon für gelöst, als am 1. Juli General Stuart im Golf von Santa-Eufemia landete und die Franzosen schlug, worauf in der ganzen Provinz der Aufstand ausbrach, welchen Marschall Masséna mit Mühe und nur unvollständig unterdrückte. Im September kehrten die Engländer nach Messina zurück, hielten jedoch Reggio und Scilla besetzt, welche im folgenden Jahre verloren gingen, während Oberstlieutenant Lowe, nachmals Napoleon's Kerkermeister, sich durch General Lamarque von der festen Insel Capri vertreiben ließ. Durch den Vertrag vom 30. März 1808 mit König Ferdinand gewann England in Sicilien eine Stellung, welche ihm bald darauf erlaubte, die Protectorrolle zu spielen. Da unter

Joachim Murat die Zustände in Neapel sich ordneten, und Calabrien, obgleich von Banditen geängstigt, keinen günstigen Schauplatz für die Expedition darbot, wandten sich von Messina aus im Jahr 1809 die Engländer wider die Ionischen Inseln, und wie sie hier Cerigo, Zante, Cefalonia, Ithaka nahmen, so schlugen sie im Jahr darauf König Joachim's Angriff auf Sicilien zurück.

An diesen Kämpfen, durch welche England den Fortschritten der Napoleon'schen Macht im Südosten Europas ein Ziel setzte, während es dieselbe zu gleicher Zeit im Südwesten mehr und mehr von den Eroberungen zurückdrängte, die sich bereits bis zu den Herculessäulen erstreckten — an diesen Kämpfen, die mehr den Charakter einer Diversion als eines Kriegs im Großen hatten, die man aber darum nicht gering anschlagen darf, nahm Oberstlieutenant Adam theil. Im Jahr 1811 kehrte er nach England zurück, heirathete, war nicht lange darauf wieder in Messina, wo er seine Frau verlor. Die sicilischen Angelegenheiten hatten unterdeß eine eigenthümliche Wendung genommen. Die Uebelstände der Trennung der Insel von den Staaten diesseit des Faro zeigten sich zuerst in finanzieller Verlegenheit, welcher die englischen Subsidien allein nicht abzuhelfen vermochten; diese Verlegenheit veranlaßte die Zusammenberufung des Parlaments, welches, in drei Arme oder Kammern, die der Barone, der Geistlichkeit und der Städte getheilt, selbst in den schlimmsten Zeiten spanischer Vicekönige ein so absolutes Schalten der Regierung wie in Neapel verhindert hatte. Das Beispiel Spaniens, wo damals jene Zustände sich vorbereiteten, die später so bedeutungsvoll wurden und deren Schwierigkeiten heute noch nicht gelöst sind, wirkte auf Sicilien

wie nachmals auf Neapel. Das Parlament bewilligte, bewilligte aber nicht genug, und widersetzte sich den Maßregeln der Regierung, als diese auf eigene Hand Steuern ausschrieb. Es kam im Jahr 1811 zu den ärgsten Zerwürfnissen. Lord William Bentinck, von England als Bevollmächtigter nach der Insel gesandt, suchte zu vermitteln, aber vergebens. König Ferdinand und seine Gemahlin Karoline ertrugen wider Willen die Suprematie, welche England factisch ausübte. Bentinck traute weder dem König noch der Königin. Die Gerüchte von französischen Intriguen, von dem Wunsche Ferdinand's, sich mit Napoleon und Murat abzufinden, von dem Plane einer Sicilischen Vesper für die Engländer, mögen sehr übertrieben gewesen sein: ganz aus der Luft gegriffen waren sie schwerlich. Die Unzufriedenheit unter der Bevölkerung selbst und der Streit zwischen der Krone und den Baronen gab endlich Bentinck den Anlaß oder Vorwand, einzuschreiten und die Leitung der Angelegenheiten in seine Hand zu nehmen. Von ihm gedrängt, übertrug König Ferdinand dem Kronprinzen die oberste Gewalt; die Königin wurde entfernt, Bentinck übernahm das Generalcommando der Truppen, Palermo erhielt englische Besatzung, eine neue Constitution nach dem Muster der englischen wurde proclamirt. Sicilien stand unter englischer Botmäßigkeit; England beschloß sogleich, davon Vortheil zu ziehen, um seine Streitmacht in Spanien zu verstärken. Ein Vertrag mit Tunis sicherte Ruhe auf dem Meere, und Bentinck beschloß nun, die Franzosen auf Spaniens östlicher Küste anzugreifen. Der Moment konnte kaum geeigneter sein. Lord Wellington war, nach den Wechselfällen des ewig denkwürdigen portugiesischen

Feldzugs, in stetem Vorrücken begriffen. Am 19. Januar hatte er Ciudad Rodrigo mit Sturm genommen, Badajoz am 6. April; am 22. Juli schlug er Marmont bei Salamanca aufs Haupt. König Joseph konnte sich in Madrid nicht mehr halten und zog sich mit der Armee des Centrums nach Valencia zurück, wo Marschall Suchet mit dem aragonischen Heere stand. Alles das mußte auf den Kriegsplan Soult's, der Andalusien besetzt hielt und Cadix belagerte, bestimmenden Einfluß üben.

Während Wellington vom Westen her operirte, kam es darauf an, von Osten eine Diversion zu machen. Am 31. Juli 1812 erschien das englische Geschwader vor Palamos an der Küste Cataloniens. Sir Edward Pellew, durch das nachmalige Bombardement Algiers und unter dem Namen Lord Exmouth bekannt, führte seit dem Frühling 1811 das englische Commando im Mittelmeere; General Maitland führte etwa 6000 Mann herbei, zur Hälfte Engländer und Deutsche, der Rest Sicilier und Calabresen. Nur auf Jene konnte man sich verlassen. Frederick Adam, seit dem Februar Oberst, führte das 27. Grenadierregiment. Die Zahl mehrte sich dann auf 9000, während Transportschiffe von Portugal Ingenieurs und das Belagerungsgeschütz von Badajoz zuführten. Am 1. August ankerte die Flotte; Pellew stimmte fürs Landen, der spanische Befehlshaber General Eroles war derselben Meinung. Die Sache der Alliirten in Catalonien, Valencia und Murcia stand schlecht; die Franzosen waren beiweitem überlegen und das Landvolk stand nicht auf. Wellington hatte einen Angriff auf Tarragona vorgeschlagen, aber im Angesicht von General Decaen's Truppencorps und mit noch unvollständigen Be-

lagerungsmitteln wagte Maitland es nicht. Er ließ in der Richtung nach Valencia zu steuern, landete dann aber am 7. August bei Alicante und fing an sein Lager vor der Stadt zu befestigen. Suchet hatte unterdeß seine Operationen begonnen, nachdem der König zu ihm gestoßen war und als er Soult auf dem Hermarsch aus Andalusien wußte. Der Feldzug begann mit einer empfindlichen Schlappe, welche der spanische General Joseph O'Donnell bei Castella erlitt.

Das englisch-sicilische Truppencorps hätte nun wichtige Dienste leisten können, indem es auf dieser Seite die französischen Heerführer beschäftigte. Aber vom ersten Moment an schien ein Unstern der Expedition zu leuchten. Maitland lag gefährlich krank vor Alicante und die Hände waren ihm gewissermaßen durch die Befehle Bentinck's gebunden, welcher, mehr auf Sicilien und Neapel als auf Spanien bedacht, ihm die größte Behutsamkeit zur Pflicht gemacht und die Rückkehr nach Palermo vor dem Winter befohlen hatte. Seine Lage konnte kritisch werden, als Soult, dem es nicht gelungen war, den König von der Nothwendigkeit der Behauptung Andalusiens zu überzeugen, endlich durch Granada und Murcia herbeizog. Er wollte sich wieder einschiffen; Wellington verhinderte es — er machte ihn darauf aufmerksam, das Lager vor Alicante sei sicherer als seine eigene Stellung in den Linien von Torres-Vedras gewesen. Der Moment, Suchet anzugreifen, bevor Soult sich mit ihm vereinigte, ging vorüber. Zu Ende Octobers zog König Joseph wieder in Madrid ein, und die englische Hauptarmee wich bis zur portugiesischen Grenze zurück. Maitland hatte unterdeß den Befehl an General Clinton abgegeben;

Clinton, der sich ebenso wenig wie sein Vorgänger mit den spanischen Befehlshabern verständigen konnte, blieb in gleicher Unthätigkeit. General Campbell führte Anfang December 4000 Mann Verstärkung herbei, denn im September hatte Bentinck mit König Ferdinand einen Vertrag abgeschlossen, der ihm mehr denn 7000 Mann sicilische Truppen für Spanien zur Verfügung stellte. Aber die englisch-sicilische Armee that dennoch nichts, als daß sie Suchet nöthigte, sie im Auge zu behalten, und ihn somit in seinen auf das Centrum der Halbinsel berechneten Operationen hinderte.

So verstrich der größere Theil des Winters. Im Februar traf Sir John Murray ein, den Oberbefehl zu übernehmen. Am 6. März begann der Marsch des nun auf 18000 Mann angewachsenen Corps, und gleich darauf erfolgte das günstige, wenngleich unbedeutende Gefecht bei Alcoy. Im Augenblick aber, wo Valencia angegriffen werden sollte, rief Lord William Bentinck 2000 Mann der besten Truppen zurück, indem die Mishelligkeiten in Sicilien, wo der König wieder die Regierung übernommen hatte, ihm die Verstärkung der dortigen Streitkräfte nothwendig erscheinen ließen. Hätte Murray sich mit seinem ganzen Corps und den spanischen Hülfstruppen auf Valencia werfen können, so wäre Suchet, von Catalonien abgeschnitten, zum Rückzug auf Madrid gezwungen gewesen. Aber dieser beschloß nun die Offensive zu ergreifen. Einige Vortheile über die spanischen Truppen erleichterten ihm den Angriff auf die englische Vorhut, welche, aus dem 27. Grenadierregiment und deutschen und italienischen Truppen bestehend, vom Obersten Adam befehligt, im Défilé von Biar stand. Nach zweistündigem

tapfern Kampf zog sich diese auf das Gros der Truppen zurück, das bei Castella Position genommen hatte. Hier kam es am 13. April zum zweiten mal zum Kampfe. Die Franzosen wurden geschlagen. Sie gaben ihren Verlust auf 800 Mann an, Sir John Murray auf 3000. Der Kampf war eine Zeit lang unentschieden geblieben, bis eine starke französische Sturmcolonne die Höhe erstieg, welche Adam's Grenadierregiment innehatte. Im Moment, wo die Franzosen ihre Linien entwickelten, die Engländer, der Ordre gewärtig, am Boden lagen, trat ein französischer Grenadieroffizier vor und entbot den Capitän des zweiten englischen Bataillons zum Zweikampf. Capitän Waldron, ein Irländer, sprang sogleich hervor; nach kurzem Kampfe lag der Gegner mit gespaltenem Haupte da und mit einem betäubenden Kriegsschrei stand das Regiment auf den Füßen, feuerte auf halbe Pistolenschußweite und warf sich mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß dieser ungeachtet seiner Tapferkeit fast augenblicklich nachgab und den Abhang mit Todten und Verwundeten deckte. Sir John Murray's Schlachtbericht erkennt dem Obersten Adam das Verdienst dieser Charge zu, welcher die feindliche Hauptcolonne vernichtete und den Tag entschied.

Der Anfang war glücklich, nicht so die Folge. Im Mai, nach vielerlei Zeitverlust, der zum Theil dadurch entstand, daß Lord W. Bentinck durchaus die Rückkehr der Truppen verlangte, um eine Expedition wider das italienische Festland zu unternehmen, schiffte sich Sir J. Murray bei Alicante ein, um die Belagerung Tarragonas zu beginnen, wo General Bertoletti sich mit Franzosen und Italienern hielt. Die Befestigungen waren

schwach, doch leistete die Besatzung Widerstand, bis Suchet zum Entsatz heranrückte. Murray hob die Belagerung auf; Lord W. Bentinck, so ungern er Sicilien verlassen mochte, übernahm nun selbst den Oberbefehl. Ein neuer Angriff auf Tarragona war wegen des Verlustes der Artillerie unmöglich. Die Truppen wurden bei Alicante wieder ausgeschifft, und während in Folge der Schlacht von Vittoria (21. Juni) Suchet am 5. Juli den Rückzug aus Valencia antrat, ging Bentinck über den Ebro, um ihn zu verfolgen. Zu Anfang September war er in Villafranca im catalonischen Küstenlande; drei Wegstunden von dieser Stadt besetzte Oberst Adam am 12. mit etwa 3500 Mann die Höhen, welche den Paß von Ordal auf der Straße von Tarragona nach Barcelona beherrschen. Er war kaum dort angelangt, als General Harispe mittels rascher Schwenkung ihn mit einem Theil der Suchet'schen Armee angriff. Das Treffen war heftig und blutig und endete mit der völligen Niederlage der Verbündeten. Von Waldron's Grenadierbataillon blieben kaum 80 Mann übrig. Adam, früher bei Alicante verwundet, erhielt einen so schlimmen Schuß in die linke Hand, welche auf immer verstümmelt und kraftlos blieb, daß er das Commando an Oberst Reeves übergeben mußte, der auch schwer verwundet niedersank. Am folgenden Morgen erreichte Suchet Bentinck's Hauptarmee, die sich langsam und tapfer kämpfend nach Tarragona zurückzog. Lord W. Bentinck wurde unmittelbar nach dieser blutigen Affaire durch die sicilischen Angelegenheiten abgerufen. Der Krieg auf spanischem Boden erreichte nicht lange darauf sein Ende. Denn obgleich Soult, vom Kaiser mit dem Oberbefehl betraut, das Waffenglück mehr denn

ein mal wieder schwankend machte, siegte Wellington am 13. December bei St.-Pierre de Irube in der Nähe von Bayonne und setzte sich fest auf französischem Boden.

Als die Schlacht von Toulouse am 10. April 1814 den Feldzug im Süden beendigte, war Oberst Adam, mühsam von seinen Wunden hergestellt, in England. Im Juni desselben Jahres wurde er, erst 28 Jahre alt, zum Generalmajor befördert. Der jüngste General der Armee, befehligte er am Tage von Waterloo auf dem von Hill geführten rechten Flügel eine Brigade, welche mit Vivian's, Vandeleur's und Dörnberg's Cavalerie und Maitland's Gardebrigade bei Ney's berühmter Attaque mit der Kaisergarde den Ausschlag gab. Der riesigen französischen Sturmcolonne in die Flanke fallend, trug Adam durch das unerschütterte Vorrücken seiner Infanterieregimenter und das furchtbare Feuer seines Geschützes vorzugsweise bei, die Veteranen von Austerlitz und Wagram, Napoleon's letzte, sicher gewähnte Hoffnung zu werfen. [3]) Mehrmals und zwar am Bein verwundet, erhielt er das Commandeurkreuz des militärischen Bathordens, wie Oestreichs Marien-Theresienkreuz. Er übernahm in Brüssel das Commando der dort liegenden Truppen und ging dann nach Paris, wo er so lange verweilte, als die verbündeten Heere die Hauptstadt besetzt hielten. Nach zwölfjährigen unausgesetzten Anstrengungen in Italien, in Spanien, in Belgien that ihm Ruhe noth. Er fand sie in der Heimat, aber auf lange nicht. Eine neue Bestimmung eröffnete ihm ein schönes Feld verschiedenartiger, wenngleich verwandter Thätigkeit.

Im Jahr 1817 wurde Generalmajor Adam zum Befehlshaber der Truppen auf den Jonischen Inseln ernannt, wo Sir Thomas Maitland, unter dem neu geschaffenen Titel eines Lord-Obercommissärs (Lord High Commissionary) die Verwaltung leitete. Zuerst in gedachter Eigenschaft, dann als Maitland's Nachfolger, blieb Adam 15 Jahre in Korfu. Wenn diese 15 Jahre die interessanteste oder mindestens an selbständiger Thätigkeit reichste Zeit seines Lebens waren, so müssen, zur Beurtheilung dieser Thätigkeit, die Verhältnisse der Jonischen Inseln, sei es an sich, sei es in ihren Beziehungen zu England, hier genauer in Betracht gezogen werden.

Die Jonischen Inseln, wie man die beiden Gruppen theils fruchtbarer, theils steiniger Eilande nennt, welche in dem gleichnamigen Meere von der epirotischen Küste bis zu der von Elis liegen, während zwischen den beiden südlichsten Vorgebirgen des Peloponnesos am Eingange des Lakonischen Meeres die öde Felsenmasse sich ihnen zugesellt, welche der Mythus Cytheren zum Wohnsitz gab, waren Venedigs letzte levantinische Besitzung geblieben. Erst mit dem Sturz der Republik wechselten sie die Herren, denn es war ihr Loos, auch ferner dem Abendlande zu gehorchen. Die venetianische Regierung dieser Inseln ist gewiß nicht vortrefflich gewesen. Venedig war Republik, und schon die alte Geschichte hat von dem glücklichen Loose der Colonien oder Dependenzen von Republiken nichts zu berichten gewußt. Sodann führten verschiedene Nationalität und Religion, wie das Verhältniß einheimischer und fremder Familien zueinander und zu Venedig, so große wie unvermeidliche Uebelstände mit sich.

Schwerlich aber sind die schwarzen Farben, womit jene Regierung ausgemalt worden ist, der Wahrheit getreu. Wie überhaupt erst die neuere Zeit, in dem Maße, wie sie sich vom Schwindel demokratischen Nivellirens und von der Starrheit absolutistischen Mechanismus freimacht, eine richtigere Würdigung venetianischer Zustände herbeiführt, zu deren Verunglimpfung einst radicale und despotische Geschichtschreibung sich verschworen, gelangt man auch allmälig erst zu gerechterer Beurtheilung der provinziellen und speciell der levantinischen Verwaltung. Die Gesinnungen, welche beim Sturze der Republik in einem großen Theile der Provinzen sich kundgaben, auf dem Festlande wie an der dalmatischen Küste, am Gardasee wie in Zara, sind vollgültige Zeugnisse wider die Geschichten von aristokratischer Tyrannei.[4]) Auch in der levantinischen Verwaltung lag, den Institutionen nach, manches Weise und Gute, wie es bei dem von Venedig Ausgegangenen nicht anders sein konnte; aber mit dem gesammten alternden Staatswesen krankte sie an jener zunehmenden Ermattung und Stockung, welche die schlimmen Elemente mehr und mehr sich entwickeln ließ, während die Räderkraft der kunstvollen Maschinerie mit jedem Jahre abnahm.

Die verschiedenen Regierungen, welche seit 1797 auf den Jonischen Inseln einander folgten, waren von zu kurzer Dauer, um irgend etwas gründen zu können. Der Vertrag von Campo-Formio überließ die Inseln nebst den venetianischen Besitzungen an der epirotischen Festlandküste den Franzosen, die in dem ganzen einheimischen und ansässigen Adel, der Hauptstütze der untergegangenen Republik, Gegner fanden. Russen und Türken vertrieben

sie im folgenden Jahre, und die Inseln, welche in den Zeiten der höchsten Blüte der Osmanenmacht sich ihrer erwehrt hatten, sollten jetzt, wo diese Macht so tief gesunken war, einen tributären Freistaat unter türkischer Hoheit bilden, wie Serbien und die Donaufürstenthümer Mitteldinge zwischen Paschaliks und unabhängigen Staaten geworden sind, wie man im Jahr 1824 mit Griechenland zu verfahren beabsichtigte. Rußland sollte die Garantie übernehmen und im Kriegsfalle Mit-Besatzungsrecht haben. Noch ein mal, im Jahr 1807, den Franzosen abgetreten, wurden 1810 die Inseln von den Engländern genommen. Ali Pascha von Janina, der furchtbare Vezier von Epirus, leistete Diesen Hülfe, wie 12 Jahre früher den Russen. Der Pariser Vertrag von 1815, wie er England im Besitze Maltas ließ, um dessenwillen der mühevolle Friede von Amiens nichts als ein Waffenstillstand gewesen war, erkannte ihm auch die Hoheit über die vormaligen venetianischen Inseln des Jonischen Meeres, die zu einem Freistaat umgeschaffen wurden, zu, dessen Verfassung Sir Thomas Maitland am 1. Mai 1819 proclamirte.

Man hat einmal geglaubt, es sei nichts leichter als Constitutionen machen, bis das Jahr 1848 die Welt eines Andern belehrte. Auf den Sieben Inseln gesellten sich den allgemeinen noch besondere Schwierigkeiten hinzu. Zum Theil sind sie schon oben angedeutet. Das Verhältniß zu England minderte sie nicht; nationale und religiöse Gegensätze traten sogar nur noch schroffer hervor. Es ward, alten und neuen Verheißungen genug zu thun, ein weitläufiger Bau errichtet, mit einem Formenluxus, der um so weniger angebracht war, da man die

Inseln im Grunde militärisch zu verwalten dachte. Die gesetzgebende Gewalt ist, nach dieser Verfassung, einer aus 40 Mitgliedern bestehenden Versammlung übertragen. Elf der Mitglieder, von dem Repräsentanten und Bevollmächtigten Englands, dem Lord Obercommissär, ernannt, stellen die Candidatenlisten auf, nach denen die übrigen 29 in den betreffenden Wahlbezirken gewählt werden. Das Mandat bleibt fünf Jahre gültig, während deren drei Sitzungen von höchstens dreimonatlicher Dauer stattfinden. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines gleichfalls quinquennalen Senats, der aus einem von Großbritanniens Herrscher auf Vorschlag des Lord Obercommissärs ernannten Präsidenten mit dem Titel Hoheit und fünf von der gesetzgebenden Versammlung aus ihren eigenen Mitgliedern gewählten Senatoren besteht. Die von der Versammlung votirten Gesetze wie die vom Senat erlassenen Beschlüsse haben nur Gültigkeit, wenn sie vom Lord Obercommissär gutgeheißen sind. Der Secretär des Senats, der Schatzmeister, zwei unter den vier Mitgliedern des Obertribunals und andere einflußreiche Beamte sind Engländer; auf jeder der Inseln gibt es einen englischen Delegaten des Lord Obercommissärs mit dem Titel eines Residenten; auch die einheimischen Truppen stehen unter englischem Commando. Der Lord Obercommissär muß von jedem Gesetzvorschlag, den ein Mitglied der Versammlung einbringen will, im voraus unterrichtet werden; er ist außerordentliches Mitglied des Justizsenats, in welchem bei Stimmengleichheit sein Votum entscheidet. So ist die Substanz der Jonischen Verfassung, welche den Joniern die Klage entlockt hat, sie seien Sklaven, nicht des britischen Gouvernements,

sondern eines britischen Beamten, der bei ihnen den absolutesten Despotismus ausübe und nichteinmal der eigenen Regierung Rechenschaft ablege. [5]) Und doch haben in den letzten 20 Jahren, man kann sagen seit der Verwaltung Lord Nugent's (1832), die Lord Obercommissäre auch mit dieser Verfassung nicht regieren zu können behauptet, und man weiß, zu welchen Uebelständen und heftigen Zerwürfnissen es in unsern Tagen unter Sir Henry Ward, einem ehemaligen Radicalen, gekommen ist. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieses unseligen Streites zu erzählen, der aus leidenschaftlichen nationalen Antipathien Nahrung schöpft und vielleicht noch zur Umschaffung der ganzen politischen Verfassung der Inseln führen wird, noch den Grund der gegenseitigen bittern Vorwürfe zu untersuchen, welche die Engländer den Griechen, die Griechen den Engländern machen. Die alte unvollkommene Mischung der Nationalitäten auf den Inseln; der so zahlreiche wie meistens verkommene Adel, ein trauriger halb griechischer, halb italischer Rest aus der venetianischen Zeit, großentheils verarmt, unthätig und unwissend, obgleich nicht arm an geistigen Eigenschaften; die gesunkene Moralität, die zahllosen Processe und zum Theil erblichen Streitigkeiten, die schwierigen Verhältnisse zwischen Eigenthümern und Colonisten, sind Uebelstände, denen keine Verfassung abhelfen kann. Nach den Angaben eines Eingeborenen gehört ein Viertel der Hauptinsel Korfu Fremden, namentlich in Italien Ansässigen, an welche die Ländereien durch Heirath und Erbschaft gekommen sind, oder solchen Griechen, die es vorgezogen haben, sich auf dem Continent niederzulassen. Und auf Korfu allein zählt man gegen

20,000 Colonisten, ursprünglich Ausländer, die Arbeit und Erwerb suchten und durch die Indolenz der Eingeborenen sich mehrten. Zwischen ihnen und den Eigenthümern besteht fortwährender Hader. [6]) Das Gemälde, welches ein Engländer, ein durch seine kriegerischen Thaten und Erfolge in Indien seitdem weltberühmt gewordener Mann, im Jahre 1832 von den Rechtsverhältnissen auf Cephalonia entwarf, wo das Feudalsystem in voller Blüte war und theilweise noch jetzt ist, läßt uns den tiefliegenden Schäden in diesen von der Natur so sehr begünstigten Ländern auf den Grund blicken. [7])

Als Sir Thomas Maitland an die Spitze der Verwaltung der Sieben Inseln gestellt wurde (so ergibt sich im Wesentlichen aus der Darstellung Napier's, welcher da, wo Leidenschaft ihn nicht blendet, einen klaren und scharfen Blick hat), war er mit dem griechischen Volke unbekannt. Graf Kapodistrias war damals dirigirender Minister in Rußland, seine Familie einflußreich in seinem Vaterlande Korfu. Die Jonier waren in einander feindliche Parteien getheilt; Europa war noch nicht beruhigt nach dem entsetzlichen Kriegssturm, überall Gährung und Schwierigkeiten. Maitland glaubte, Kapodistrias bestrebe sich, das Volk wider England zu stimmen, ja thätliche Widersetzlichkeit zu wecken, da es ihm nicht angenehm sein konnte, die Inseln in solchen Händen zu sehen. Kapodistrias wurde von der Menge zu einem Halbgott erhoben. Eine Menge Korfioten, stolz darauf, daß ihre kleine Insel dem großen Rußland einen Minister gegeben, wähnten, dieser Minister lenke die Gesammtmacht des russischen Reichs, und jeder Frondeur überredete sich, er habe an dem Minister, folglich an dem Kaiser, einen

Beschützer. Maitland fand für gut, einige strenge Lehren zu ertheilen; andererseits aber mußte ihm daran gelegen sein, die Jonier bei guter Laune zu erhalten. Zur Befriedigung ihrer Eitelkeit schuf er den Orden von St.-Michael und St.-Georg und eine brillante Uniform; zur Befriedigung ihrer Geldgier setzte er eine Regierung ein, die viel reicher an Beamten war, als der Staat erfoderte, und gewann auf diese Weise eine Menge angesehener, aber bedürftiger Familien. Durch Kapodistrias' Scheiden aus dem petersburger Cabinet wurde auch Maitland's System in vielen Punkten modificirt. Die großen Verwaltungskosten zu decken, führte er in Einzeldingen die strengste Oekonomie ein. Bei den heftigen Factionen unter den Insulanern durfte er nicht viel Gewalt in ihren Händen lassen; deshalb stellte er an die Spitze der Localregierung jeder Insel einen Residenten mit bedeutender Macht und bedeutender Verantwortlichkeit. Da bei den bis dahin bestandenen venetianischen Gesetzen und dem Feudalsystem alle Unabhängigkeit inländischer Richter zugrunde ging, suchte er diesem Uebelstande durch Berufung englischer Rechtsgelehrten abzuhelfen. — So war das System Sir Thomas Maitlands beschaffen, über dessen Tugenden und Schwächen die Meinungen getheilt sein mögen, dessen Resultate jedoch, wenn wir auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Inseln und die Stimmung ihrer Bewohner gegen Großbritannien blicken, nicht gerade glänzend zu nennen sind.

Sir Frederick Adam übernahm den Oberbefehl über die britischen Truppen auf den Inseln, deren Zahl damals weit beträchtlicher war als jetzt, und welche Eng-

land eine bedeutende Ausgabe veranlaßten. In der Abwesenheit Maitland's, welcher zugleich Gouverneur von Malta war und einen Theil des Jahres dort zuzubringen pflegte, vertrat er diesen, sodaß er bald mit dem Civilgouvernement bekannt wurde. Er war nicht lange in seiner neuen Stellung, als ihm eine Hauptrolle in einem tragischen Acte anheimfiel. Es war die Uebergabe Pargas an Ali-Pascha. Die traurige Geschichte ist bekannt. Die von altersher verschrieene Politik Englands, den Widerstand der Unterdrückten oder Misvergnügten durch seinen Schutz zu steigern, im Moment der Entscheidung diesen Schutz zurückzuziehen und so der Vertrauenden Loos zu verschlimmern, diese Politik, welche wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts, im Spanischen Erbfolgekrieg, die Catalanen, so im 19. Jahrhundert Parga preisgab, ist Angriffen bloßgestellt worden, härter vielleicht als sie verdiente. Unter Venedigs Schutz hatten die Bewohner der Felsenstadt Parga an Albaniens Küste jahrhundertelang sich freigehalten von osmanischer Herrschaft. Während der Verwirrung und den raschen Wechseln der Zeiten nach dem Sturz der Republik war es dem Vezier von Epirus, der das heldenmüthig vertheidigte Suli nahm, nie gelungen, sich Pargas zu bemächtigen, welches im Jahr 1800 mit der ganzen Festlandküste den Osmanen überlassen worden war. Der erste Artikel des Vertrags von 1815 bestimmte, daß die Inseln des Jonischen Meeres „nebst ihren Dependenzen" einen Freistaat unter britischem Schutze bilden sollten. War Parga darin einbegriffen? Die Meinungen in Betreff der Rechtsfrage waren getheilt. Der Pascha von Janina bestand auf der Auslieferung; Mait-

8*

land bewilligte, was er vielleicht nicht hindern konnte, und erlangte eine Geldentschädigung für die Parginoten, welche das Exil der Sklaverei vorzogen. Daher der Vorwurf, er habe Parga an Ali-Pascha verkauft. Im März 1817 fand die Uebergabe statt. General Adam war mit britischen Truppen gegenwärtig; unter seinen Augen verbrannten die Auswandernden auf einem großen Scheiterhaufen die ausgegrabenen Gebeine ihrer Väter, dann schifften sie sich nach Korfu ein. Noch stehen die Wohnungen, die sie dort sich bauten. Keinem Muselmanne gestattete der General den Zutritt zu der öden Stadt, bis der Letzte der bisherigen Bewohner sie verlassen.

Seit sieben Jahren schon war Sir Frederick Adam in Korfu, als er an Maitland's Stelle Lord-Obercommissär der Jonischen Inseln wurde. Er verblieb in dieser Stellung acht Jahre lang.

Als Sir Thomas Maitland starb, setzte die griechische Insurrection längst das Festland wie die Inseln des Aegäischen Meeres in Bewegung. Am 7. März des Jahres 1821 hatte sie in der Hauptstadt der Moldau begonnen — es war der Tag, an welchem die Hoffnungen der neapolitanischen Constitutionellen durch Frimont's Sieg über Pepe bei Rieti vernichtet wurden, zwei Tage vor dem Ausbruch des piemontesischen Aufstandes. Beinahe gleichzeitig entzündete sich in der Morea lange aufgeschichteter Brennstoff; in Patras rief der Erzbischof Germanos, ein Hirtensohn aus den lakonischen Bergen, die Kreuzesstreiter auf. Wie auf den östlichen

Inseln, auf Hydra, auf Ipsara, auf Spezia, setzte längs Akarnaniens Küste der Aufstand Alles in Flammen. Im Herbste schon war in Epidaurus an der Argolischen Küste eine Volksversammlung gehalten, eine Verfassung proclamirt, Korinth zum Regierungssitze bestimmt worden, und im Frühling 1822, während Chios seinem blutigen Geschick erlag, flatterte das weiße Banner mit dem rothen Kreuz auf Athens Akropolis. Aber entscheidungslos schwankte der ungleiche Kampf unter furchtbarer Verwüstung des Landes und erbarmenloser Decimirung des Volkes, und die Entzweiung unter den Häuptern, während Phanarioten, Inselgriechen, Peloponnesier, Maurokordatos, Konduriotis, Kolokotronis, verschiedene Meinungen verfochten, war nicht geeignet, die Hoffnung günstigen Erfolgs zu steigern, ungeachtet Miaulis', Kanaris', Bozzari's glänzender Tapferkeit zur See und zu Lande.

Ein Mann wie Maitland konnte für die griechische Sache weder politische noch persönliche Sympathie empfinden. Das Mistrauen, welches er in die Griechen setzte, war bei ihm bald zur Abneigung geworden. Die Unzuverlässigkeit, über die er nur zu oft zu klagen fand, war seinem soldatischen Positivismus äußerst zuwider. Er wußte, daß das Volk ihn haßte. Zum Wächter dieser neuen Besitzung Englands (denn die Inseln sind kaum etwas Anderes, obgleich sie, wie manche andere Besitzungen, England nichts einbringen) fern vom Mutterlande, an der Grenze der europäischen Civilisation, hingestellt, hatte er Jahre hindurch sein Bestreben dahin gerichtet, die Jonier im Zaume zu halten. Als nun auf der Nachbarküste der Aufstand um sich griff, flößten ihm die mächtig erwachenden Sympathien der Inselbewohner

natürlich Besorgniß ein. Ein seichter Kanal, kaum tief genug für die kleinsten Fahrzeuge, trennt Santa-Maura vom Akarnanischen Festlande; von Korfu aus setzt man nach dem epirotischen Strande über, um in den sumpfigen Niederungen bei Butrinto zu jagen. Aus Kako-Sulis Felsennestern drang bis zu den ionischen Küsten fast der Lärm des Kampfgetümmels. Inmitten dieses Kampfes war Ali-Pascha dem Mistrauen des Divans und eigenem Ehrgeiz erlegen; am Siliviathore Konstantinopels sieht man die Denksteine, welche den Ort bezeichnen, wo sein Haupt und die Häupter seiner vier Söhne und seines Enkels vergraben sind. Alles war umgewandelt. Maitland's Stellung war schwierig, und wenn man erwägt, wie all sein Bestreben bezweckte, zu hindern, daß die Griechen sich als Nation fühlen sollten, so begreift man seinen Widerwillen gegen alles Nationale und Historische. Man hat bis auf die neuesten Zeiten ähnliche Erscheinungen in italienischen Ländern gesehen. Man begreift dabei auch Maitland's Widerwillen gegen alle literarischen Bestrebungen, welche seit Riga's Zeiten mit den Plänen des großen hellenisch-slawischen Geheimbundes der Hetärie zusammenhingen, wie die Hindernisse, die er dem Grafen von Guilford in den Weg legte, welcher die Wiedergeburt der antik-classischen und das Vordringen der modernen Bildung unter den Griechen zu seinem Lebenszweck gemacht hatte, und in diesem Sinne, dem nämlichen, der die Bestrebungen zur Veredelung der verbastardten romäischen Sprache durch Zurückführung auf hellenischen Geist in Paris wie auf deutschen Universitäten belebte, die Gründung einer Hochschule auf einer der Jonischen Inseln beabsichtigte und endlich, noch zu Maitland's

Lebzeiten, ins Werk setzte, wenngleich seine Schöpfung eine unvollkommene blieb.

Die englische Politik ist von jeher den Griechen feindlich gewesen, seit sie, infolge der gesteigerten Beziehungen Englands zur Levante, wie durch die mit Gibraltars Eroberung begonnene, mit Maltas Besitz erweiterte, mit Korfus Erwerbung befestigte Herrschaft im Mittelmeer, in nahe Berührung mit den Griechen kam. Es war von vornherein ein Irrthum, die auf den Handel angewiesenen Inseln der größten Handelsnation der Welt unterzuordnen und Letztere noch dazu zur Hüterin der Küsten eines Landes zu machen, daß keine andern Hülfsquellen als gerade den Handel mit dem Auslande hat. England sah in den Griechen Nebenbuhler im levantinischen Verkehr: denn von allen südlichen Nationen hat keine so treffliche, so muthige, so ausdauernde Seefahrer wie die griechische, deren Schiffe in den Zeiten türkischer Herrschaft von den Donaumündungen bis zum Cap Matapan und über alle Inseln des griechischen Archipels, die türkischen Producte nach allen Häfen des Mittelmeers und weiter führten. Seit der Kaiserin Katharina Tagen, seit dem Kampfe bei Nauplia im Jahre 1770, seit der bald darauf erfolgten Vernichtung der türkischen Flotte bei Tschesme, sah England, des den Griechen verderblichen Wankelmuths russischen Beistandes ungeachtet, in den Griechen die Bundesgenossen Rußlands, an die Zaren und ihr Reich gekettet, durch gleiche Religion, theilweise, bei den großen Massen slawischer Bevölkerung im alten Hellas, durch gleiche Abstammung, endlich durch gemeinsames Interesse wider die osmanische Macht. Es liegt auf der Hand, daß England sich seit

jener Zeit nie über die Richtung, die Absichten, die Hülfsmittel der russischen Politik in Bezug auf das vormalige byzantinische Reich getäuscht hat. Wenn es im Weltkampf gegen Bonaparte seinen Ansichten nicht treu blieb, wenn es bei späterm Anlaß, an jenem denkwürdigen Tage von Navarin, welchen die englische Thronrede als ein „untoward event" bezeichnete, infolge einer Art von Ueberraschung selbst zur Schwächung der Türkei, zu Gunsten Rußlands, beitrug, so hat dies auf seine allgemeine Richtung keinen Einfluß geübt. Es ist eine bemerkenswerthe aber leicht erklärliche Erscheinung, daß alle britischen Beamten in der Levante, wer sie immer sein mochten, hohe Verwaltungsbeamte, Diplomaten, Consuln, Militäre, Gegner der Griechen und Türkenfreunde gewesen sind. Der Philhellenismus hat sich auf unabhängige Edelleute, auf Poeten, auf classischgebildete Männer beschränkt.

Der Nachfolger Maitland's fand diese Politik vor: es lag nicht in seiner Macht sie zu ändern, selbst wenn er gewollt hätte. Aber er sah die Inseln mit ganz andern Augen an als sein Vorgänger und wenn er im Ganzen dasselbe System befolgen mußte, so milderte er doch dessen Anwendung bedeutend, namentlich in Bezug auf die innern Angelegenheiten. Seit dem Jahre 1825 mit einer Korfiotin verheirathet, kam er dadurch schon in verschiedene Beziehungen. Es läßt sich fragen ob diese Beziehungen seiner Unabhängigkeit und Einheit des Handelns günstig waren. Dem Lande aber, das er regierte, mögen sie doch zugute gekommen sein. Er liebte die Inseln. Auch nachdem er sie seit lange verlassen, hing sein Herz an ihnen und er gedachte oft in weh-

müthiger Rückerinnerung dieser schönen Zeit seines Lebens. Man hat ihm vorgeworfen, daß er zu viel Geld ausgegeben und daß er Korfu mit Hintansetzung der Nachbarinsel begünstigt habe. Allerdings war Sir Frederick Adam an Oekonomie nicht gewöhnt. In seiner Natur lag etwas Splendides: mit seinem Eigenen freigebig, rechnete er die Ausgabe nicht ängstlich nach, wenn es sich um große öffentliche Werke handelte. Er kam mit seinem Einkommen von 6000 Pfund so wenig aus, daß er, nach achtjähriger Verwaltung, Korfu mit beträchtlichen Schulden verließ, die er erst bei seiner Rückkehr aus Indien deckte. Er machte seiner Nation wie seiner Stellung Ehre. Bei ihm war offenes Haus, wo alle Fremden von Rang und Namen gastfreie Aufnahme fanden und während des Bruchs mit der Türkei im Jahre 1827 sind General Guilleminot und Herr von Ribeaupierre geraume Zeit hindurch seine Gäste im Palast von St.-Michael und St.-Georg gewesen, welcher, ein mächtiger aber geschmackloser Bau aus Maitland's Zeit, die Esplanade überschaut, die sich der malerischen alten Citadelle anschließt, welche Johann Matthias Schulenburg vertheidigte.

Die Verwaltung der Inseln war kostspielig. Zum Theil war dies Folge des verwahrlosten Zustandes, in welchem England sie übernahm, zum Theil lag es an den öffentlichen Einrichtungen, wie sie neu geschaffen worden, und in der militärischen Wichtigkeit, welche man den Jonischen Inseln beimaß. In letzterer Beziehung ist Korfu wol überschätzt worden. Seine alte, man möchte sagen seine historische Bedeutung, die es mindestens seit der Zeit König Karl's von Anjou als ein Bollwerk des Abendlandes wider das Morgenland, seit dem Beginn der venetianischen Herrschaft im

Jahre 1386 als Schlüssel des Adriatischen Meeres hatte, war seit der Schwächung des türkischen Reiches sehr gemindert. Die Forts der übrigen Inseln, unter denen Zante und Cerigo einst nicht ohne Belang waren, kommen gegenwärtig kaum mehr ernstlich in Betracht. Die Höhe des Militäretats steht schwerlich in richtigem Verhältniß zum Ganzen. Derselbe mogte sich zu Adam's Zeit auf nahe an 60,000 Pfund jährlich belaufen, die Kosten der Besatzungen nicht eingerechnet, indem das britische Gouvernement diese aus eigenen Mitteln bestritt und etwa 150,000 Pfund dafür ausgab. Die Besatzung von Korfu belief sich damals auf 3000 Mann; später ist in allem diesen eine beträchtliche Reduction vorgenommen worden. Auf die heute noch nicht vollendeten Befestigungen von Korfu wurden in sieben Jahren 154,000 Pfund verwendet. Die Inseln hatten in jener Zeit eine Bevölkerung von 190,000 Seelen, die sich heute auf 230,000 gemehrt haben. Das Einkommen war 130 — 140,000 Pfund; weder früher noch jemals später wieder hat es sich so hoch belaufen und die temporäre Steigerung schrieb sich wesentlich von dem gesteigerten Ertrag des Monopols des Handels mit der Korinthentraube (Uva passera) her, indem der griechische Insurrectionskrieg diesen Industriezweig auf dem Festlande fast gänzlich vernichtete und die starke Nachfrage nach Korinthen eine auf Kosten aller übrigen Landbauzweige unverhältnißmäßige Vermehrung der Anpflanzungen auf den Inseln, namentlich Zante und Cephalonia, veranlaßte, deren schlimme Folgen nicht ausbleiben, wie es bei solcher Hyperproduction in der Regel geschieht. Für England war, wenn man Alles zusammen-

faßt, der Besitz der Inseln mit nicht geringem Kostenaufwande verbunden.

Unter Maitland's Verwaltung, in den Jahren 1817—19, hatte das Einkommen gegen 104,000 Pfund, die Ausgabe gegen 87,500 betragen, sodaß ein Ueberfluß von etwa 11,500 Pfund blieb. Bei dem Tode des ersten Lord-Obercommissars lagen, so heißt es, 130,000 Pfund im Schatz. Diese Ersparnisse wurden unter Sir Frederick Adam ausgegeben, während die Ausgaben die Ausgaben die Höhe des damals, wie gesagt ungewöhnlich gesteigerten Einkommens erreichten. Großartige, schöne, nützliche Werke sind mit diesem Gelde ausgeführt worden — kein Gouverneur hat so viel für Korfu gethan wie Adam. Zuerst kommen die Landstraßen in Betracht. Wer weiß, wie es in der Levante, auch in den jahrhundertelang vor den Venetianern beherrschten Theilen Griechenlands, mit den Straßen aussieht, die nicht selten selbst für Reiter hals- und beinbrechend sind, wird die Wohlthat der breiten, sanft steigenden, trefflich geführten und chaussirten Fahrstraßen, welchen einen großen Theil der Insel durchschneiden, doppelt zu schätzen wissen. Nichts verkündet in gleichem Maße den Wiedereintrit in die Civilisation. Die Kosten beliefen sich hoch, was sich durch den vorherrschend gebirgigen Charakter des Landes erklärt. Die englische Meile soll im Durchschnitt auf 800 Pfund gekommen sein. Zuerst versuchte man es mit Einführung des Frohndienstes, gegen welchen sich jedoch viele Klagen erhoben. Da es damit nicht gelang, deckte die Schatzkammer den Ausfall; dann verwandte man einen beträchtlichen Theil der Rente des Getreidemonopols, endlich den Ertrag der Steuer auf die Vieheinfuhr

für den Straßenbau. Auf den andern Inseln wurde ebenfalls stark gebaut, wenngleich nicht in demselben Maße. Auf Cephalonia führte man, unter Napier's Verwaltung, eine schöne Straße über den ungewöhnlich steilen 1500 Fuß hohen Gebirgspaß Liberales im Montenero. Auf Korfu und Zante wurden Wasserleitungen angelegt, letztere durch Lord Charles Fitzroy. Ein Convalescentenspital, sonach manche andere Bauten, unter denselben die in schöner Lage Albaniens Küsten überblickende, architektonisch wie gewöhnlich geschmacklose Villa zu St.-Pantaleon, sind Zeugnisse nimmermüder Thätigkeit.

Während so auf den Jonischen Inseln die Werke des Friedens bei fortschreitender Cultur und, es läßt sich nicht leugnen, fortschreitendem Wohlstande sich mehrten; während der Handel sich außerordentlich belebte und die Verbindung mit Italien wie mit Malta und England mit jedem Jahr sich steigerte; während Lord Guilford's korfiotische Universität der ionischen Jugend die Möglichkeit verhieß, in der Heimat selbst, unter vaterländischen wenngleich im Auslande gereiften Lehrern nationale Bildung zu erlangen, statt in der Fremde ihre gelehrte Erziehung vollenden zu müssen, was nur verhältnißmäßig Wenigen möglich war: ging auf dem Festlande und den Aegäischen Inseln der Befreiungskrieg all seine Phasen durch. Im Kleinen Kriege gewandt und durch das Terrain begünstigt, in Seegefechten meist glücklich, vermochten die griechischen Insurgenten Ibrahim-Pascha nicht zu

widerstehen, als dieser im Jahr 1824 die Streitkräfte seines Vaters Mehemed-Ali, welchem Sultan Mahmud das Paschalik Morea übertragen hatte, nach Griechenlands Küsten führte. England und Oestreich hatten es bis dahin offen mit der Türkei gehalten; englische und östreichische Fahrzeuge trugen einen bedeutenden Theil des türkisch-ägyptischen Heeres. Die Furcht vor dem Umsichgreifen der Revolution im Westen war Oestreichs Hauptbeweggrund; auf die Beschlüsse Englands wirkte namentlich Besorgniß vor der Blüte des griechischen Handels und vor Belästigung durch griechische Seeräuberei, wie mehr als bei Oestreich, die Ahnung des Umsichgreifens russischen Einflusses. Alles dies war beim Congreß von Verona zum Vorschein gekommen, auf welchem Kaiser Alexander, in seiner Abneigung gegen die Verletzung von Legitimitätsprincipien, wem auch immer das Festhalten an denselben zugute kommen mochte, seine Sympathien für die Griechen zum Opfer brachte, und wo die Erklärung abgegeben ward, die griechische Frage gehöre zu den innern Angelegenheiten der Pforte, müsse von dieser allein erledigt werden und dürfe keiner fremden Macht einen Anlaß zur Intervention bieten. Keine Congreßbeschlüsse aber vermochten die öffentliche Meinung zu hindern, sich immer entschiedener zu Gunsten Griechenlands auszusprechen, und während Ibrahim den Peloponnes mit Feuer und Schwert verwüstete, während Missolonghi nach der heldenmüthigsten Gegenwehr fiel, rief eine starke griechische Partei den Schutz Großbritanniens an, und Alexander's Nachfolger Nikolaus knüpfte im April 1826 Unterhandluugen mit dieser Macht an, um dem fürchterlichen Kampfe durch eine Uebereinkunft

mit der Pforte Schranken zu setzen. Doch noch ein Jahr verstrich unter Kämpfen, Verheerung, steigenden Parteizerwürfnissen in Griechenland, Verhandlungen in Konstantinopel, die wenig mehr als den Vertrag von Akjerman erzielten, durch welchen die Verhältnisse der nördlichen, ausschließlich christlichen Grenzprovinzen der Türkei geregelt wurden, und erst im Frühling 1827 wurde Graf Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands auf sieben Jahre gewählt und eine neue politische Verfassung verkündigt. Bald darauf, am 6. Juli, schlossen England, Frankreich und Rußland zu London, zur Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands einen Vertrag. Sie erklärten sich durchdrungen von der Nothwendigkeit, der durch den mehrjährigen blutigen Kampf hervorgerufenen Anarchie, welche die Handelsinteressen von ganz Europa beeinträchtige, ein Ende zu machen und den Frieden zwischen Griechenland und der Pforte herzustellen; sie boten der Pforte ihre Vermittelung an, entwarfen die Grundzüge des Abkommens und verpflichteten sich, das Pacificationswerk mit allen geeignet scheinenden Mitteln durchzuführen. Die Pforte lehnte die Vorschläge ab, welche die Griechen annahmen; Ibrahim verweigerte die Einstellung der Feindseligkeiten, und am 20. October vernichtete die Schlacht bei Navarin die türkische Flotte. Im Mai des folgenden Jahres begann der russisch-türkische Krieg, der mit dem Frieden von Adrianopel endigte; im September erzwang General Maison die Räumung Moreas von den türkisch-ägyptischen Truppen. Als nach den langwierigen Verhandlungen und den Protokollen über die politischen Verhältnisse, die Form, die Grenzen des neuen Staats, nach dem vergeblichen Antrag der Herrschaft an

den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, nach der Ermordung Kapodistrias' (9. October 1831), der Prinz Otto von Baiern zum Könige Griechenlands gewählt ward, hatten die Beziehungen des neugeschaffenen Königreichs zu den Ionischen Inseln sich begreiflicherweise ganz verschieden gestaltet; die Gesinnungen des britischen Gouvernements aber gegen Griechenland sind ziemlich unverändert geblieben. Wo es sich um das geringe, in Regierung und Volk gesetzte Vertrauen, um die noch geringere Zuneigung, um die gänzlich mangelnde Rücksicht handelte, haben die Aeußerungen der englischen Minister zu Hause in dem Verhalten der englischen Diplomaten in Athen, mochten sie Dawkins oder Lyons oder Wyse heißen, und in den Maßregeln der englischen Lord-Obercommissäre auf den Ionischen Inseln stets einen treuen Wiederhall gefunden. Die neuesten Vorfälle auf Cephalonia, unter der Verwaltung Sir Henry Ward's, deren rechtliche Seite hier nicht erörtert zu werden braucht, deren politischer Charakter mit den allseitigen Nationalitätsbestrebungen der jüngsten Jahre sich identificirt, haben dies zur Genüge an den Tag gelegt.

Es war in der unheilvollen, parteizerrissenen Zeit, welche zwischen Kapodistrias' Meuchelmord und König Otto's Ernennung liegt, einer Zeit, welche von dem griechischen Volkscharakter einen so wenig günstigen Begriff gab und die letzten Regungen des Philhellenismus unterdrückte, als Sir Frederick Adam die Ionischen Inseln verließ. Er wurde im Jahr 1832 zum Gouverneur von Madras ernannt; sein Nachfolger in Korfu war Lord Nugent, der liberale Bruder des Herzogs von Buckingham und Biograph Hampden's. Nach zwei Militärgouver-

neuren wollte man es mit einem Civilisten versuchen, bereute jedoch bald den Wechsel. Die Verwaltung Sir Frederick Adam's hat ihre Schwächen und Fehler gehabt, wenngleich beiweitem nicht alle diejenigen, welche der schon genannte Sir Charles Napier, nach Zerwürfnissen, die ihn von seinem Amte auf Cephalonia entfernten, ihr mit leidenschaftlicher, ja unedler Kritik vorgeworfen hat, persönliche Misverständnisse auf öffentliche Dinge übertragend, wie sein Bruder, der bekannte talentvolle Geschichtschreiber des Peninsularkrieges, manche Jahre nachher noch in diesem Werke wie in den Streitschriften über die Angelegenheiten in Sinde und wider Major Outram, dem Groll gegen Adam durch heftige Ausfälle auf dessen militärische und administrative Fähigkeiten auf unverantwortliche Weise Luft gemacht hat. [8]) Die Verwaltung von 1824—32 hat ihre Fehler und Schwächen gehabt. Aber von allen Lord-Obercommissären, welche während 40 Jahren britischer Herrschaft der Verwaltung vorgestanden sind — nach Maitland, Adam, Nugent waren es Sir Howard Douglas, Mr. Stuart Mackenzie, Lord Seaton, Sir Henry Ward —, und von denen Einer oder der Andere Adam ohne Zweifel an Talent überragten, hat Keiner ein so gutes Andenken auf den Ionischen Inseln gelassen, deren Bewohner seinem redlichen Willen, seiner Sorge für das Wohl des Landes, seiner menschlichen und innerlich wohlwollenden Gesinnung, seinem tiefen und lebendigen Gefühl für das Recht, Eigenschaften, welche die nur selten hervortretende leidenschaftliche Heftigkeit seines Charakters wol momentan beirren, aber nie unterdrücken konnten, die Anerkennung nicht versagt haben.

Noch darf, was die Jonischen Inseln in jenen Tagen betrifft, ein Umstand nicht außer Acht gelassen werden, der die Regierung derselben nicht erleichterte. Nicht auf der levantinischen Seite nur waren sie von der Insurrection umgeben; Italien lag seit 1820 in revolutionären Zuckungen. Auf die neapolitanische Umwälzung folgte die piemontesische; die Unterdrückung beider verhinderte den Ausbruch in der Romagna, wo Alles bereit war. Einige Jahre hindurch war dann wenigstens äußerlich Ruhe, bis die Julirevolution den romagnolischen Aufstand vom Februar 1831 in ihrem zahlreichen Gefolge führte. Die italienischen Bewegungen wareu für die Inseln von zwiefacher Bedeutung. Die vielen Jonier, welche in Pisa und zum Theil in Padua studirten, indem des Grafen Guilford Tod im Jahr 1827 seine Schöpfung unvollendet gelassen, hatten die althergebrachten Beziehungen zu Italien lebendig erhalten. Der italienische Carbonarismus konnte auf die wie alle unterdrückten und zerstückelten Völker zum Geheimgesellschaftswesen geneigten Griechen, deren Insurrection durch einen Geheimbund begonnen worden, nicht ohne Einfluß bleiben — ein Einfluß, der gewiß kein guter war. Flüchtige Italiener suchten Zuflucht in Korfu; die Inseln wurden damals wie später ein Asyl für manche Heimatlose. Dies hat seine zwei Seiten. Keiner wird wünschen noch verlangen, daß Unglücklichen eine Zufluchtsstätte verweigert werde; aber fremde Regierungen haben ein Recht, darauf zu bestehen, daß man diese Zufluchtsstätte nicht zum Herd und Waffenplatz neuer Umtriebe umschaffe. Ob die englische Regierung auf den Inseln und auf Malta diesem gerechten Begehren Genüge geleistet habe, mag unerörtert

bleiben. Unter den Männern von hervorragender wissenschaftlicher Bildung, welche wegen ihrer Theilnahme an den Revolutionen von 1831—48 sich nach Korfu wandten, sind Paolo Costa, Francesco Orioli, Niccolò Tommaseo zu nennen, von denen der zweite längere Zeit einen Lehrstuhl innehatte. Von Korfu ist aber auch die Bandiera'sche Expedition nach Calabriens Küste abgegangen. Und die englische Taktik, zu den Intriguen der Flüchtlinge ein Auge zuzudrücken, wenn sie wider Staaten gerichtet waren, mit welchen England in offenen oder geheimen Mishelligkeiten war, hat sich schwer gerächt an dem Verhältniß der Ionier zu ihren Schutzherren, ein Verhältniß, auf welches die Anwesenheit der Ausgewanderten, die großentheils bloße Revolutionsmacher sind, aufs ungünstigste gewirkt hat. Auch in dieser Beziehung hat Sir Frederick Adam sich mit Takt und Offenheit benommen. Er hat dem Unglück und dem Talent nie Unterstützung und Aufmunterung versagt, aber er hat nie revolutionäres Treiben geduldet. Manche, die in jenen Zeiten in Korfu weilten, haben seiner mit schuldiger Dankbarkeit gedacht.

Als Sir Frederick Adam Gouverneur von Madras wurde, war er Generallieutenant und Mitglied des Geheimenraths; er war Großkreuz des ionischen Ordens und des russischen der heil. Anna. In seinem 49. Lebensjahre kam er in ein ihm völlig unbekanntes Land. Die Provinz, welche er zu verwalten hatte, umfaßt gegen 142,000 engl. Quadratmeilen (6848 geogr. □M.)

mit einer Bevölkerung, welche der des preußischen Staats nahekommt. Dem Umfange nach die zweite der indischen Präsidentschaften, besteht Madras gleich den übrigen aus immediaten Besitzungen der Compagnie, die aus einer einfachen Handelsgesellschaft eine der größten Länderherrinnen der Welt ward, theils umschließt sie tributäre Reiche, unter denen das von Mysore durch den hartnäckigen Widerstand gegen die Engländer unter seinen muthigen und unternehmenden, aber vom Glück nicht begünstigten Sultanen Hyder-Ali und Tippo-Saib berühmt geworden ist. Nachdem Drake, Cavendish, Borroughs handeltreibend und beutesuchend die indischen Meere befahren und von dem Reichthum der Länder die günstigsten Erwartungen geweckt hatten, war im Jahre 1599, nicht lange vor dem Ableben Elisabeth's, die erste englische Handelsgesellschaft zum Behuf des Verkehrs mit Ostindien gebildet worden (Governor and Company of merchants of London trading to the East-Indies), und ihre erste Flotte besuchte 1601 die indischen Küsten. Im Jahr 1615 gründeten sie ihre erste befestigte Factorei oder Handelscomtoir zu Cranganore; Surat und Bantam wurden dann, inmitten von tausend namentlich durch die Holländer veranlaßten Schwierigkeiten, ihre Hauptniederlagen; im Jahre 1634 ward die Erlaubniß zum Handel in Bengalen vom Großmogul erlangt, und nicht lange darauf kam die Gesellschaft in den Besitz von Madras an der Küste von Koromandel, wo sie große Factoreien und eine Veste unter dem Namen des Fort St.-George errichtete. Um die Mitte des vorigen Jahres ordnete eine neue Charte die Verhältnisse der umgeschaffenen Gesellschaft, und dann begann jene kolossale terri-

toriale Machterweiterung, welche unter eigenthümlichen, theilweise ganz abnormen Umständen und Beziehungen heutzutage noch im Steigen begriffen ist. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kämpften die Engländer mit den Franzosen, unter Dupleix, Labourdonnaye, Lally, um den Besitz von Madras, um den Einfluß auf die einheimischen Fürsten im Dekan und Karnatik, welche in stetem Hader nebeneinander lebten. Von Ludwig's XV. Ministern schwach unterstützt, unterlagen die zum Theil hellsehenden französischen Generale und Staatsmänner, und wenn Frankreich später die verlorenen Factoreien, unter ihnen die wichtigste Pondichery, wiedererlangte, so erlangte es, ungeachtet aller nachfolgenden Anstrengungen, ungeachtet des Bündnisses mit den Rajahs von Mysore, nie wieder dauernde politische Macht, während die großen Generalstatthalter der Compagnie, Robert Clive und Warren Hastings, auf den Trümmern der mohammedanischen Macht das anglo-indische Reich gründeten, das sich heute vom Cap Comorin bis zur Himalayakette, vom Delta von Barramputra zum Indus erstreckend, an 1,200,000 engl. Quadratmeilen Land mit 125 Millionen Bevölkerung umfaßt.

Im vorigen Jahrhundert und in der Kaiserzeit war Frankreich als Nebenbuhler der britischen Macht in Hindostan aufgetreten. Nachdem Tippo-Saib unterlegen, hatte Napoleon den Engländern von Seiten Persiens beizukommen versucht, und wie die Verwaltung des Marquis von Wellesley durch die französischen Bündnisse mit einheimischen Fürsten, wurde die Lord Minto's (Gilbert Elliot, 1807—13) durch die persischen Angelegenheiten vorzugsweise in Anspruch genommen. In

unsern Tagen war es die russische Macht, deren Vorrücken in Mittelasien in London und Kalkutta ernste Besorgnisse einflößen mußte. Seit die Besitzungen der Compagnie, nach der Unterwerfung der ganzen südlichen Halbinsel, sich immer mehr nach Norden und Osten ausdehnten, seit unter dem Marquis von Hastings (1815—22) der mächtige Maharattenstaat gesprengt, seit unter dem Grafen von Amherst (1822—27) die Kraft Birmas unendlich geschwächt und Territorien auf der Ostseite des Meerbusens von Bengalen erworben worden waren, steckten sich die Eroberungspläne ein immer weiteres, man kann sagen häufig ein unfreiwilliges Ziel. Alexander Burnes, dessen unglückliches Ende in Kabul das Signal zum Anfang des grausen Vernichtungskampfes wider das britische Heer in Afghanistan war, erhielt den Auftrag, die Länder zwischen dem Indus und dem Kaspischen Meere zu erforschen. Er sollte Handelswege angeben, zugleich aber sollte er auch die Möglichkeit eines Angriffs von Seiten Rußlands ins Auge fassen. Von jener Zeit an, in welche die Verwaltung Lord William Bentinck's fällt, ist die Aufmerksamkeit Englands stets auf die Länder jenseit des Indus gelenkt gewesen. Die Länder südlich vom Kaspischen Meere bis zum Industhal, seit dem Feldzuge Alexander's des Großen und jenen der Seleuciden den Europäern verschlossen, sollten nach zwanzig Jahrhunderten wiederum Schauplatz eines Kampfes mit Europäern werden [9]) — die Engländer erkannten, wo die Thore Indiens lagen, und suchten sich ihrer zu bemächtigen. Die Operationen in Sinde, im Pendschab, in Afghanistan, wie sie, den Indus überschreitend, die Grenze des anglo-indischen

Reiches in die unmittelbare Nachbarschaft Irans und Turans verlegten, mußten Verwickelungen herbeiführen, deren Ausgang sich in diesem Augenblicke am wenigsten absehen läßt. Der Kampf, der heute an der Donau und am Balkan wie in der Ostsee beginnt, hat seine Genesis mehr vielleicht als in der Türkei in den Absichten Rußlands und Englands auf Territorialmacht oder vorherrschenden Einfluß in demjenigen Theile Mittelasiens, durch welchen Alexander zur Eroberung Indiens zog.

Zwischen den kriegerischen Regierungen der Lords Hastings und Amherst einerseits, andererseits Lord Auckland's und Sir Henry Hardinge's, welche nach der Niederlage in Afghanistan die Wiedereinnahme Kabuls und die glücklichen wenngleich schweren Kämpfe in Sinde und im Pendschab erlebten, denen endlich, unter dem jetzigen Generalgouverneur Grafen Dalhousie, der zweite Krieg wider Birma und die Eroberung Pegus gefolgt ist — zwischen diesen theilweise widerwillen kriegerischen Regierungen liegt eine friedliche, jene Lord William Bentinck's. Der Name ist oben schon oft genannt worden. Nach seiner vielbesprochenen, verschieden gedeuteten Thätigkeit in Italien, nach seiner Wirksamkeit gegen Murat, nach seinem Auftreten in Livorno und Genua, wo er im Jahr 1814 die Republik wieder proclamirte und darüber in Widerspruch mit der eigenen Regierung gerieth, war Bentinck in eine andere Sphäre versetzt worden. Eine zeitlang Gouverneur von Madras, würde er im Jahr 1828 Generalgouverneur von Indien. Lord William war kein gewöhnlicher Mann und zeichnete sich hier einen Plan vor, den er mit Energie und Conse-

quenz verfolgte. Seine Aufgabe war die Reform der Verwaltung und die Hebung des Zustandes des eingeborenen Volkes. Wenn er weit zurückgeblieben ist hinter seinem großen Ziel, so hat er doch viel geleistet. Während er in den weiten Besitzungen der Compagnie Ruhe herstellte und den argen Räubereien der heimischen Stämme Einhalt that, hat er an dem Civildienst außerordentlich viel gebessert, auf die Beziehungen der Eingebornen zu den Engländern wohlthätig eingewirkt, die Abschaffung des Witwenverbrennens (Suttih) und des Kindermords theils durchgesetzt theils vorbereitet, zur Kenntniß der innern Zustände Indiens mehr denn ein Anderer beigetragen, die Dampfschiffahrt auf dem Ganges eingeführt, die Ueberlandverbindung zwischen Indien und Europa, die, nach seiner Zeit für alle Beziehungen der beiden Welttheile zueinander so große Wichtigkeit erlangen sollte, zuerst versucht. Lord William Bentinck's friedliche Eroberungen fallen schwerer ins Gewicht als die kriegerischen mancher unter seinen Vorgängern und Nachfolgern.

Unter dieser Verwaltung übernahm Sir Frederick Adam, von Sicilien und Spanien her mit dem Generalgouverneur befreundet, das Gouvernement von Madras. Der allgemeine Charakter der Zeit, wie er eben geschildert worden, schließt von vornherein den Gedanken an große militärische Thätigkeit aus; es handelt sich hier beinahe lediglich um administratives Wirken. Die Ostküste der indischen Halbinsel wurde in diesen Jahren von schweren Leiden heimgesucht. Die entsetzlichste Dürre entvölkerte in den Jahren 1832 — 33 einen großen Theil des Landes. In dem District von Guntur an

der Koromandelküste starben von etwas über 500,000 Einwohnern an 200,000 vor Mangel und an Fiebern, die Folge des Miswachses waren. Kaum solche Provinzen, in denen, wie in Tandschor, ein vielverzweigtes Bewässerungssystem eingeführt war, entgingen ähnlichem Schicksal. Der Gouverneur fand genug zu thun, um auch nur der schlimmsten Noth abzuhelfen, und vermochte selbst dies nicht. Im Bereiche öffentlicher Arbeiten zeigte er sich thätig. Wie auf den Ionischen Inseln kamen auch hier die Straßen in Betracht. Wenn es auf den Inseln Straßen gab, mochten sie auch noch so schlecht sein, so war hier fast Alles neuzuschaffen. Am meisten geschah in dem genannten District von Tandschor, wo großtentheils Pioniere zu den Arbeiten verwandt wurden und bedeutende Dienste leisteten, wenngleich viele der Straßen für Räderfuhrwerk zu steil sind. Was durch Sir Frederick Adam mit großem Eifer betrieben ward, setzten seine Nachfolger Lord Elphinstone und Lord Tweeddale in den Jahren 1836 — 42 fort, indem sie unter andern die wichtige Straße von Madras nach Bangalore in Mysore bauten, welche für die Vermehrung und Erleichterung des Verkehrs im Innern höchst folgenreich gewesen ist und die Ausbeutung der Hülfsquellen des Landes in seinem Interesse wie in dem seiner Gebieter in höherm Maße ermöglicht hat. [10]) Ueber Sir Frederick Adam's Verwaltung in Indien sind verschiedene Stimmen laut geworden, und es hat an Tadel nicht gefehlt. Es hieß er habe das Land zu wenig gekannt und zu wenig Unabhängigkeit bewahrt. Eines und das Andere mag nicht ganz unbegründet sein. Was jedoch den letzten Vorwurf betrifft, so sollte man die aller

Verantwortlichkeit bloßgestellte, dabei aber durch die Beziehungen zum Generalstatthalter und dem obersten Rath in Kalkutta wie zu dem commandirenden General der Präsidentschaft vielfach gehemmte und gefesselte Stellung der Localgouverneure, welche Gegenstand so vielfacher Controverse gewesen ist, nicht außer Acht lassen. Wie einst auf den Jonischen Inseln mit Sir Thomas Maitland, blieb Sir Frederick Adam in Indien mit Lord William Bentinck, seinem vormaligen Chef in Sicilien und Spanien, in freundschaftlichen Verhältnissen.

Es war in Madras, wo Sir Frederick Adam, damals funfzigjährig, die ersten Anwandelungen der Krankheit spürte, welche seinem Leben ein Ende machte. Dies war der Grund, weshalb er, nach fünftehalbjährigem Aufenthalt, seine Entlassung nachsuchte. Sie wurde ihm zu Theil; sein Vetter Lord Elphinstone ward sein Nachfolger. Seine Familie hatte früher schon Madras verlassen und sich in Italien niedergelassen. Im Herbste 1837 kam er nach Rom, wo er bis zum Jahr 1844 die Winter verlebte. Durch den Aufenthalt in gemäßigterm Klima wieder gekräftigt, wünschte er aufs neue in activen Dienst zu treten und bewarb sich darum. Aber bei dem hohen Range den er hatte, und seinen frühern wichtigen Chargen war es schwer ihm eine entsprechende Stellung zu geben. Wo dann eine Gelegenheit sich darbot, traten seine politischen Beziehungen, da er einer whiggischen Familie und Connectionen angehörte, oder die Convenienz Andere zu befördern, hindernd in den Weg. Er ist nicht wieder thätig geworden, und hat, ein kräf-

tiger, arbeitsamer Mann, den Mangel an amtlicher Wirksamkeit sehr empfunden, in einem Alter, wo er noch viele Dienste zu leisten im Stande gewesen wäre. Seine äußerst rasche militärische Laufbahn, die ihn mit 28 Jahren hatte Generalmajor werden lassen, mußte mit dem frühen Stillstand einen um so schärfern Contrast bilden. Das Großkreuz des Bathordens und das Aufsteigen zum Generalsrang (full General), welches im Jahre 1846 stattfand, boten ihm schwerlich Ersatz, besonders dann nicht als die englischen Heere in Indien vollauf Beschäftigung fanden, als die Verhältnisse in Canada ernsterer Natur wurden, als manche Militärgouverneurposten von neuem größere Wichtigkeit erlangten.

Im Jahre 1844, nach dem Tode seiner zweiten Gattin, verließ er Rom und lebte seitdem theils in England, wo er im Park von Richmond eine reizende Cottage besaß, theils in Florenz, zuletzt, nach dritter Heirath, meist zu La Malgue bei Toulon an der Küste der Provence. Wenn die Umstände es gestatteten, pflegte er sich im Juni zu dem Waterloo-Dinner in Apsley-House einzufinden; aber er hat es mehr denn einmal geschildert, wie diese Bankette von Jahr zu Jahr trauriger wurden, wie die Ueberlebenden von Jahr zu Jahr die steigende Zahl der Heimgegangenen zählten und ein lebendiges Todtenregister vor ihren Augen hatten, bis der „old Duke“ selber die lange Reihe der ihm vorausgezogenen Waffengefährten schloß, denen jetzt der Marquis von Anglesey, einer der glorreichen Helden des Tages, hochbetagt nachgefolgt ist. Im Frühling 1853 war er noch einmal in Italien, seit dem Herbste des vorigen Jahres durch die Geburt eines Sohnes erfreut, seines

einzigen Erben. Im August auf Besuch bei seinem Bruder, dem Viceadmiral Sir Charles, welcher sein letztes Seecommando mit der Stelle eines der Lords der Admiralität, diese mit dem Posten als Gouverneur von Greenwich vertauscht hatte, erlag er, plötzlich und unerwartet, einem apoplektischen Anfall am 17. August gedachten Jahres.

Sir Frederick Adam war eine Natur von eigenthümlich glücklicher Begabung. Ohne von vornherein ungewöhnliche Verstandestiefe oder umfassende Combinationsgabe zu besitzen, ohne, bei seinem sehr frühzeitigen Eintritt in den Kriegsdienst, durch Studien der Jugend diejenige gelehrte Grundlage genommen zu haben, welche man bei Engländern in höhern Ständen und Stellungen so oft findet und welche ihnen fürs Leben aushält, war doch, durch die bedeutenden Verhältnisse, in die er schon in jungen Jahren trat, durch die große und vielseitige Thätigkeit, in welcher er, erst im militärischen, dann im administrativen Leben, so lange Zeit hindurch blieb, durch die gewaltigen Ereignisse, welche er von 1798 — 1815 an sich vorüber gehen sah, durch den Eifer, womit er den literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen mehrer Länder und Richtungen unablässig folgte, sein Blick geschärft, seine Erfahrung gereift, sein Geist ungewöhnlich gebildet, und, was vor allem hoch anzuschlagen, ein Gleichgewicht bei ihm gewonnen, das wol durch die tiefliegende Heftigkeit seines Charakters auf Augenblicke beeinträchtigt werden konnte, das er aber bald und vollständig wiedergewann. Dies innere Gleichgewicht, das sich in der äußern Erscheinung aussprach, war gemehrt und befestigt durch den sittlichen Grundton seines ganzen We-

sens, durch seltenes Wohlwollen, durch Milde und Billigkeit des Unheils, durch gerechten und menschenfreundlichen Sinn. Unablässig thätig und unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflichten, machte er an Andere gleiche Anfoderungen; im Militärdienste sehr streng, soll er bei den Soldaten nicht beliebt gewesen sein. Im Privatleben war es schwer sich davon einen Begriff zu machen. Es gab keine gewinnendere Persönlichkeit. Bis in seine letzten Tage ein schöner Mann, mit regelmäßigen Zügen, hoher freier Stirn, blauem Auge, dessen Ausdruck ein vorherrschend milder war, frühe schon schneeweißem Haar, mit dem anmuthigsten Lächeln, nahm er im ersten Moment schon Alles für sich ein. Seine äußere Erscheinung war gehoben durch die größte Leutseligkeit, durch das freundlichste Entgegenkommen, durch die liebenswürdigste Heiterkeit im Umgang, durch vertrauengewinnende Einfachheit, und das was in England den vollkommenen Gentleman charakterisirt. Er war freigebig, wohlthätig, gastfrei, splendid, selbst über seine Mittel hinaus, die in spätern Jahren sehr geschmälert waren, da er seine hohen Stellungen nicht benutzt hatte, Vermögen zu sammeln. In Rom versammelte er stets einen großen Kreis von Landsleuten und Ausländern um sich, und alle ausgezeichneten Engländer, welche die Weltstadt besuchten, waren bei ihm zu finden. An seinem Vaterlande und seinen Angehörigen hängend, hatte er doch, durch langjährigen Aufenthalt in fremden Ländern und zahreiche vertraute Beziehungen, das Gute an andern Nationen kennengelernt und wußte es bei seiner warmen Empfänglichkeit nach Verdienst zu schätzen. In Italien namentlich und in Griechenland war er ganz einheimisch, und wie Wenige

mit dem Volkscharakter vertraut geworden. Sir Frederick Adam war ein Beispiel, wie unter glücklichen äußern Verhältnissen ein gesunder und sittlicher Charakter, auch ohne ungewöhnlich glänzende Geistesgaben, sich zu schöner, nach allen Seiten hin wohlthuender Reife entwickelt, und wie ein reiches thätiges Leben, unter dem unmittelbaren Eindruck großer welthistorischer Ereignisse, in der Jugend nicht gehemmt noch verkümmert durch kleinliche Hindernisse, zu jenem Gleichmaß der Eigenschaften führt, von dem man oft geglaubt hat, daß es schwer sei, es inmitten aufregender Thätigkeit zu erlangen oder zu bewahren, dessen wahrer Prüfstein aber eine mächtige Alles in Anspruch nehmende und beherrschende Gegenwart ist.

Florenz, im Mai 1854.

Anmerkungen.

1) Lord John Russell, Memorials and correspondence of Charles James Fox (London 1853), II, 31 fg.

2) J. G. Lockhart, Memoirs of the life of Sir Walter Scott (III, 20. Januar 1826). Die den Lord Chief-Commissioner und seine Familie betreffenden Stellen passim in gedachtem Buche.

3) Adam's Brigade bei Waterloo bestand aus dem 52., 71. und 95. Infanterieregiment und gehörte zu Generallieutenant Clinton's Division. Ueber seinen glorreichen Antheil am Siege vgl. die Militärschriftsteller über die Schlacht von Waterloo. Auch Alison's „History of Europe", X, 920—928 (2. Aufl.). Es war der furchtbarste und heißeste Moment der Schlacht, in welchem Sir Frederick Adam die Kaisergarde angriff und, nachdem die mittlere Garde zurückgeschlagen war, an der Spitze der Infanterie die Linie der Grenadiere brach, von welcher Vivian's Cavalerie, obgleich

sie die französischen Kürassiere geworfen und 24 Stück Geschütz genommen, soeben abgeprallt war. Es war der Moment des „Tout est perdu — la garde est repoussée!“ Adam's Geschütz that Wunder — „Adam's artillery-men, who worked their guns with extraordinary rapidity, firing grape and canister within fifty paces on their flank, at length staggered the intrepid columns, which gave ground, and began to recoil down the slope.“

4) P. A. Paravia, Memorie veneziane di letteratura e di storia (Turin 1850), S. 297 fg. — H. Stieglitz, Istrien und Dalmatien (Stuttgart u. Tübingen 1845), S. 136.

5) Della vita di Mario Pieri Corcirese (Florenz 1850), II, 351. — Denkschrift Andreas Mustoxidis', des Freundes Monti's und Uebersetzers des Herodot.

6) Détails sur Corfou, par le Baron Théotoky (Korfu 1826).

7) Ch. J. Napier, The Colonies, treating of their value generally, of the Ionian Islands in particular (London 1833), dritter Abschnitt.

8) William Napier, History of the war in the Peninsula and in the South of France from 1807 to 1814. — Die Gesinnung gegen Sir Frederick Adam charakterisirt die Stelle, wo es bei der Schilderung des Gefechts von Ordal heißt: „But whoever relies on the capacity of Sir Frederick Adam either in peace or war will be disappointed.“

9) K. v. Hügel, Das Kabulbecken und die Gebirge zwischen dem Hindu-Kosh und der Sudlej (Wien 1850), S. 13. — K. F. Neumann, Das Trauerspiel in Afghanistan, „Historisches Taschenbuch“, Jahrgang 1848, S. 453 fg., 489 fg.

10) First Report of the Commissioners appointed to inquire into and report upon the system of superintending public works in the Madras Presidency (Madras 1852). — Vgl. „Edinburgh review“, 1854, CCI, 130 fg.

England

im Jahrzehnd 1830 bis 1840.

Von

Adolf Schmidt.

Inhalt.

Die folgende Darstellung hat nicht den Zweck, aus den Schachten der Archive dem Leser neue Stoffe zuzuführen; sie will nur schon Bekanntes oder auch schon Vergessenes zu einer möglichst klaren Umschau gliedern. Gleichzeitige Berichte, zusammenhängende und periodische, dienen ihr zur Grundlage. Gangbare Irrthümer hat sie in Menge berichtigt; von allen frei zu sein, darf sie sich nicht vermessen.

I. Die Reformbewegungen.

1. Einleitung; Kräfte und Parteien.

Im Bereiche der constitutionellen Westschicht Europas zeigte sich England beim Beginn der Dreißiger Jahre am weitesten vorangeschritten. Geschichtlich wie geographisch bildete es die Uebergangsstufe zu Nordamerika, den Punkt, wo alle Entwickelungen der Alten Welt sich zusammenfaßten und die der Neuen ihren Ausgang nahmen. Es war das Vorbild der constitutionellen Gestaltungen in Europa, wie die Wiege der republikanischen in Amerika. Es hielt die Mitte zwischen der demokratischen Richtung der Vereinigten Staaten und der oligarchischen in Frankreich. Ohne der Monarchie zu entsagen, gewährte es den Anblick einer Republik in der Form einer aristokratisch-parlamentarischen Regierung. Nicht von dem Königthum, sondern von den Mehrheiten im Parlament gingen die eigentlichen Entscheidungen aus. Die oceanische Lage hatte, wie die nationale Selbständigkeit, so auch die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit der Entwickelung begünstigt. Daher das thatkräftige Selbstgefühl des Engländers; in jedem Einzelnen pulsirte das Ganze.

Daher aber auch das Phlegma und der Comfort, der Gleichmuth gegen das Fremde und das Behagen an Eigenheiten, selbst wo diese nicht sowol in Freiheiten als in Wunderlichkeiten bestanden. Nicht selten zeigte sich der englische Charakter ebenso conservativ in kleinen Dingen als liberal in großen. Die Achtung, die sich im Allgemeinen ihm zugewandt, galt seiner männlichen Energie, seinem einheitlichen Wollen und Handeln, seinem praktischen Geschick.

Mit Staunen und selbst mit Bewunderung blickte man in Europa den Bau des britischen Gemeinwesens an. Ein wundersames Gebilde, und doch nicht sowol künstlich zusammengesetzt, als natürlich zur Einheit verwachsen; ein modernisirtes Mittelalter, ein Mikrokosmos der Vergangenheit und Gegenwart. Die Freiheitsentwickelung war hier nicht, wie in Amerika, ein Geflecht, das auf der Ebene sich dahinrankt, sondern ein gothischer Riesenbau, der pyramidalartig in die Höhe strebt, mit aristokratischen Abstufungen aller Art, mit reichen Ueberbleibseln uralter Besonderheiten, mit zahllosen Schnörkeln verwitterter Gebräuche und dem Behänge eines herkömmlichen steifen Ceremoniels. Das Ganze trug und durchwehte noch immer der ständische Geist der altsächsischen Verfassung. Aber im Ringen des Entwickelungstriebes mit der Zähigkeit des Alters hatte der neuere Zeitgeist die ererbten Bildungen schon mannichfach durchbrochen, umgestaltet und verjüngt. Dieser Proceß, obwol ein sehr langsamer, ist doch seit einer Reihe von Jahrzehnden ein durchaus stetiger geblieben. Denn, wie stark auch in England die Elemente des Widerstandes sind, ein staatliches Element der Reaction gibt es nicht mehr. Gegen

Neuerungen sträubt man sich bis auf das Aeußerste; aber sobald sie einmal zum Gesetz geworden, trachtet man nicht wieder darnach, sie rückgängig zu machen. Auch hat meist sogar der hartnäckigste Widerstand seine Grenze in sich selbst gefunden, d. h. in der schließlichen Einsicht von der Unvermeidlichkeit der Reform. Alle Fortschritte in der neuern Zeit kamen dergestalt durch rechtzeitige Nachgiebigkeit im entscheidenden Augenblick zu Stande, durch friedliche Vergleiche unter den herrschenden Parteien, den Tories und den Whigs, zwischen denen das Königthum nur die Wage hielt, nur die Rolle des Vermittlers spielte.

Erblich war diese Weisheit keineswegs. Unter den Stuarts hatten nur Gelüste des Rückschritts und der Unumschränktheit geblüht und im 17. Jahrhundert eine Umwälzung erzeugt, die im folgenden der amerikanischen und der französischen zum Leitstern diente. Noch unter Georg III. (1760—1820) hatten sie von neuem ihr Haupt erhoben, und indem sie darauf ausgingen, durch Bestechung und Entsittlichung die Gewalt des Parlaments und die Erinnerungen der heimischen Revolution bis auf die letzte Spur zu vertilgen, wurden sie sogar der unmittelbare Anstoß zu jenen revolutionären Schwingungen, die in der Neuen Welt nach und nach von einem Ende bis zum andern die Republik zur Herrschaft brachten, und die seitdem nicht aufgehört haben, auch die Alte Welt zu durchzittern, deren trägere Masse elektrisch aufzurütteln. Für England selbst aber wurde dieser letzte Versuch der Reaction, indem er gänzlich scheiterte, der Ausgangspunkt jenes elastischen und harmonischen Processes, der die letzten Jahrzehnde bezeichnet.

Aus dem damaligen Siege derjenigen Partei, die an den Rechten des Landes und des Parlaments festhielt, hat die neuere Parteistellung der Whigs und der Tories sich entwickelt. Die lange Regierung Georg's III., unter dem ausschließlich Tories das Ruder führten, war die eigentliche Schule der Whigs gewesen. Ohne Einfluß und im Parlament noch äußerst schwach, traten sie, wie jede unterdrückte Minderheit oder jede sich emporringende Partei, in ihren Regungen und Aeußerungen nur desto kühner auf. Mit Entschlossenheit und Ungestüm ging ihnen in dem Kampfe gegen die despotische Willkür der Verfasser von Junius' Briefen voran. Seine Lehren und Ansichten wurden das Glaubensbekenntniß des damaligen Whigismus und die Hebel, die diesen zu seiner gegenwärtigen Herrschaft erhoben. Deshalb sind sie noch heute von einer Bedeutung, welche die Geschichtschreibung nicht übersehen darf.

Junius mahnte vor allem das Volk, sich kein Stückchen der Verfassung, und namentlich weder die Schwurgerichte noch die Preßfreiheit wieder entreißen zu lassen. „Niemals", rief er seinen Landsleuten zu, „lasset einen Angriff auf eure Verfassung durchgehen, wie gering auch der Fall euch scheinen möge, ohne entschlossenen und beharrlichen Widerstand zu leisten. Denn Ein Vorgang erzeugt den andern; sie häufen sich schnell und werden zur Regel, zum Gesetz. Was gestern noch Factum war, ist heute Doctrin. Beispiele gelten für Rechtfertigung der gefährlichsten Maßregeln. Seid versichert, daß die Gesetze, die uns und unsere Rechte schützen, aus der Constitution entspringen und mit ihr stehen oder fallen müssen. Lasset es in eure Seelen geschrieben sein und

prägt es euern Kindern ein, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte ist, und daß das Recht der Schwurgerichte, in allen denkbaren Fällen einen Ausspruch über Schuld oder Unschuld zu thun, einen wesentlichen Theil eurer Verfassung bildet, der weder beaufsichtigt, noch beschränkt, noch durch die Gesetzgeber in irgend einer Art in Frage gestellt werden darf. König, Lords und Gemeine sind nur die Beauftragten, nicht die Eigenthümer des Staats; das Lehen ist unser. Ihr werdet es der Willkür von 700 Personen, die im öffentlichen Solde der Krone stehen, nicht überlassen, ob sieben Millionen Ihresgleichen freie Männer sein sollen oder Sklaven." Wie schamlos damals die Corruption in und außer dem Parlament betrieben wurde, ist weltbekannt. Der deutsche Philosoph Kant, der wärmste Fürsprecher republikanischer Grundsätze und Einrichtungen, nahm daraus Anlaß, in seinen Werken wiederholt und mit sittlichem Unmuth zu behaupten: der Constitutionalismus in England sei Trug und Schein, im Grunde herrsche mittels der Bestechung die vollkommenste Despotie. Ein englischer Abgeordneter, den die Wähler wegen seiner Abstimmungen zur Rede stellten, scheute sich nicht, zu erwidern: „Ich habe euch gekauft und, verdamm' mich Gott, ich will euch wieder verkaufen." Sheridan aber witzelte spöttisch: „Ich bin für allgemeines Stimmrecht; denn ich finde es billig, daß jeder Bürger eine Stimme zu verkaufen habe."

Wie man whigistischer Seits dazumal das Volk als die Quelle der Gewalt und den König nur als den „obersten Beamten" ansah, so schonte man auch selbst die Person des Letztern nicht, und machte eben hierbei

die kühnste Anwendung von der Preßfreiheit. „Wenn es wirklich“, erklärte Junius, „ein Theil unserer Constitution und nicht eine bloße Redensart des Gesetzes ist, daß der König kein Unrecht begehen kann: so ist das nicht der einzige Punkt in der weisesten aller menschlichen Verfassungen, wo die Theorie mit der Praxis im Widerspruche steht.“ „Denn haben wir nicht gesehen“, redete er den König an, „wie Sie mit einer Civilliste, die kein Fürst in Europa aufbringt, zu so gemeinen, schmutzigen Verlegenheiten heruntergekommen sind, die jeden Andern ins Gefängniß gebracht hätten? Sind Sie mit der größten Land- und Seemacht in der bekannten Welt nicht von fremden Völkern wiederholt beleidigt worden? Ist es nicht allbekannt, daß die ungeheuern Einkünfte, die man von der Arbeit und dem Gewerbfleiß Ihrer Unterthanen erpreßt und Ihnen gibt, um sie zu Ehren des Königs und der Nation auszugeben, nur zur Bestechung der Volksvertreter verschwendet werden? Sie sind ein Prinz aus dem Hause Hannover und schließen alle leitenden Whigfamilien von Ihrem Rathe aus? Sie behaupten nach den Gesetzen zu regieren, und stimmt es mit dieser Behauptung, daß Sie Ihr Vertrauen und Ihre Zuneigung nur Männern zuwenden, welche in unserm Lande durch eine erbliche Vorliebe für hochfahrende und willkürliche Regierungsgrundsätze bekannt sind? Sie haben keine andern Feinde, Sire, als die, von denen Sie sich überreden lassen, eine Gewalt ohne Recht zu erstreben, und die aus Schmeichelei Ihnen sagen, der Charakter des Königs hebe die natürliche Verbindung von Schuld und Strafe auf.“ Ja, er wagte es, mit dem Schicksale Karl's I. zu drohen: „Hätte es keine

Sternkammer gegeben, es wäre keine Empörung gegen Karl I. ausgebrochen. Ich bin kein Freund der Lehre von den Präcedenzien ohne Recht; dennoch sagen uns die Rechtsgelehrten oft: was irgend einmal gethan sei, das könne gesetzlich auch noch einmal geschehen." Er lehrte endlich, unter welchen Umständen der Gehorsam der Bürger eine Grenze finden, Verzweiflung eintreten und der Widerstand gegen die Regierung unvermeidlich werden müsse: „Solange nach außen die Nationalehre entschlossen aufrechterhalten und nach innen die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt wird, solange wird der Gehorsam des Bürgers willig, freudig und unbegrenzt sein." Aber „Vorurtheile und Leidenschaften haben diese Ergebenheit bisweilen zu einem verbrecherischen Grade gesteigert. Wenn wir die Geschichte eines freien Volks lesen, dessen Rechte verletzt worden sind, so fassen wir schon ein Interesse für dessen Sache. Unser Gefühl sagt uns, wie lange die Bürger sich unterwerfen durften, und von welchem Augenblick an es Verrath an ihnen selber gewesen wäre, keinen Widerstand zu leisten. Wie viel stärker muß unser Unwille sein, wenn wir diesen verhängnißvollen Fall an uns selbst erfahren! Das Verderben oder die Blüte eines Volkes hängt so sehr von seiner Regierung ab, daß wir, um die Verdienste eines Ministeriums kennenzulernen, nur den Zustand des Volkes zu beobachten brauchen. Wenn wir einen allgemeinen Geist des Mistrauens und der Unzufriedenheit, einen schnellen Verfall des Handels, Parteiung in allen Theilen des Reichs und einen gänzlichen Verlust der Achtung in den Augen fremder Mächte entdecken: so können wir ohne Zögern aussprechen, daß die Regierung

dieses Landes schwach, kopflos und verderbt sei. In allen Ländern ist die Masse bis auf einen gewissen Punkt geduldig. Mishandlung mag ihren Unwillen aufstacheln und sie in Excesse stürzen; aber der ursprüngliche Fehler liegt immer in der Regierung. Nicht die Krankheit, sondern der Arzt, nicht ein zufälliges Zusammentreffen unglücklicher Umstände, sondern einzig die verderbliche Hand der Regierung kann ein ganzes Volk zur Verzweiflung bringen."

Das also waren die Grundsätze der Whigs unter Georg III., zur Zeit ihrer Ohnmacht. Erst mit der Canning'schen Verwaltung, unter Georg IV., seit 1822, gelang es ihnen, einen wesentlichen Einfluß zu gewinnen und allmälig die Gewalt mit den Tories dergestalt zu theilen, daß torystische und whigistische Ministerien in regelmäßigem Wechsel einander ablösten. Mit Wilhelm's IV. Thronbesteigung (im Juni 1830) ging der Dauer nach das Uebergewicht so entschieden auf die Whigs über, daß diese seitdem im Durchschnitt auf je vier Jahre das Heft der Regierung drei Jahre hindurch in Händen haben. Es ist nun aber eine gewöhnliche Erfahrung, daß unterdrückte Parteien, sobald sie zur Herrschaft gelangen, und herrschende, sobald sie die Herrschaft verlieren, ihre Grundsätze und Aeußerungen wesentlich herabstimmen, von ihrer frühern Entschiedenheit ablassen, die Kühnheit durch Vorsicht und Mäßigung ersetzen. Also erging es auch seit jenem Parteiumschwunge den Whigs und den Tories. Der gesunkene Torysmus zeigte sich nicht mehr reactionär, sondern nur noch conservativ; der erhöhte Wigismus nicht mehr revolutionär, sondern nur noch als Anhänger einer theilweisen und bedächtigen

Reform. Auf dieser Linie war eine thatsächliche Annäherung möglich; und so konnte es geschehen, daß die whigistischen Reformpläne oftmals im äußersten Augenblicke durch torystische Ministerien ihre Lösung fanden.

Der principielle Gegensatz blieb aber bestehen. Die torystisch-conservative Richtung, vorzugsweise im Oberhaus vertreten, betrachtete nach wie vor den Whigismus als ein verneinendes, zerstörendes Element; klagte ihn an: er beabsichtige die britische Verfassung zu stürzen und die amerikanische einzuführen; sympathisirte mit dem legitimen Princip und der Heiligen Allianz; schwärmte hin und wieder für Don Carlos und Dom Miguel; hielt auf das zäheste am Althergebrachten fest, und sprach es unverholen als ihren Grundsatz aus: Nicht das Geringste müsse bewilligt werden, weil jede Bewilligung nur immer neue Foderungen erzeuge, und demnach schließlich der allgemeine Untergang nicht ausbleiben könne. So wurde das Oberhaus ein Hemmschuh freier Entwickelung; manche wichtige Verbesserungen scheiterten theils ganz an dem Widerspruche der Lords, oder kamen nur verstümmelt zur Annahme, oder gingen erst nach dem mühsamsten Ringen und dem hartnäckigsten Sträuben durch. Hatte man sich aber einmal toyristischerseits im Drange der Noth zu Neuerungen entschließen müssen, dann überwog die Achtung vor der Heiligkeit des Gesetzes jede andere Neigung und Regung, dann blieb auch für derartige Vergleiche der innern Politik der Ausspruch Wellington's maßgebend: „Es sei Pflicht, alle Verträge einzuhalten, auch wenn man sie ursprünglich nicht gebilligt."

Der Antagonismus der beiden leitenden Parteien war in Sir Robert Peel und Lord John Russell verkörpert. Nur schien es, als hätten diese ihre natürlichen Rollen gewechselt; ein Bürgerlicher war Haupt der Tories, ein Hochgeborener das Haupt der Whigs. Russell, der zweite Sohn des Herzogs von Bedford, in keiner Weise imponirend, klein von Statur, aber von klugem Aussehen, war in der That die Seele des Whigismus und der gesammten Reformbewegung. Grey, Melbourne und andere hervorragende Persönlichkeiten vor, neben und hinter ihm bildeten doch eigentlich nur die Staffage oder hatten, wie Palmerston, ihre Talente andern Gebieten als dem der innern Politik ausschließlich zugewandt. Russell's Natur war eine unermüdliche, aber mehr zäh als kraftvoll. Seine Siege verdankte er minder der Entschlossenheit als der Ausdauer; er verstand es besser, zu laviren und abzuwarten, als anzutreiben und durchzugreifen. Gern darauf bedacht, es möglichst Vielen recht zu machen, lief er nicht selten Gefahr, es mit Allen zu verderben. Der Schwerpunkt seines Wirkens lag nicht sowol in ihm selber, als in den Meinungen, die er vertrat. Daher war Russell stets nur dann eine Macht, wenn er die Mehrheit hinter sich hatte. Anders Peel, der seine Stärke nicht aus seiner Partei, sondern aus sich entnahm und an der Spitze der kleinsten Minderheit eine Größe blieb.

Peel war schon äußerlich eine stattliche Erscheinung, von hohem Wuchs und ausdrucksvollem Gesicht. Sohn eines reichen Baumwollenspinners, hatte er sich durch seine eminenten Fähigkeiten in die höchsten Regionen der Aristokratie emporgeschwungen, bis er endlich, als Held

des Geistes und der Rede, auf gleichem Niveau mit Wellington, dem Helden des Schwertes und der Thaten, stand. Sie beide bildeten die Brennpunkte der torystisch-conservativen Kreise; aber für die Geburten derselben war Wellington nur der unentbehrliche Name, Peel dagegen der unentbehrliche Kopf. Dennoch war Peel nichts weniger als originell. Er war ein Genie der Thatkraft, nicht der Erfindung. Niemand war von Natur allem Neuen so feind wie er, und doch Niemand so befähigt, es durchzuführen. Aus dem Volke hervorgegangen, hatte Peel für seine Laufbahn und sein Wirken dennoch das Motto gewählt: „Wir sollen den Nutzen und keineswegs den Willen des Volks vor Augen haben.“ Allein als der höchste „Nutzen“ des Volks erschien ihm der innere Friede; diesem war er daher bereit, die größten Opfer zu bringen. Die Sicherheit des Vaterlandes ging ihm über das Interesse der Partei; um drohende Gefahren von ihm abzuwenden, stand er nicht an, Unvermeidlichem sich zu fügen, Vorurtheile zurückzuziehen und lange Bekämpftes plötzlich zu befürworten. Als eine Hauptbedingung des innern Friedens galt ihm die Heilighaltung der Gesetze, die Achtung vor den Aussprüchen des Parlaments, auch wenn sie der eigenen Ueberzeugung zuwider seien. In seinen wie in Wellington's Augen erschien anfänglich die politische Reform im whigistischen Sinne als völlig unverträglich mit einer regelmäßigen Regierung, als eine Neuerung, wodurch man aus der gemischten Verfassung in eine ungemäßigte Demokratie gerathe. Dennoch war sie ihm, wie Jenem, von dem Momente an, da sie Gesetz geworden, ein unverletzlicher Vertrag oder — wie er im Manifest von Tamworth er-

klärte — eine „unwiderrufliche Entscheidung", deren Absichten er als Minister auszuführen verpflichtet sei, obwol er sie ursprünglich nicht gebilligt.

Der aus ständischen Elementen erwachsene Gegensatz der Tories und der Whigs, den die Reformbewegung in den Gegensatz der Conservativen und Reformer umbildete, absorbirte das politische Parteiwesen nicht ganz. Ihm zur Seite entwickelte sich, von jeglichem Standes- oder Sonderinteresse absehend, der politische Radicalismus. Seine Anfänge datirten aus der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes; aus den Sympathien für denselben und für die Französische Revolution sog er seine erste Nahrung; seine Sehnsucht galt der amerikanischen Freiheit und Gleichberechtigung; sein Ziel war die Demokratisirung der englischen Verfassung in wesentlicher Analogie zu den Vereinigten Staaten. In den Zwanziger Jahren foderte das Glaubensbekenntniß des Radicalismus: Abschaffung des Oberhauses, mindestens aber allgemeines Wahlrecht für das Unterhaus, geheime Abstimmung und jährliche Parlamente, statt der gesetzlich zulässigen siebenjährigen Dauer. Das sollten die Grundlagen zu weitern Umgestaltungen sein. Im Parlamente bildeten die radicalen Mitglieder ein sehr kleines Häuflein. Diese geringe Zahl und die natürliche Verwandtschaft aller progressiven Bestrebungen bewog sie, sich vor der Hand an die Whigpartei anzulehnen und dieselbe in ihren Reformplänen auf das eifrigste zu unterstützen. Der Boden der Gemeinschaft wurde aber bald genug der Grund einer desto schärfern Sonderung. Denn die Reformbewegung im whigistischen Sinne vermochte ebenso wenig die radicale Partei wie die torystisch-conservative

zu befriedigen. Ueberschauen wir die Gebiete und die Linien dieser Bewegung.

2. Kirche und Schule.

Der vollen Entwickelung religiöser Freiheit trat in England ein principielles Hinderniß entgegen: Kirche und Staat waren nicht getrennt. Man erkannte eine herrschende Kirche, eine Staatsreligion an, deren Obergewalt mit der weltlichen Macht der Krone vereinigt war. Der Inhaber des Thrones mußte mithin, gleichwie die höhern Staatsbeamten, ihr angehören. Ihre Würdenträger, die Erzbischöfe und Bischöfe der Hochkirche, waren unter den Geistlichen aller Bekenntnisse die einzigen, die als solche politische Rechte, Sitz und Stimme im Oberhause hatten. Und doch war nach der Menge der Bekenner die Hochkirche nur im eigentlichen England überwiegend, in Schottland dagegen die presbyterianische, in Irland die katholische. Um diese drei Hauptkreise des kirchlichen Lebens gruppirten sich die mehr oder minder zahlreichen Scharen der Independenten und Methodisten, der Unitarier und Socinianer, der Mennoniten und Wiedertäufer, der Herrnhuter und Quäker, die Irvingianer und viele andere, im Ganzen gegen 40 christliche Sekten; außerdem die allerdings mäßige Zahl der Juden. Zwar hatte schon die Toleranzacte vom Jahre 1689 Andersgläubigen freie Religionsübung zugesichert; doch brach das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts herein, ehe man sich über den Grundsatz der bloßen Duldung hinauswagte und die Wege betrat, die von daher zu dem Ziele der Parität, der Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse auslaufen. Dieses Ziel konnte aber

ohne die Trennung von Kirche und Staat nimmer völlig erreicht werden; denn mit der Parität kann so wenig die Suprematie, wie mit der Suprematie die Parität bestehen.

An einem Punkte waren die Schranken der bürgerlichen und politischen Gleichstellung der Religionsparteien durch die Gewalt der Thatsachen schon frühzeitig und gleichsam vorbildlich durchbrochen worden. Damit meinen wir nicht jene Anbequemung der Dissenters, vermöge deren sie durch „zeitweisen Anschluß" an die herrschende Kirche thatsächlich in die Aemter eindrangen; sondern vielmehr die unmittelbare Erhebung der presbyterianischen Kirche in Schottland zu dem politischen Niveau der anglikanischen. Jene wich von dieser nicht sowol in der Lehre ab, als darin daß sie eben die Suprematie verneinte und die Hierarchie durch ein demokratisches Kirchenregiment ersetzte. Dem hatte die Krone nicht wehren können und die natürliche Folge war, daß seiner Zeit das selbständige schottische Parlament ganz aus Presbyterianern bestand. Als nun im Jahre 1707 die Vereinigung der beiden Königreiche, die Verschmelzung des schottischen mit dem englischen Parlamente in Ausführung kam, stellte es sich als eine unumgängliche Nothwendigkeit heraus, daß nicht nur jenes demokratische Kirchenregiment neuerdings sichergestellt, sondern auch die Berechtigung der schottischen Presbyterianer, im britischen Parlement neben den Bekennern der Hochkirche zu sitzen, anerkannt werden mußte. Und dies geschah denn auch ausdrücklich in der Unionsacte. Anders verhielt es sich dagegen mit den Katholiken Irlands. Diese, weil sie schon zu dem altirischen Parlament keinen Zutritt gehabt, wurden auch

durch die Union desselben mit dem britischen im Jahre 1800 nicht in das letztere hinübergeführt; Irland durfte nach wie vor nur Anhänger der Hochkirche abordnen. In der gleichen Lage befanden sich, noch im ersten Viertel unsers Jahrhunderts, die Dissenters.

Die freiwilligen Fortschritte Englands auf dem Gebiete der religiösen Verhältnisse begannen erst mit dem Ausgang des dritten Jahrzehnds. Die Bewegung wurde aber fort und fort gelähmt durch jene Unvereinbarkeit voller Religionsfreiheit und kirchlicher Staatsgewalt. Zwei Neuerungen traten noch unter Georg IV. ins Leben; sie erweiterten die Rechte der Katholiken und der Dissenters. Die Emancipation der Katholiken im Jahre 1829, durch O'Connell's Agitation und thatsächliche Erwählung zum Mitgliede des Unterhauses veranlaßt, durch ein Whigministerium eingeleitet und durch das Toryministerium Wellington-Peel durchgeführt, gewährte zwar so viel Rechtsgleichheit, daß die Katholiken nunmehr ins Parlament gewählt werden konnten, aber keineswegs eine vollständige Parität. Den katholischen Geistlichen blieb in beiden Häusern der Eintritt versagt, die Ausübung des Patronatsrechtes und die Bekleidung höherer Staatsämter allen Katholiken verwehrt. Ebenso durften zwar, gemäß der theilweisen Aufhebung der Test- und der Corporationsacte im Jahre 1828, auf Russell's Antrag, auch die Dissenters unter jenen Restrictionen fortan an der Gesetzgebung theilnehmen; aber der Zutritt zu den Landesuniversitäten, mit Ausnahme der freien londoner, blieb ihnen verschlossen, und der Staatskirche mußten sie nach wie vor, ja länger als die Katholiken, unmittelbare Steuern zahlen.

Denn eines der Grundübel und das schreiendste Unrecht in Irland bestand darin, daß die aus ihrem alten Kirchengut verdrängte katholische Bevölkerung von 6½ Millionen Seelen für die reichere Minderheit von 852,000 hochkirchlichen Protestanten, denen an Zahl die irischen Presbyterianer — 650,000 — fast gleichkamen, eine privilegirte und üppig ausgestattete Kirche mit dem Schweiße ihrer Armuth zu erhalten und zu ernähren verpflichtet sein sollte. Hiegegen wandte sich zum Theil unter Wilhelm IV. die irische Kirchenreformbill des Ministeriums Grey vom Jahre 1833. Sie beseitigte wenigstens diejenige Kirchensteuer, welche die irischen Katholiken bis dahin für Bau und Unterhaltung protestantischer Kirchen hatten entrichten müssen; die strotzenden Einkünfte der anglicanischen Pfründen, die zahllosen anglikanischen Bisthümer und Kirchen, deren Gemeinden oft nur aus wenigen Personen bestanden, wurden einigermaßen vermindert. Noch drückender indessen war der Kirchenzehnt, den die irischen Katholiken ohne Unterschied den Geistlichen der Hochkirche zu erlegen hatten, und den sie unter den Einwirkungen der O'Connell'schen Agitation offen zu verweigern begannen. „Es sei ebenso wenig Einer verpflichtet", behauptete O'Connell, „für die geistlichen Bedürfnisse eines Andern Geld herzugeben, wie dessen Apothekerrechnung zu bezahlen." Vergebens jedoch wurde 1834 die irische Zehntbill eingebracht, ungeachtet diese das Uebel nicht in seiner Wurzel angriff; denn weit entfernt, die ungerechte Leistung ohne alle Entschädigung aufzuheben, bezweckte sie nur den Zehnten in eine Geldabgabe zu verwandeln, die nicht den Pächtern, sondern den zum größten Theil allerdings pro=

testantischen Grundeigenthümern zur Last fallen sollte. Die Absicht scheiterte vorzugsweise an der sogenannten Appropriationsclausel oder der Bestimmung, daß die Ueberschüsse des Kirchenvermögens zu gemeinnützigen Zwecken, namentlich auf das Schulwesen zu verwenden seien; denn das erschien der Hochkirche als ein Raub. Seitdem wurde die Frage alljährlich von neuem angeregt. Der Russell'sche Entwurf vom 1. Mai 1837 wollte noch 30 Procent ganz erlassen, 60 den protestantischen Geistlichen erhalten, und 10 für Schulen jedes Bekenntnisses verwenden. Aber erst nach der Thronbesteigung der Königin Victoria kam es zu einem Resultate. Es war der fünfte Entwurf, der im August 1838 durchgesetzt wurde; nicht ohne Verstümmelung und nur mit gänzlicher Aufopferung der Appropriationsclausel; dergestalt, daß der neue Grundzins statt der beantragten 30 blos 25 Procent des alten Zehnten nachließ und die übrigen 75 ausschließlich der Geistlichkeit sicherstellte. Die Katholiken wurden hierdurch meist nur scheinbar erleichtert, denn die protestantischen Grundeigenthümer suchten nunmehr ihre Auslagen begreiflicherweise durch Erhöhung der Pachten wieder einzubringen. Das Uebel war mehr nur angerührt und umgeformt, als wahrhaft beseitigt.

Im eigentlichen England führte zwar die englische Zehntbill, oder die Gesetze vom 13. August 1836 und vom 4. Juni 1840, ebenfalls zu einer Ablösung der Kirchenzehnten, denen hier ihrerseits die Dissenters unterworfen gewesen, und zur Umwandlung derselben in eine bestimmte Land= oder Rentenentschädigung. Allein alle Versuche, eine Ausgleichung in den Foderungen der eng=

lischen Kirche und der Dissenters über die Kirchensteuer herbeizuführen, schlugen fehl. Jene wollte nach wie vor Alle ohne Ausnahme zum Bau und Unterhalt der Kirchen verpflichtet wissen; diese dagegen behaupteten: es liege die Pflicht nur Denen ob, die nach ihrem Glaubensbekenntniß zur herrschenden Kirche gehören. Die im Jahre 1837 eingebrachte Bill über die Befreiung der Dissenters von der Kirchensteuer fiel schon im Unterhause, wiewol mit geringer Mehrheit, durch. Das Einzige, was die Dissenters noch erlangten, und zumal durch die Unterstützung Peel's, waren die Gesetze der Jahre 1835—37 über die Aufhebung der geistlichen Localgerichte und über die Befreiung vom bischöflichen Trauzwange; sie bestimmten namentlich, daß der Civilact der Trauung vorangehen, jener unerläßlich, diese aber Jedem anheimgegeben und in jedem dem Gottesdienst gewidmeten Orte erlaubt sein solle.

War auf diese Weise noch nicht einmal die völlige Gleichstellung der christlichen Religionsparteien errungen worden, so kann es nicht Wunder nehmen, daß man einer Gleichstellung der Juden mit den Christen noch weniger nahe kam. Zwar durften Jene sowol Wähler als Geschworene sein; auch drangen sie hin und wieder thatsächlich in bürgerliche Aemter ein; wie denn bei der Feier der Thronbesteigung der Königin Victoria sogar unter den Sheriffs der Stadt London sich ein Jude vorfand, der seitdem vielgenannte Moses Montefiore, der nun der Sitte gemäß gleich den Uebrigen den Ritterschlag erhalten mußte. Gesetzlich indessen waren sie nicht nur von den Staatsämtern, sondern auch von den Municipalämtern, von den Universitäten, und vor allem

durch die Art der Vereidigung von dem Parlamente ausgeschlossen. Seit der Zulassung der Katholiken und der Dissenters hatte man freilich auch ihrer sich angenommen, im Jahre 1830 wurde jedoch die von Macaulay kräftig befürwortete Emancipation der Juden im Unterhause, 1833 im Oberhause verworfen; während dieselbe in den englischen Colonien, Canada und Jamaica, 1832 ohne Anstoß durchging. Alle weitern Versuche, das Parlament auch im Mutterlande den Juden zu eröffnen, endeten gleich erfolglos, und selbst die Bill für ihre Befähigung zu Municipalämtern kam erst im folgenden Jahrzehnd, 1845, durch Peel zu Stande. So wurde die Lösung der Frage, wenngleich unter stets günstigern Auspicien, fort und fort auf die Zukunft vererbt. Ihr wie jeder ähnlichen stemmte sich hartnäckig der Stolz und die Unduldsamkeit der Hochkirche entgegen. Die Herrschsucht derselben war auch der Grund, weshalb die Sonntagsfeier mit so rücksichtsloser Strenge, wie nirgend anderwärts, gehandhabt wurde. In der rastlosen Thätigkeit, die der Erholung bedarf, würde diese zwar in England kaum minder wie in Nordamerika vom socialen Standpunkt aus ihre Rechtfertigung gefunden haben, allein gerade die sociale Bedeutung ging in England der Feier ganz ab; sie war und ist eine rein kirchliche, sie verpönt das Vergnügen ebenso sehr wie die Arbeit, sie verbietet jegliche Art der Erheiterung, den Gesang und die Musik wie das Schauspiel und den Tanz. Kein Wunder, wenn bei dieser Vorenthaltung unverwerflicher geselliger Genüsse die grobsinnlichen desto gesuchter, und gerade die Sonntage die Höhenpunkte der Ausschweifungen waren.

Wie sehr Lord John Russell und andere Staatsmänner in Selbsttäuschung befangen waren, wenn sie die volle Religionsfreiheit und die Verbindung von Staat und Kirche für verträglich erachteten: das haben die vielen Niederlagen ihrer Reformanträge, sowie nicht minder die religiösen Zerwürfnisse in Schottland und in England zur Anschauung gebracht. In Schottland entbrannte der Streit über das Patronatsrecht, das 1711 wiederhergestellt, und wodurch die Wahl der Geistlichen durch das Volk beseitigt worden war. Dies widersprach der volksthümlichen Verfassung der presbyterianischen Kirche, die in allen ihren Gliederungen, in den Kirchensitzungen der einzelnen Gemeinden, in den 82 Presbyterien der Sprengel, in den 16 Synoden, und endlich in der Generalversammlung als dem obersten Kirchenregimente, neben den Geistlichen auch den Laien ihren Antheil an der demokratischen Leitung ihrer Angelegenheiten einräumte. Da erfolgte denn im Jahre 1834 von Seiten der Generalversammlung der Beschluß über das Vetorecht, wonach die Gemeinden befugt sein sollten, die von Patronen vorgeschlagenen Candidaten ohne Angabe eines Grundes zu verwerfen. Hieraus erwuchs eine innere Spaltung der Kirche, die wol bald wieder verwachsen wäre, hätte sie sich nicht zu einem Bruche zwischen Staat und Kirche erweitert. Denn es konnte nicht fehlen, daß die durch die Gemeinden zurückgewiesenen Geistlichen mancher Orten durch die Patrone aufrechterhalten wurden. Die Generalversammlung ihrerseits, um das Vetorecht zu schützen, sah sich veranlaßt, die widerspenstigen Geistlichen für Eindringlinge zu erklären und durch neue ersetzen zu lassen. Jene wurden

klagbar; das bürgerliche Gericht entschied zu ihren Gunsten gegen die Generalversammlung, und das Oberhaus pflichtete dem Gerichte bei; während wiederum die Competenz beider in geistlichen Dingen von der andern Seite verworfen wurde. Ungelöst vererbte sich der Zwiespalt auf das neue Jahrzehnd; unversöhnt standen die Parteien der Eindränger (intrusionists) und der Nichteindränger, d. h. der Verfechter des Vetorechts, der Gemeindewahl, des Systems der Freiwilligkeit (voluntary system), einander gegenüber. Die presbyterianische Freikirche oder die freie schottische Nationalkirche begann sich zu bilden.

Gleichzeitig entwickelten sich in ganz entgegengesetzter Richtung, auf dem Gebiet der anglikanischen Kirche selbst, die oxforder Streitigkeiten und die Anfänge des Puseyismus. Die Unduldsamkeit und die Versteinerung der Episkopalkirche, die keine innere Fortbildung ihrer Glaubenslehren zuließ, sondern starr an den 39 Artikeln als unabänderlichem Symbole festhielt, mußte dieselbe nothwendig der Gefahr aussetzen, nach beiden Seiten hin zu zerbröckeln. Der eine Theil der Nichtbefriedigten fiel den Dissenters zu; der andere warf sich dem Katholicismus in die Arme, bei dem das Princip der Autorität und Unfehlbarkeit wenigstens durch die Länge der Jahrhunderte begründeter erschien. Bis zum Jahre 1840 gewann in Großbritanien, und namentlich in England und Wales, der Katholicismus eine so beträchtliche Zunahme, daß innerhalb der beunruhigten Episkopalkirche unverholene Klagen darüber laut wurden. Den Hauptanstoß gab eben die puseyitische Richtung. Seit 1833 wurde nämlich von Mitgliedern der Oxforder Universität, an ihrer Spitze Pusey und Newman, eine

Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, deren Zweck angeblich dahin ging, der Ausbreitung des Katholicismus, dem durch die Spaltungen die Wege geebnet seien, entgegenzutreten; und dies sollte geschehen durch Wiederbelebung vernachlässigter Lehren. Man stellte den Glauben an eine allgemeine und apostolische Kirche als unerläßlich hin, näherte sich aber zugleich in der Lehre augenfällig dem Katholicismus an; man foderte das Athanasianische Glaubensbekenntniß, Aufrechthaltung der Tradition und Kasteiung des Fleisches; nur Geistliche sollten zur Bibelerklärung berechtigt sein, keine weltliche Suprematie bestehen, beim Gottesdienste nicht die Predigt die Hauptsache bilden, sondern Gebet und Spendung der Sacramente durch die Geistlichen; man begehrte Herstellung der Messe, der Kirchenbuße, der Fasten und der Ohrenbeichte.

Dennoch führte erst das 90ste Stück der oxforder Abhandlungen, vom Februar 1841, den unheilbaren Bruch herbei. Hier wurden, unter dem Gewande der Deutung, die 39 Artikel bekrittelt und angegriffen, und die Behauptung durchgeführt: die englische Kirche müsse mit der römischen in Einklang gebracht werden. Eine ungeheuere Aufregung, zahlreiche Verwahrungen und noch zahlreichere Streitschriften bekundeten den Eintritt des Wendepunkts. Offen wurden die Führer der neuen Richtung des Papismus angeschuldigt und des Strebens nach Hierarchie und Alleingewalt der Kirche. Pusey wollte anfangs die Meinungsverschiedenheiten als „Kleinigkeiten" gelten lassen und versicherte: der Zweck sei kein anderer, als die Lehren und Grundsätze der englischen Kirche nur immermehr ans Licht zu bringen und zu verwirklichen. Allein den Meisten erschienen doch diese

Kleinigkeiten als die Brücken, die zu Dem hinüberführen sollten, was man abzuhalten sich die Miene gebe. Zudem stellte die neue Richtung das Gebot unbedingten Gehorsams auch an die Spitze ihrer staatsrechtlichen Ansichten, behauptend, daß mittels desselben am besten allen geselligen Mängeln abzuhelfen sei. Hierdurch erschien sie für die freien staatlichen Einrichtungen nicht minder gefährlich wie für die englische Kirche. Während Pusey in einer Predigt zum Andenken an die Revolution des Jahres 1688 die Lehren der Jakobiten und der Nonjurors wieder auffrischte, legte Newman Zeugniß davon ab, wie auch diese Religionsrichtung sich allein im Besitze der vollen Wahrheit wähnte und alle von ihr abweichenden Meinungen als ketzerisch zu verdammen und zu verfolgen geneigt war. Der Urheber von Ketzereien, lehrte er — nicht dessen achtend, daß er selber in den Augen der anglikanischen Glaubensgenossen sich ihrer schuldig mache —, dürfe keine Gnade finden; denn er sei ein Versucher und müsse als ein eingefleischter Teufel behandelt werden. Und nur hinterher sah er sich zu der Deutung genöthigt, daß er keine weltlichen, sondern blos kirchliche Mittel gegen die Ketzer angewandt wissen wolle. Bald genug sollten diese unduldsamen Grundsätze, im Verlaufe der Vierziger Jahre, gegen die Puseyiten selbst in Anwendung kommen und ihren offenen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche erzwingen.

Mehr als auf dem Gebiet der Religion, und nur allzu sehr, war auf dem der Erziehung das „freiwillige System“ durchgedrungen. Beiweitem die meisten Schulen waren Privatunternehmungen ohne alle Betheiligung des Staates, ausgehend von Einzelnen oder Vereinen,

von Gemeinden oder Religionsgenossenschaften. Der Staatserziehung als Grundsatz und Regel war England abhold, weil diese der freien Entwickelung der Mannichfaltigkeit, der Selbstbestimmung und Selbstregierung zuwider sei. Es stand in dieser Auffassung mit Amerika auf gleicher Linie. Auch der Streit über Bekenntnißschulen waltete dort wie hier. Die Vertheidiger derselben behaupteten, ohne religiöse Bildung sei der wissenschaftliche Unterricht eher ein Fluch als ein Segen; daher müsse der Schulunterricht ganz den Religionsgesellschaften überlassen werden. Die Gegner verwarfen die Bekenntnißschulen als Hindernisse der freien Selbstbestimmung, und foderten nur eine allgemeine christliche und volksthümliche Bildung, ohne indessen damit durchdringen zu können. Selbst die alten torystischen Landesuniversitäten ruhten auf ausschließenden confessionellen Grundlagen; nur die freie Londoner Universität, die 1826 durch eine whigistische Actiengesellschaft gestiftet wurde, ging von dem Grundsatz der Religionsfreiheit aus, und die mit ihr verbundene, 1836 eingesetzte Examinationsbehörde ertheilte alle akademischen Grade ohne Unterschied des Glaubens. In der Erziehungsmethode hielt man noch wesentlich an den Locke'schen Principien fest, namentlich an dem Antrieb des Ehrgefühls; Preisvertheilungen waren überall, selbst in Mädchenschulen, üblich; für Fleiß oder gutes Betragen wurden förmliche Orden, Silberringe zu öffentlichem Schautragen zuerkannt, und dergestalt das Ehrgefühl zu Verirrungen herausgefodert.

Die äußern Fortschritte des Erziehungswesens blieben namentlich auf elementarem Gebiet beiweitem langsamer und ungleicher als in Nordamerika. Im Jahre 1818

entbehrten selbst in England und Wales $^{9}/_{14}$ der Kinder alles Unterrichts, und schlimmer noch stand es in Irland. Mit dem Anfang der Dreißiger Jahre trat zwar eine Besserung ein; aber auch 1838 waren kaum für ein Achtel der stark angewachsenen Bevölkerung hinreichende Schulen vorhanden; und 1840 belief sich in 15 Grafschaften von England und Wales die Zahl der Männer, die nicht einmal ihre Namen zu schreiben vermochten, auf 40 Procent, während bei den Weibern sich ein noch ungünstigeres Verhältniß ergab. Noch 1846 war weit über ein Drittel der schulfähigen Kinder, etwa $1^{1}/_{2}$ Million, ohne allen Unterricht. Die Mittel, die der Staat durch Unterstützungen auf die Erziehung verwandte, bildeten lange einen noch weit untergeordnetern Posten, wie die Ausgaben zu kirchlichen Zwecken, die von 1801—40 im jährlichen Durchschnitt nicht 150,000 Pfund erreichten. Erst 1833 wurde ein fester jährlicher Beitrag der Regierung zu Schul- und Erziehungszwecken, im Belauf von 20,000 Pfund, angewiesen; und erst 1839 wurde er auf 30,000 erhöht. Seitdem trat eine raschere Progression ein. Im Jahre 1850 belief sich der Gesammtetat für Schulen, Wissenschaften und Künste auf 379,000 Pfund, wovon auf Volkserziehung in Irland und Großbritannien 230,000 Pfund fielen. Die Vernachlässigung des Schulunterrichts war also augenscheinlich nicht sowol Folge der Trennung von Schule und Staat, als vielmehr des Umstandes, daß England nicht gleichwie Nordamerika trotz dieser Trennung die erstere von staatswegen gehörig ermunterte und unterstützte.

3. Staat und Gemeinde.

In der Sicherstellung der persönlichen Freiheit blieb England von Amerika unübertroffen, von dem übrigen Europa unerreicht. Mit der Habeascorpusacte war diese Freiheit erwachsen; in den Volksgerichten der Jury, im Versammlungsrecht und in der unantastbaren Preßfreiheit fand sie ihre kräftigsten Bollwerke; das Recht der Klage gegen Beamte und das Recht der Beschwerde beim Parlament waren ihre gesetzlichen Handhaben. Als oberster Grundsatz galt: daß Niemandem durch besondere Befehle verboten werden könne, was nicht durch Gesetze verboten sei. Nur diesen waren die Bürger Gehorsam schuldig; verfassungs- oder gesetzwidrigen Zumuthungen brauchten sie nicht zu gehorchen. Alle Staatsbeamte, von den höchsten bis zu den geringsten herab, waren dem Gesetz, dem Staat und dem Einzelnen verantwortlich. Nur das Gesetz, nicht die Willkür eines Obern, regelte eines Jeden Amtsgewalt; dem gesetzwidrigen Gebrauch derselben konnte daher weder der Befehl eines höhern Beamten noch selbst der Wille des Königs zum Vorwand oder zur Entschuldigung gereichen. Hierauf beruhte die verhältnißmäßige Selbständigkeit der Beamten aller Grade, sowie die Zulässigkeit jeglicher Klage wegen misbrauchter Amtsgewalt, ohne daß es dazu der Erlaubniß irgend einer vorgesetzten Behörde bedurfte. Verfügungen, welche die verbürgten Rechte des Bürgers antasten, waren an-sich null und nichtig, ja in vielen Fällen schon im voraus mit bestimmten Strafen bedroht. Selbst bei erfolgter Suspension der Habeascorpusacte waren gegen die Minister vonseiten der Beeinträchtigten Entschädigungs- und Strafklagen

statthaft, die nur nach aufgehobener Suspension mittels einer Indemnitätsbill durch das Parlament niedergeschlagen werden konnten. Und eben hierin lag die höchste Sicherheit gegen ministerielle Willkür; denn nicht leicht würde sich das Parlament bei wirklich stattgehabtem Misbrauch zu einem solchen Acte verstanden haben. Daher zogen es denn auch die Minister Englands jederzeit vor, bei Ausnahmemaßregeln die Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt lieber im voraus einzuholen.

Dergleichen Ausnahmemaßregeln sind inzwischen immer seltener geworden, weil man nichts unversucht läßt, ehe man zu diesem Aeußersten sich entschließt. Freilich noch im zweiten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts wußte sich das Toryministerum gegen die zum großen Theil selbstverschuldeten Uebel, gegen die Zusammenrottungen und Gewaltthätigkeiten der Proletarier, gegen die stürmischen Volksversammlungen der Arbeiter nicht anders zu helfen als durch Suspension der Habeascorpusacte, durch Beschränkung der Presse, durch Verbote der Versammlungen und des Waffentragens, — Mittel, die das Parlament nur mit Widerstreben genehmigte. Allein seit jener blutigen und berüchtigten Auseinandersprengung der versammelten Fabrikarbeiter zu Manchester durch Militärgewalt am 16. August 1819, wobei Hunderte von Menschenleben verlorengingen, hielt man mit mehr Mäßigung an sich. Das erste Jahrzehnd nach der französischen Julirevolution sah neuerdings und zumal unter den Stürmen der reformistischen Bewegung eine Reihe von Ausnahmemaßregeln ins Leben treten: 1831 wurde die Nationalassociation aller politischen Vereine unter Burdett's Vorsitz, bei Gelegenheit der Verwerfung der Re-

formbill im Oberhause, verboten; 1833 kam infolge der Verweigerungen des Kirchenzehnten in Irland die irische Zwangsbill zu Stande, die dem Lordstatthalter die Befugniß zur Anwendung des Kriegsrechts einräumte; 1836 fand die Unterdrückung der Orangistenlogen statt, deren Umtriebe nicht nur gegen die Katholiken, sondern aus religiösem Fanatismus selbst gegen Regierung und Thron sich richteten; das Jahr 1838 sah den Lord Durham als Generalgouverneur in Canada mit einer Gewalt bekleidet, die dictatorischer Willkür gleichkam, und 1839 wurde auch Jamaica mit der Suspension der Verfassung bedroht, um den Widerstand zu brechen, den die Colonie der englischen Gesetzgebung entgegenstellte. Aber diese vereinzelten, meist örtlichen und zum Theil nur colonialen Ausnahmen thaten dem Grundsatz und der Regel keinen Abbruch. In den höchsten wie in den niedrigsten Kreisen galt die Freiheit und Sicherheit der Person übereinstimmend als ein so unverletzbares Gut, als ein so natürliches Menschenrecht, daß ihr Schutz nicht minder den Fremden wie den Inländern zu Statten kam, und daß England in ähnlichem Sinne wie Nordamerika die Zufluchtsstätte Derer war und blieb, die aus dem Festland Europas vertrieben wurden.

In den Rechten herrschten dagegen die größten Ungleichheiten; doch nicht solche, die mit dem Selbstgefühl und der Gleichheit vor dem Gesetz unverträglich sind. Man kannte in England kein „Degradiren" aus dem Adel in den Bürgerstand, kein Verbrechen, das den Adeligen würdig macht, unter die Bürgerlichen wie in eine Verbrechercolonie eingereiht zu werden; man wußte nichts von Vorrechten des erstern in Erlangung politi-

scher, geistlicher und militärischer Aemter oder Würden; Verheirathungen Adeliger mit Nichtadeligen galten nicht als Misheirathen und hatten daher auch keine für den Bürgerstand verletzende Nachtheile zur Folge; in England gehörten diesem selbst Königinnen an. Auch genoß der Adel keine Steuerfreiheit; nur daß die Lords von einigen Gemeindediensten frei sind, sowie sie auch bei Criminalfällen im Oberhause ihr eigenes Forum haben. Aber auf dem Verfassungsgebiete wucherten bis in die Dreißiger Jahre die alten Vorrechte in üppiger Romantik fort; die staatlichen Einrichtungen bewahrten immer noch einen grell aristokratischen Grundzug. Weder im Oberhause noch im Unterhause war in Wirklichkeit das Volk vertreten. Die schottischen und irischen Peers erschienen nur als Vertreter ihres Standes, die englischen sogar nur als Vertreter ihrer persönlichen Interessen. Das Haus der Gemeinen hatte mit nichts weniger als mit allgemeinem und gleichem Wahlrecht zu schaffen. Zwar war die Wahlart direct, aber allmälig so entartet, daß die Wahlberechtigung dem Zufall und das Gesetz der absoluten Willkür glich. Die überwiegende Mehrzahl der Wahlen war von den großen Grundbesitzern in den Grafschaften abhängig, sowie von den Inhabern kleiner verfallener Burgflecken, während neuerblühte umfangreiche Städte ohne alle Vertretung dastanden. Nicht der siebente Theil der Mitglieder ging aus unabhängigen Wahlen hervor.

Diesem entarteten Zustand gegenüber hatte sich schon im vorigen Jahrhundert die Foderung nach Reform des Unterhauses erhoben. Pitt beantragte 1770 im Oberhause eine Adresse des Inhalts: „Das Parlament möge aufgelöst, die Zahl der Grafschaftsmitglieder erhöht, den

käuflichen Wahlflecken die Vertretung entzogen werden.“ Wilkes foderte 1776, im ersten Jahre der amerikanischen Revolution, im Unterhause: „Eine gerechte und gleichmäßige Vertretung des englischen Volkes; jeder selbständige Mann müsse im Parlament vertreten sein.“ Der Herzog von Richmond verlangte 1780 im Oberhause: „Alle männlichen Einwohner des Reichs, mit Ausnahme von Kindern, Wahnsinnigen und Verbrechern, müßten das gleiche, natürliche und unveräußerliche Recht haben, bei der Wahl der Parlamentsmitglieder ihre Stimme abzugeben, und die Wahlen jährlich erneuert werden.“ Diese „Erneuerung der Volksrechte sei das einzige Mittel gegen das System der Corruption, das die Nation in Verachtung und Armuth gebracht habe und um ihre Freiheit zu bringen drohe“. In den Anfängen der französischen Revolution wurden diese Foderungen des Herzogs von Richmond das Programm der „correspondirenden Gesellschaften“. Die Association der Hausinhaber im Jahre 1793 verfolgte ebenfalls den Zweck einer „vollen und gerechten“ Vertretung; „Jeder, der einen eigenen Hausstand besitze und directe Steuern zahle, müsse ohne Unterschied der Religion gleiches Stimmrecht haben.“ Im Parlament trug Grey drei mal: 1793, 1797 und 1800, auf Reform des Unterhauses an. Zur Zeit des Kriegs trat die Foderung in den Hintergrund. Um so mehr Nachdruck gewann sie nach dem Frieden; allgemeines Stimmrecht und jährliche Parlamente bildeten die Zielpunkte der Bewegung und jener Petition von Bristol, die Lord Cochrane 1817 dem Unterhause überreichte.

Aber alles Ringen blieb vergeblich, bis Wilhelm IV., schon als Thronerbe der Reform geneigt, im November

1830 die Whigs zu Rathgebern der Krone berief. Nun brachte Lord John Russell als Mitglied des Ministeriums Grey im Namen der Regierung 1831 die Reformbill ein. Anfangs sogar im Unterhause zwei mal verworfen, konnte sie erst nach einer Auflösung des Parlaments, und auch dann nur nach dem hartnäckigsten Widerstande vonseiten der Lords und unter wesentlichen Abänderungen, im Jahre 1832 durchgesetzt werden. Vergebens hatte der König, ermüdet durch jenen Widerstand und erschreckt durch die Flut der öffentlichen Meinung, sich in einer Anwandlung von Schwäche dem letzten Mittel des Sieges, der Ernennung neuer Peers, versagt. Vergebens hatte Wellington, gestützt auf das Oberhaus, den Versuch gemacht, ein torystisches Ministerium zu bilden, um der Reformbewegung Einhalt zu thun. Vergebens hatte die Königin Adelaide, das momentane Schwanken ihres Gemahls benutzend, diesen angespornt, die ganze Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken, hannoversche und hessische Truppen ins Land zu ziehen, um durch sie in England das monarchische Princip und die Ehre der Krone zu wahren. Die schäumende Bewegung siegte über alle diese Versuche, über Schwäche und Widerstand, und erst mit errungenem Siege legten sich ihre Wogen. Denn die whigistische Agitation hatte sich noch ein mal zur revolutionären Höhe, ihre Sprache zum Niveau der Juniusbriefe erhoben. In einer großen Volksversammlung hatte Lord Durham erklärt: „Gesetzt, die Reformbill würde verworfen, die Stimme des Volks würde von einer kleinen Partei in den gesetzgebenden Versammlungen misachtet, — dann wäre es an dem Volke, seinen Willen kundzugeben, seine Würde zu wahren und die Hinder-

nisse, die seinem gesetzlichen Verlangen im Wege stehen, niederzuwerfen durch jedes Mittel, durch jede Gewalt. Ein vom Volke verurtheiltes Unterhaus ist machtlos, werthlos, hat keine Autorität. Hat sich die Nation von ihm losgesagt, so mag sie es auch mit Recht wegfegen. Keine Gewalt, selbst wenn sie vom Fürsten ausginge, würde Das erhalten können, was die Nation verworfen hat. Sollte die Regierung oder ein Zweig der gesetzgebenden Gewalt bei einem parteiischen Widerstande beharren, so erkläre ich wohlüberlegt, daß ich es für das Recht, ja für die gebotene Pflicht des Volkes halte, zu den letzten Zwangsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, die stets bisher die Umwälzungen in der Welt zu Stande gebracht haben.“ Die Ermächtigung zu einem „Peersschub“ war endlich vom König ertheilt worden, und die Drohung, ihn auszuführen, hatte im entscheidenden Augenblicke die Lords gefügiger gemacht.

Dennoch war das Ziel der Whigs nichts weniger als eine Demokratisirung des Unterhauses gewesen. Selbst einen Bestandtheil der Aristokratie bildend, hatten sie nur die Beseitigung der widerwärtigsten Auswüchse im Auge gehabt. Durch die Reformbill wurden weder jährliche Parlamente, noch geheime Abstimmungen, noch allgemeine und gleiche Wahlen bewilligt; aber es wurde 56 verfallenen Flecken das Recht der besondern Vertretung entzogen, vielen bisher unvertretenen Städten dasselbe zugewandt. Auch nahm die Zahl der Wähler ihr zufolge beträchtlich zu; 1836 gab es bei einer Bevölkerung von 24 Millionen 800,000 Wähler, also je einen auf 30 Personen; 1839 bei 26 Millionen 956,000, mithin einen auf je 26 Köpfe, während gleichzeitig in

Frankreich nur ein Wähler auf je 206 Einwohner kam. Das Parlament rückte dem Begriff einer Volksvertretung näher, ohne ihn zu decken; der aristokratische Anstrich wurde abgeschwächt, aber das Grundeigenthum hörte so wenig im Unterhause auf zu herrschen, wie der Grund- und Geburtsadel im Oberhause. Namentlich blieb der passive Census, wonach für die Mitglieder des Unterhauses der Nachweis eines bestimmten Maßes an Grundeigenthum erfoderlich war, bestehen. Grafschaftsvertreter mußten ein reines Jahreseinkommen von 600 Pfund, Städte- oder Fleckenvertreter 300 Pfund nachweisen. Nur die schottischen Mitglieder waren von altersher jeder Vermögensqualification überhoben. Für die active Wählerschaft zählte die Reformbill nicht weniger als 58 verschiedene Berechtigungen auf. In den Städten und Flecken wurde sie verliehen, außer den früher Berechtigten, jedem Inhaber eines Hauses oder einer Wohnung von 10 Pfd. jährlicher Rente, der sechs Monate ansässig sei und die Haus-, Fenster- und Armensteuer zahle; in den Grafschaften den Grundeigenthümern mit einer Rente von 40 Shilling, lebenslänglichen Freisassen (freeholders) mit 10 Pfund Rente, Erbpächtern (copyholders) und Zeitpächtern (leaseholders) auf 60 Jahre mit 10 Pfd., Zeitpächtern auf 20 Jahre mit 50 Pfd. Rente. Aber auch noch innerhalb dieser Grenzen blieben die zahlreichsten Ungleichheiten bestehen. Einerseits mußte, wie jeder Census, so auch der Zehnpfundsatz in verschiedenen Städten, und wiederum in Stadt und Land, ein sehr verschiedener Maßstab sein — bald der der Wohlhabenheit, bald der der Mittellosigkeit. Andererseits wichen die Wahlkreise in den Zahlenverhältnissen außerordentlich voneinander ab.

Die 29 kleinsten schickten, gleichwie die 18 größten, 38 Abgeordnete; jene zählten aber zusammen noch nicht 7000, diese fast 290,000 Wähler. Dazu kam die Ungleichartigkeit, die sich in der Vertretung der drei Reiche ergab; in England und Wales kam 1839 ein Wähler auf je 5 erwachsene Personen männlichen Geschlechts, in Schottland einer auf je 8, in Irland nur einer auf je 20.

Die Reformbill, für deren Sieg Macaulay sechs seiner ausgezeichnetsten Reden eingesetzt hatte, war den Tories und den Conservativen ein Gegenstand wirklichen oder erheuchelten Entsetzens. Manche wähnten nun die Zeit der Schreckensherrschaft nahe; sie prophezeiten die baldige Aufhebung des Erbrechts und des Eigenthums, die Abschaffung der Religion und der Monarchie; sie witterten schon in Lord John Russell den „ersten Consul" der Republik. Den Radicalen dagegen war die Reform weit hinter ihren Wünschen zurückgeblieben; aber sie hatten sich der Unterstützung des Gesetzes nicht entzogen, weil es immerhin einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn derjenigen Entwickelung bezeichnete, die sie erstrebten, und weil das Ziel der vollen politischen Gleichberechtigung ihnen nun aus nächster Nähe zu winken schien. Hierin freilich täuschten sie sich; denn ihrem weitern Andrange stemmten sich fortan, vereint mit den Tories, auch die whigistischen Reformer entgegen. Durch die Beseitigung der äußersten, ihnen selbst nachtheiligen Misbräuche war Diesen Genüge geschehen; sie wollten daher die Reformbill nicht als eine Uebergangsmaßregel aufgefaßt wissen, sondern als eine schließliche oder „finale", über die man sich daher in wesentlichen Punkten nimmer

hinauswagen dürfe. Auch Russell stellte sich wenigstens factisch auf diesen Standpunkt, ungeachtet er bei Einbringung des ersten Entwurfs sich gleichsam entschuldigt hatte, daß er die geheime Stimmabgabe und die öftere Erneuerung des Unterhauses noch nicht darin aufgenommen. Nachdem er dergestalt den Beistand der Radicalen errungen, kam es ihm darauf an, die Besorgniß der Conservativen zu beschwichtigen.

Und in der That blieben im reformirten Parlament alle fernern Neuerungsversuche von eingreifender Bedeutung vergeblich. Ewart stellte den Antrag: „das Grundeigenthum denselben Gesetzen zu unterwerfen wie anderes Eigenthum"; dadurch würde die Abschaffung der Majorate, die Aufhebung der Erstgeburtsrechte bedingt worden sein: er wurde verworfen. Ein anderer Antrag verlangte 1837 die Ausschließung der Bischöfe vom Oberhause: er wurde beseitigt. Ein dritter, wiederholt eingebrachter, namentlich von Grote, dem radicalen Bankier der londoner City, foderte für die Wahlen geheime Abstimmung durch das Ballot: er fiel jederzeit durch, jedoch mit stets wachsender Minorität; auch am 18. Juni 1839, ungeachtet das dagegenstimmende Cabinet ihn zu einer offenen Frage gemacht und Macaulay, als Mitglied für Edinburgh, ihn in trefflicher Rede befürwortet hatte. Ein vierter Antrag betraf die Beseitigung des passiven Census, wollte die Mitglieder des Unterhauses von jeglichem Eigenthumsnachweis entbunden wissen: auch er wurde verworfen. Doch kam 1838 ein Gesetz zu Stande, das diesen Census wenigstens erweiterte, durch die Bestimmung: Jedes Mitglied für Grafschaften solle 600 Pfund, jedes für Städte und Flecken 300 Pfund jährlicher Ein-

nahme aus Grund- oder anderm Vermögen nachweisen. Die Foderung nach Begrenzung der Parlamentsdauer auf ein, drei oder fünf Jahre schien vor der Hand verstummen zu wollen, nachdem die darauf gerichtete Motion Tennyson's am 23. Juli 1833 mit 213 Stimmen gegen 164 gefallen war. Zwar blieb man der alten Erfahrung sowie der Mahnung der Juniusbriefe eingedenk, daß „lange Parlamente zur Gründung eines ungebührlichen Einflusses der Krone führen". Da indeß die siebenjährige Dauer blos das gesetzliche Maximum bezeichnete, das aber in der neuern Zeit thatsächlich im Durchschnitt nur zur Hälfte erreicht wurde: so erschien hier eine Verfassungsänderung für den Augenblick minder dringend. Dagegen begannen die Anträge auf Erweiterung des activen Wahlrechts im Parlamente selbst sich mehr und mehr zu drängen. Noch im März 1839 foderte Hume, der Führer der gemäßigten Radicalen, das allgemeine Hausstandsstimmrecht (house-hold-suffrage) oder die Beseitigung des Census in der Weise, daß jeder Hauseigenthümer oder Inhaber eines eigenen Hausstandes ohne Unterschied Wähler sein dürfe. Fleetwood wollte sich am 4. Juni, im Sinne der liberalsten Fraction der Whig-Reformer, mit einer Ausgleichung zwischen Stadt und Land in der Art begnügen, daß wie in den Städten, so auch in den Grafschaften jedem Inhaber eines Hauses von 10 Pfund Rente das Stimmrecht zustehen solle. Auch diese beiden Anträge wurden verworfen, obgleich Russell in dem letztern „keine gefährliche Neuerung" erblickte und nur „als Mitglied der Regierung" ihm seinen Beifall vorenthielt. Das Parlament stand im Jahre 1840 noch in allen wesentlichen

Beziehungen auf der Entwickelungsstufe von 1832. Der Radicalismus wurde ungeduldig.

Mit dem Grundsatz der persönlichen Freiheit stand der der Selbstregierung naturgemäß in engster Verbindung. Mit der einen mußte man auch der andern huldigen. Die Centralisation galt daher als tyrannische Beschränkung der Freiheit. Das Beamtenthum, streng vom Gesetz abhängig und weder schroff vom Volke getrennt, noch an Zahl irgend erheblich, war zur Bevormundung und Vielregiererei ungeeignet. Um 1840 zählte man in England kaum 24,000 Civilbeamte, während es in Frankreich deren eine halbe Million gab. Ihren Ausdruck fand die Selbstregierung und Selbstverwaltung theils in den Schwurgerichten, in dem freien Versammlungs- und Vereinsrecht, theils in den Institutionen der Friedensrichter und der Gemeindeverfassung. Auch bei diesen letztern offenbarte sich indeß noch eine große Menge von Ungleichheiten und ein fast durchgängiges aristokratisches Gepräge.

In den Grafschaften war von altersher der Sherif, vom König ernannt, der oberste Beamte; die Coroner, öffentliche Ankläger, wurden dagegen von den Grafschaftsgemeinden auf Lebenszeit gewählt. Neben ihnen wirkten die Friedensrichter, in deren Händen fast die ganze Polizei und zum großen Theil auch die Verwaltung lag; berechtigt zu diesem Amt waren aber nur diejenigen Bewohner der Grafschaft, die ein Grundeinkommen von mindestens 100 Pfund bezogen. Trotz dieses Census zählte man oft 5 — 600 Friedensrichter in Einer Grafschaft; ihre Bestallungen gingen vom Lordkanzler aus. Die Bedeutung und der Nachdruck des Organis-

mus lag nicht sowol in der Machtvollkommenheit und dem Wirken des Einzelnen, als vielmehr in den collegialischen Versammlungen der Friedensrichter, die in jeder Grafschaft alle Vierteljahre stattfanden und sich in einem ausgedehntern Geschäftskreise bewegten, als etwa die deutschen Gemeinderäthe unserer Zeit; in ihnen ruhte vorzugsweise die polizeiliche und richterliche, die executive und administrative Gewalt; sie ernannten die Beamten, deren letzte Stufe der Constabler bildeten. Unter ihrem Schutze stand auch das Vereins- und Beschwerderecht; Volksversammlungen und Bittschriften von mehr als zehn Personen mußten von zwei Friedensrichtern genehmigt sein, die zugleich Ort und Zeit für die Volksversammlungen zu bestimmen hatten. An diesen theilzunehmen waren alle Eingesessenen der Grafschaft berechtigt; nur durften sie nicht in Waffen erscheinen, und Sherifs, Friedensrichter oder Bürgermeister nicht ausgeschlossen werden.

Die Dorfverfassung ruhte theils auf Gemeindeversammlungen, für die jedes Gemeindemitglied stimmberechtigt war, theils auf der Leitung durch gewählte Vertreter, durch einen Ausschuß von 5—20 Personen. Nicht selten aber bildete dieser Ausschuß eine Oligarchie, indem dessen Mitglieder sich selbst ergänzten.

Noch auffallender trat in der Städteverfassung das aristokratische Element hervor; namentlich begünstigt und herangezogen durch die sogenannten Freibriefe der Stuart's und Georg's III. Einwohner und Bürger (freemen) waren frühzeitig scharf gesonderte Begriffe; das Bürgerrecht, durch Aufnahme in eine Zunft, durch Ernennung oder Wahl, durch Kauf oder Geschenk erworben, war die

Bedingung der Theilnahme am Gemeinwesen. Aber nur selten noch lag die Regierungsgewalt wie ehemals in den Händen der gesammten Bürgerschaft und eines von ihr gewählten Rathes; meist wurde sie auch hier auf Grund willkürlicher Privilegien durch eine Rathsversammlung (council) ausgeübt, die sich durch Cooptation selbst ergänzte, den Bürgermeister aus ihrer Mitte wählte, den Einwohnern willkürliche Abgaben auferlegte und der Erlangung des Bürgerrechts hindernd entgegentrat; bisweilen zerfiel dieselbe in einen engern Ausschuß der Aldermen und einen weitern der Councilmen. Unter solchen Umständen war denn auch das Bürgerrecht wenig gesucht. In Liverpool zählte man zu Anfang der Dreißiger Jahre unter 165,000 Einwohnern nur 5000 Bürger, in Portsmouth unter 46,000 nur 102, in Ipswich unter 20,000 kaum 365, in Cambridge unter 20,000 nur 118. Dabei lag oftmals fast die ganze Last der städtischen Abgaben auf den Schultern der Ausgeschlossenen, weil sich in ihren Händen beiweitem das meiste Eigenthum befand, während nicht selten gerade von den bevorrechteten Bürgern ein großer Theil in Armuth versank. In Ipswich gehörten von 2000 Steuerzahlern nur 187 zu den Bürgern; in Norwich von 3225 Bürgern 315 zu den Armen und außerdem 808 zu den Nichtsteuernden.

So mußte denn auf diesem Gebiet ebenfalls eine Reform, und vor allem der Erlaß einer allgemeinen Städteordnung, dringend nöthig erscheinen. Nach heftigem Widerstande des Oberhauses setzte Russell im September 1835 die Municipalreformbill für England durch, die am 27. Juli 1837 durch Zusätze vervollstän-

digt wurde. Hiernach bildete nunmehr die Gemeindewahl überall die Grundlage des städtischen Beamtenthums, und die Steuerpflichtigkeit die allgemeine Bedingung der städtischen Wahlberechtigung. Die Vorrechte der Bürger blieben bestehen; aber als Bürger qualificirt war nun, außer den alten Freimännern, auch jeder großjährige Inhaber eines Hauses oder Ladens, der drei Jahre ortsansäßig gewesen und drei Jahre hindurch die Armensteuer gezahlt. Die Bürger (burgesses) machen die Summe der Gemeindewähler aus; sie wählen die Räthe (councillors), je nach der Größe der Stadt 12 bis 48. Die Räthe bilden die große regierende Körperschaft; sie wählen den engern Ausschuß der Aldermen im Verhältniß von drei zu eins, also 4 bis 16, sowie alljährlich den Bürgermeister oder Mayor. Die Aldermen bleiben sechs Jahre im Amte; je im dritten scheidet die Hälfte aus. Die Amtsdauer der Räthe ist eine dreijährige; alljährlich scheidet ein Drittheil aus und wird durch Neuwahl ersetzt; wählbar ist, mit Ausschluß der Geistlichen, wer 500 Pfund Vermögen nachweist — ein Satz, der je nach den örtlichen Verhältnissen sich bis zu 1000 Pfund erhebt. Hiernach war auch die Gemeindereform weit entfernt, sich auf die breitesten Grundlagen zu stellen.

Im Jahre 1836 brachte Russell die Municipalcorporations-Bill für Irland ein, wo die Städteverfassung noch kläglicher beschaffen war als in England. Die irischen Corporationen waren fast zu Familiencoterien zusammengeschrumpft, die Magistrate ergänzten sich durchgängig durch Selbstwahl, die Municipalregierung war ein Monopol der Protestanten, die katholische Ma-

jorität völlig davon ausgeschlossen. Dennoch setzten sich der vom Unterhause angenommenen Bill wiederum die Lords entgegen. Diese sahen schon im Geiste aus der Volkswahl der irischen Städte lauter „radicale und römisch-katholische Magistrate" hervorgehen. Mit Entsetzen wichen sie vor dem Gespenst gewählter Körperschaften zurück. Vielmehr wollten sie, der Meinung Peel's sich anschließend, statt der Selbstregierung — für die Irland nicht reif sei — die Centralisation eingeführt, demnach die irischen Corporationen ganz abgeschafft, die Städte durch königliche Beamte regiert wissen. Das Ministerium drang nicht durch. In der nächsten Session wurde die Bill von neuem eingebracht; allein trotz der großartigen Volksversammlung zu Drogheda am 19. Februar 1837, wo O'Connell nöthigenfalls nachdrückliche Mittel empfahl, und trotz der Bittschrift an die Krone, worin eine Viertelmillion Irländer auf Verbesserung der irischen Zustände drang, wurde das Princip der Bill nochmals durch das Oberhaus verworfen. Nach eingetretenem Thronwechsel, und nachdem Russell sich bei der irischen Zehntbill zum Fallenlassen der Appropriationsclausel verstanden hatte, wurden die Tory-Conservativen im Jahre 1838 gefügiger und wollten die Bildung neuer Corporationen durch Volkswahl zugestehen. Indeß über die festzustellenden Wahlrechtsbedingungen gingen Peel und Russell, Lords und Gemeinen neuerdings auseinander. Die Einen hielten an dem 10 Pfund-Satz unnachgiebig fest, die Andern griffen bis auf die Hälfte herab. Hieran scheiterte zum dritten mal die Bill. Im folgenden Jahre begannen die Verhandlungen unter günstigern Aussichten. Ein weiteres Hinausschleppen der unerträg-

lichen Zustände Irlands erschien unverantwortlich; die beiderseitigen Parteihäupter hatten sich daher über den mittlern Satz einer 8 Pfund-Qualification geeinigt, und Peel lieh nunmehr der erneuerten Bill seine volle Unterstützung, den eigenen Gesinnungsgenossen gegenüber. „Unmöglich — stellte er diesen vor — könne man in Irland die sich ergänzenden Magistrate noch ferner beibehalten, nachdem man sie in England aufgehoben; die Umstände seien zu mächtig geworden, als daß man die irische Städteordnung noch länger verweigern dürfe." Dennoch drang im Oberhause Lord Lyndhurst mit seiner Furcht vor radicalen katholischen Bürgermeistern und Stadträthen nochmals durch. Die Aufnahme seiner Amendements entstellte die Bill dermaßen, daß die Whigs sie wiederum fallen ließen. Erst im fünften Jahre des Ringens, und nicht ohne bedeutende Concessionen an das Oberhaus, kam sie zu allseitiger Annahme; mit dem 10. August 1840 erhielt sie Gesetzeskraft. Trotz aller Entstellungen im Einzelnen stimmte sie der wesentlichen Tendenz nach mit der englischen überein. Die Bürger wählten die Räthe, diese die Aldermen; zur Theilnahme an der Bürger- oder Wählerschaft waren aber nach dem Willen der Lords, außer den alten Bürgern nur Diejenigen berechtigt, die bei eigenem Hausstand 10 Pfund jährlichen Reineinkommens von Haus- oder Grundvermögen nachwiesen.

Neben den Freiheiten des Volkes bildeten die Befugnisse des Parlaments und die Prärogativen der Krone den zweiten und dritten Factor der britischen Verfassung. Die Fülle der Gewalt ruhte im Schoose des Parlaments, nicht sowol von Gesetzes wegen, als durch that=

sächliche Uebung; daß die Ansprüche der Mehrheit desselben in allen Dingen maßgebend seien, erachtete man dem Interesse der Monarchie für ebenso angemessen, wie dem der Freiheit. Daher trat jederzeit das dem Lande verantwortliche Ministerium ohne Bedenken und mit Anstand zurück, sobald es die Vertretung des Landes gegen sich hatte. Daher lag die Entscheidung über Krieg und Frieden, das Ressort der auswärtigen Verhältnisse, zwar dem Namen nach ausschließlich in der Gewalt der Krone, aber der That nach, insofern sie dazu der Mittel der Nation bedarf, in den Händen des Parlaments. Daher war auch das absolute Vetorecht der Krone ohne praktische Bedeutung, weil man sich scheute eine Anwendung davon zu machen, und widrigen Parlamentsbeschlüssen gegenüber keine andere Alternative gelten ließ, als einen Wechsel des Systems und der Personen oder eine gesetzliche Appellation an die Wähler durch Auflösung des Unterhauses. Das äußerste Mittel der Krone, um den Widerstand des Oberhauses zu beseitigen, war die Ernennung neuer Peers. Doch zogen die dissentirenden Lords, um dieser Eventualität zu entgehen, die sie mit dauernden Nachtheilen und Gefahren bedrohte, es im Nothfall vor, sich lieber der entscheidenden Abstimmung zu enthalten. Also geschah es auch bei der Reformbill, deren dritte Lesung im Oberhause mit 106 gegen 22 Stimmen angenommen wurde, während die zweite Lesung anfangs mit 199 gegen 158 verworfen, später mit 184 gegen 175 durchgesetzt worden war. Aus Russell's Schreiben an seine Wähler im Jahre 1839 erfuhr man, daß Wilhelm IV. durch seinen Privatsecretär die Lords der Opposition ausdrücklich auffodern

ließ, an den Sitzungen nicht theilzunehmen, um einen Peersschub zu vermeiden. Die volle Mitgliederzahl des Oberhauses belief sich auf 434, die des Unterhauses auf 658, worunter 53 schottische und 105 irische Abgeordnete.

Die drei Gewalten waren in England nicht so scharf gesondert wie in Nordamerika. Einmal theilte das Parlament die Gesetzgebung mit der Krone; ferner griff es selbst durch die sogenannten Privatbills, welche Regierungsacte darstellen, in die Befugnisse der vollziehenden Gewalt ein; und endlich stand ihm auch ein Theil der richterlichen zu, insofern das Oberhaus den höchsten Gerichtshof des Landes bildet. Die Krone ihrerseits übte, neben der vollziehenden Gewalt und dem Antheil an der gesetzgebenden, gleichfalls in einigen Stücken mittels des Geheimenrathes eine oberstrichterliche Gewalt aus. Unverkürzt und ausschließlich steht dem Unterhause das Recht zu, der Regierung die erfoderlichen Gelder und Steuern zu bewilligen oder zu verweigern. Das Königthum stellte sich, wenn auch dem Titel, doch nicht der Wirklichkeit nach als ein Königthum von Gottes Gnaden dar; seine Machtvollkommenheit beruhte nach englischem Staatsrecht auf dem Willen und der Anerkennung der Nation. Doch war es nicht sowol durch Gesetze, als durch Gewohnheiten und durch förmliche Verträge mit dem Parlamente beschränkt worden. Marie, Wilhelm, Anna mußten ausdrücklich anerkennen, daß sie den Thron nur bestiegen kraft einer neuen Uebertragung durch die Nation; ja sie mußten das Recht verbriefen: Waffen zu tragen und zu gebrauchen um den gesetzlichen Widerstand zu üben. Die königliche Gewalt war der-

gestalt auf alle Fälle an die Verfassung und die Gesetze des Landes gebunden, konnte nimmer an ein darüber hinausgehendes, an ein von Gott verliehenes Recht appelliren. Auch hat die herrschende Dynastie seit dem Abgange der George bewiesen, daß es in ihrem Willen wie in ihrem Interesse liege, nicht sowol persönlich zu regieren, als die Gesetze regieren zu lassen. Dagegen blieb die Krone jeder Verantwortlichkeit überhoben; alle Gesetzwidrigkeiten und Rechtsverletzungen gelten als Acte ihrer Rathgeber. Daher sind diese, gleichwie die Theilnehmer und Vollstrecker solcher Acte, der Anklage und Bestrafung ausgesetzt; daher auch gilt in England nicht nur der Grundsatz: „Der König kann kein Unrecht thun", sondern zugleich der andere: „Der König kann kein Unrecht beabsichtigen." Ein offenkundig von dem Throne ausgehender Versuch, die Verfassung aufzuheben, würde nach englischer Auffassung nicht sowol die Absicht eines Verbrechens beweisen, als vielmehr das Vorhaben, sich der Regierung zu entledigen.

Ihren Formen nach bewegten sich übrigens Krone und Parlament noch vielfach in althergebrachten Geleisen und in altmodischem Ceremoniel. Das Königthum zeigte sich noch immer mit dem Prunk und Flitter des Mittelalters behangen, von einer großen Schar von Kronbeamten und Großwürdenträgern umgeben; im Oberhause spielten nach wie vor die Wollsäcke des Lordkanzlers, im Unterhause das alterthümliche Costüm und die ungeheuere Perücke des Sprechers ihre Rollen. Daneben wurde aber auch wieder, und namentlich im Unterhause, die modernste Ungezwungenheit in Haltung und Rede zur Gewohnheit; keinem Abgeordneten fällt es ein,

während der Sitzung aus Rücksicht gegen die Versammlung oder gar gegen das Publicum den Hut vom Kopf zu nehmen. Die Anwesenheit von Zuhörern wird überhaupt vollständig ignorirt; denn die Oeffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen war durch kein Gesetz eingeführt oder sanctionirt worden, sondern beruhte eben nur wieder auf thatsächlicher Uebung.

4. Oekonomische und sociale Zustände.

Die englischen Finanzen waren den Umständen nach sehr gut geordnet; ja, trotz des ungewöhnlichen Aufwandes, den die Marine und das Colonialsystem in Anspruch nahm, wurde um 1840 kein anderer Staat des monarchischen Europa verhältnißmäßig mit so wenigen Kosten regiert und verwaltet. Die jährlichen Ausgaben, die in den Kriegszeiten sich auf 80—90 Millionen Pfund belaufen hatten, waren infolge von Ersparnissen bis 1836 auf 45 Millionen vermindert worden, wovon etwa 27 allein durch die Verzinsung der Staatsschuld in Anspruch genommen wurden, 12—13 aber für die Unterhaltung der Land- und Seemacht. Die Schulden, die 1816 noch 885 Mill. Pfund betrugen, sanken bis zum Jahre 1834 schon auf 616 Mill. herab, hoben sich aber wieder mit dem Ausgange des Jahrzehnds. Die jährlichen Einnahmen, die 1815 die Höhe von 72 Mill. Pfd. erreichten, waren bis zum Jahre 1836 auf 45½ Mill. ermäßigt, — ein Satz, der in den nächsten Jahren nur geringen Schwankungen von 1—2 Mill. unterlag. Der aus den Kriegszeiten ererbte unerträgliche Steuerdruck hatte beträchtlich nachgelassen. Zu einem so einfachen

Steuersystem, wie das in Nordamerika übliche, konnte England freilich nicht übergehen; aber viele Abgaben, namentlich Zölle, Stempel- und Fenstersteuer, waren bedeutend verringert, andere, wie die Haus- und die Einkommensteuer, ganz abgeschafft worden. Im Verhältniß zu 1815 betrug der Steuererlaß 1829 schon 29 Mill. Pfund, 1832 etwa 36½, wurde 1836 auf 40 veranschlagt, und stellte sich 1841, trotz des Mehrbedarfs infolge der kriegerischen Ereignisse, immer noch auf 37½ heraus. Dennoch blieb die Stimmung auf weitere Erleichterungen gerichtet; denn manche directe und indirecte Abgabe drückte noch immer mit unverhältnißmäßiger Schwere gerade auf die ärmern Classen, auf Gewerbtreibende und Arbeiter. Namentlich galt dies von der Fenstertaxe, welche Licht, Luft und Gesundheit besteuerte, und von den Getreidezöllen, die das wichtigste Lebensbedürfniß vertheuerten. Gegen beide wendete sich daher zumeist und zunächst das Misbehagen.

Unter den Ausgabeposten erregten den meisten Anstoß die übertriebenen Aemterbesoldungen, die zahlreichen Sinecuren und hohen Pensionen, die Verschwendungen für Paläste und Gesandtschaften, insbesondere aber die Kosten für das stehende Heer. Und doch war dieses, nach amerikanischem Maßstabe freilich kolossal, im Verhältniß zu den Armeen des europäischen Festlandes von bescheidener Größe. Die Gesammtzahl desselben, für das ganze Reich mit Einschluß aller Colonien, belief sich 1836 auf 95,000 Mann, 1838 auf 109,000 und 1840 auf 113,000, wovon etwa 30,000 im Dienste der Ostindischen Compagnie standen. Die Lage der Colonien hatte die Steigerung bewirkt. Gegen das Werbesystem, auf dem

die Rekrutirung beruhte, sowie gegen die Anwendung körperlicher Züchtigungen, begann sich ebenfalls die öffentliche Meinung zu regen; der Antrag indessen, wenigstens die letztern abzuschaffen, fiel noch 1838 (26. März) im Unterhause durch. Nur zum Dienste in der Miliz war jeder Bürger verpflichtet; doch kann diese blos in außerordentlichen Fällen aufgeboten und nur innerhalb Landes verwandt werden. Stolzer als auf das Landheer, war man auf die meerbeherrschende Flotte; die Vereinigten Staaten von Nordamerika begnügten sich noch 1848 mit 79 Kriegsschiffen, während England deren acht mal mehr, über 650 besaß.

Auch der Erleichterung des Verkehrs und damit der Förderung der materiellen Interessen wandte sich England entschiedener und rascher zu als die übrigen Staaten Europas. Die Zahl der Dampfschiffe, deren erstes 1812 vom Stapel lief, war 1836 auf 388, zwei Jahre später auf 600 angewachsen; bis 1840 wurden im Ganzen 900 und bis 1849 mit Inbegriff der Colonien 1296 erbaut. Die erste Dampfeisenbahn wurde 1830 eröffnet; am Schlusse des Jahres 1842 war ein Netz von 1510 englischen Meilen vollendet und im Betriebe. Eine unerhörte und bewunderungswerthe Operation trat behufs der Erleichterung des schriftlichen Verkehrs, durch das Gesetz vom 17. August 1839, mit dem 10. Januar des folgenden Jahres ins Leben. Nach dem Plane von Rowland Hill wurde das Postporto plötzlich von seiner unnatürlichen und wandelbaren Höhe auf einen außerordentlich niedrigen und gleichmäßigen Satz zurückgeführt; für den einfachen Brief von ½ Unze Gewicht zahlte man fortan innerhalb der Grenzen Großbritanniens und Ir-

lands ohne Rücksicht auf die Entfernung nur 1 Pence, d. i. $10^1/_4$ Pfennige. Damit gab England die Losung für ganz Europa.

Indeß, trotz aller Bemühungen für die öffentliche Wohlfahrt, konnten weder finanzielle noch commercielle Krisen, noch die wucherische Zunahme des materiellen Elends vermieden werden. Im Jahre 1839 sah sich sogar die reiche londoner Bank genöthigt, zu einer vorschußweisen Anleihe von 2 Mill. Pfund bei der pariser Bank ihre Zuflucht zu nehmen. Dem Proletariat bot sich nicht so leicht eine Zuflucht oder ein Mittel ausreichenden Erwerbes dar. In ihm war für England ein gesellschaftliches Uebel erwachsen, das Nordamerika bei seinem Ueberflusse an zusammenhängenden Ländereien und bei der natürlichen Ablagerung seiner Bevölkerungsmassen in die Territorien, nicht kannte. In Irland war es mehr ländlichen, in England mehr städtischen Charakters. Dies lag in der Natur der Verhältnisse. Mit Feldarbeit und Viehzucht beschäftigten sich 1840 in Irland bei einer Bevölkerung von 8 Millionen nicht weniger als 1,850,000 Personen; in England, Wales und Schottland zusammengenommen bei $18^1/_2$ Mill. Einwohnern nur 1,400,000. Dagegen zählten die Fabriken aller Art in Irland nur einige 20,000 Arbeiter; in England, Wales und Schottland aber eine Million, wovon allein den Spinnereien und Webereien mehr als 800,000 angehörten.

Auf der einen Seite wurde nun das Proletariat emporgetrieben durch die Misverhältnisse des Grundbesitzes, durch den Anwachs der Latifundien und das Verschwinden der kleinen freien Grundeigenthümer, durch den Druck der Pachten und die Lasten aller Art, die auf den

Pächter fielen; auf der andern Seite wurde es in ähnlicher Steigerung herangereift durch die Ansammlung der Capitalien in den Händen Weniger und durch Privilegien aller Art, durch die Fortschritte des Maschinenwesens und die Entwerthung der Handarbeit, durch Verminderung des Absatzes seit dem Aufschwunge der festländischen Betriebsamkeit bei vermehrter englischer Production. Wie der freie Grundeigenthümer zum dienenden Tagelöhner, so sah sich der selbständige Handwerker zum abhängigen Lohnarbeiter umgewandelt. England, Schottland und Irland zusammengenommen zählten in den Dreißiger Jahren kaum noch 200,000 Landeigenthümer. In Irland war der Bauer in der Regel nur noch Tagelöhner; gegen die Verpflichtung zu 100—150 Tagen Arbeit des Jahres erhielt er vom Gutsbesitzer eine Erd- oder Lehmhütte und ein Stückchen Land von 1—4 Ruthen. Außerordentlich groß und bedenklich war die Zahl der kleinen irischen Pächter; um 1840 gab es deren 450,000, die ein Grundstück unter 4 Pfund jährlicher Pacht innehatten; 230,000 zahlten 4—8 Pfund, 334,000 endlich 8 Pfund und darüber. In England selbst war seit 1786—1831 die Zahl der Gutsbesitzer von 250,000 auf 7200 herabgesunken, in den Städten aber die der Arbeiter, im Verhältniß zu den Herren, auf 64—97 Procent gestiegen. Dabei begann in den Fabriken die billigere Arbeit der Kinder die der Erwachsenen mehr und mehr zu verdrängen. Um die Mitte der Dreißiger Jahre zählte man in den Factoreien nicht weniger als 354,000 Kinder, in ihrer Mehrheit Mädchen.

Und zu dem Allen kamen nun die immer noch drückende Besteuerung und die Korngesetze, Misernten und fort-

schreitende Steigerungen der Getreidepreise. Während der Jahre 1835—40 ging der Preis von 7 Pence (oder 6 Ngr.) für das vierpfündige Laib Waizenbrot bis auf 10 Pence (über $8^1/_2$ Ngr.) in die Höhe. Und dabei fielen im Durchschnitt auf jeden Kopf der Bevölkerung fast 2 Pfund jährlicher Abgabe. Was half es, daß der Staat und seine Finanzwirthschaft wohlbestellt war, daß aus den Reihen der Bemittelten eine kleine Schar Auserwählter zu unerhörter Güterfülle gelangte, — eine große Masse des Volks, und vorzugsweise in dem bejammernswerthen Irland, sank einem ebenso unerhörten Gütermangel in die Arme. In den Jahren 1840—42 wurden in Irland nicht weniger als 70,000 Menschen von Gutsbesitzern wegen rückständiger Zinsen aus ihren Hütten vertrieben; auch die Zustände der Fabrikarbeiter in England, obgleich die Lohnsätze für Einheimische bei regelmäßiger Beschäftigung meist ausreichend, oft doppelt so hoch als in Deutschland waren, erschienen während der Dreißiger Jahre, zumal bei dem großen Andrange arbeitsuchender Irländer, an manchen Orten, wie in Manchester, zu Zeiten wahrhaft grausenerregend. Dennoch war es nicht die Zahl, die das Elend in England bezeichnete; in dieser Beziehung stellte sich vielmehr sein Verhältniß sowol der eigenen Vergangenheit wie dem Auslande gegenüber noch als ein günstiges dar. Denn gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab es in England beiweitem mehr Bettler als im 19., nicht weniger als $1^1/_3$ Million unter $5^1/_2$ Million Einwohnern, und um 1840 war daselbst doch nur der zehnte Theil der Bevölkerung der Unterstützung bedürftig, während es in Deutschland schon der achte, in Belgien der sechste und

in Frankreich sogar der fünfte war. Was hingegen die Zustände auf britischem Boden charakterisirte, das war eben die jähe und fort und fort sich erweiternde Kluft zwischen dem Elend und dem Ueberfluß. Die äußersten Extreme berührten sich; England erschien in seinen Spitzen als das reichste und zugleich in seinen Tiefen als das ärmste Land der Welt, äußerlich strotzend, innerlich vielfach zernagt.

Freilich beschritt die Regierung auch auf socialem Gebiet den Weg der Reform. Mit der alten, unter Elisabeth gesetzlich geordneten Armensteuer, dem „großen politischen Krebs" des Landes, kam man nicht mehr aus. War es schon ein bedenkliches Mittel, auch Unbeschäftigten Almosen statt Arbeit zu geben, so wuchs überdies die Masse der Hülfsbedürftigen und Unbemittelten in ungleichem Verhältniß zur Bevölkerung an und trieb die Taxe dermaßen in die Höhe, daß sie Allen drückend und für Minderbemittelte sogar eine neue Quelle der Verarmung wurde; 1831 betrug die Armensteuer fast $8^1/_3$ Million Pfund. Russell sah sich zu dem Geständniß genöthigt: „Unsere Armen bilden eine Armee, vier mal so zahlreich als die, womit wir dem französischen Kaiserreich widerstanden." Es schien unzweifelhaft, daß der Verlaß auf Unterstützungen den Müßiggang und damit den Pauperismus steigere. Deshalb dünkte es rathsam, einerseits eine Verminderung der Armensteuer zu erzielen, andererseits die Arbeit möglichst zu regeln und Arbeitslosen Unterhalt mittels Beschäftigung zu geben. Durch ein Gesetz vom Jahre 1833, das 1839 verbessert wurde, trachtete man zunächst die Verwendung der Kinder in den Fabriken zu ordnen, sie vor Ungebühr, vor

Ausbeutungen in Kraft und Zeit zu schützen. Am 14. August 1834 kam dann das neue Armengesetz für England zustande. Es sollte die Uebelstände und Misbräuche der bisherigen Armenpflege durch größere Centralisirung derselben beseitigen, das Maß der Unterstützungen verringern, die Gelegenheit zum Arbeiten und Sparen eröffnen; es verordnete die Errichtung öffentlicher Werkhäuser. Eine Central-Armencommission leitete nunmehr von London aus das Ganze; unter ihr wirkten überall Ausschüsse an der Spitze der Armenbezirke und der Werkhäuser, deren allmälig viele hunderte sich aufthaten. Schon 1835 erhoben sich in England und Wales 112; im Jahre 1840 gab es daselbst bei einer Bevölkerung von 15—16 Millionen etwa $1\frac{1}{5}$ Million Arme, wovon 169,000, also der sechste Theil, in Werkhäusern untergebracht waren, der Rest aber, über eine Million, außerhalb derselben stand. In den Werkhäusern fand eine strenge Sonderung der beiden Geschlechter und der Jugend von den Erwachsenen statt; Mann und Frau, Aeltern und Kinder wurden voneinander getrennt und die Erlaubniß zum Ausgehen nur selten ertheilt.

Wirklich sank die Armensteuer fortan dergestalt herab, daß sie schon im Jahre 1837 nur wenig über 4 Millionen Pfund betrug. Allein das Gesetz brachte trotz mancher Vorzüge augenfällig auch manche Härten mit sich, und die Verwendung der Arbeitshäuser gewann den Anstrich eines Zwanges, der um so bitterer empfunden ward, als er zur Zerreißung des Familienlebens nöthigte. So geschah es, daß die Maßregel bei keiner Partei vollen Beifall fand, während sie in den arbeitenden Classen die Unzufriedenheit unverkennbar steigerte. Dennoch fiel der

Antrag auf Abschaffung des neuen Armengesetzes 1837 im Unterhause mit 309 Stimmen gegen 17 durch. In Ermangelung einer gründlichern Abhülfe hielt man an dem Nothmittel fest und suchte sogar dessen Anwendung zu erweitern. Denn die irische Armenbill, von Russell 1837 eingebracht und am 31. Juli 1838 zum Gesetz erhoben, war der englischen wesentlich nachgebildet und verpflanzte das System der Werkhäuser auch nach Irland. Hier fand dies aber noch geringern Anklang als jenseit der Meerenge. Ja, es mußte schon deshalb als unzulänglich erscheinen, weil es selbstredend außer Stande war, nur der halben Million blutarmer Irländer, die keinen Fußbreit Landes innehatten, Arbeit und Unterhalt zu verschaffen, und weil sonach die Lebensfähigkeit des Instituts im Grunde nicht sowol auf der Bedingung einer allseitigen Theilnahme, als vielmehr gerade umgekehrt auf dem Mangel derselben beruhte. Die irische Armenbill vermochte also vollends die Natur eines Palliativs nicht zu verleugnen und dem Elend so wenig nachdrücklich zu steuern, wie die Mäßigkeitsvereine des Pater Mathew, ob sich auch diese in einer vereinzelten Richtung wirksam zeigten; denn unzweifelhaft trugen sie dazu bei, daß der Branntweinverbrauch des Jahres 1842 im Verhältniß zur Bevölkerung des Jahres 1742 nur noch den sechsten Theil betrug.

Deshalb war denn auch O'Connell nicht ein Gegner der Mäßigkeisvereine, aber der Armenbill. Zwanzig Millionen Pfund hatte wenige Jahre zuvor das Parlament für Abschaffung der schwarzen Sklaverei in den Colonien Westindiens bewilligt. „Was aber habt ihr für uns gethan?“ rief O'Connell in der Debatte den Ministern zu.

Und in der That, die „Sklaverei der Weißen" im Mutterlande, wie man den Zustand des Proletariats nannte, ließ sich durch Werkhäuser so wenig wie durch Almosen und Armentaxen beseitigen. In Vielen lag das Gefühl, daß es hierzu umfassenderer und tiefer eingreifender Mittel bedürfe. Das hastige und unstete Suchen danach war der Antrieb zu der gewaltigen socialen Bewegung, von der wir England in den Dreißiger Jahren ergriffen sahen.

Vier Phasen hat diese Bewegung durchlaufen, die sich theils neben- theils nacheinander entwickelten. Die erste war communistischer Natur, die zweite socialistischen, die dritte social-politischen Gepräges, und erst die vierte nahm einen rein praktischen, den national-ökonomischen Charakter an. Die eine wurde durch den Owenismus vertreten, die andere durch die Arbeitervereine, die dritte durch die Repeal und den Chartismus, die letzte aber durch die freihändlerische Agitation zunächst gegen die Getreidegesetze.

II. Die sociale Bewegung.

1. Die communistische Phase.

Der Träger der communistischen Bewegung war seiner Lehre und seinem Wirken nach Robert Owen, von armen Aeltern 1771 geboren, früh dem Handelsstande zugewandt, nachmals Manufacturist und infolge einer reichen Heirath Inhaber einer großen Baumwollenspin-

nerei zu New-Lanark in Schottland. Er übernahm das Geschäft unter den allerungünstigsten Umständen, die zum Theil durch die Napoleon'schen Kriegszeiten, mehr aber noch durch die Ungefügigkeit und Rohheit der Arbeiter bedingt waren; dennoch gedieh unter seiner Leitung das Etablissement schon in ein paar Jahren zu einer Musterwirthschaft, welche die Blicke von ganz England und selbst der Fremde auf sich zog. New-Lanark erschien als die auserwählte Stätte des Segens; mit dem Reichthum des Ertrags ging das Glück der Arbeiter Hand in Hand.

Owen's Wirken fand seinen Urquell in einem unbegrenzten Wohlwollen gegen die Menschheit. Aus diesem Humanitätsgefühl entwickelte sich ihm die Ansicht, daß der Mensch von Natur weder gut noch böse, mithin unzurechnungsfähig und unverantwortlich sei, daher auf ihn weder durch Strafe noch durch Belohnung eingewirkt werden dürfe, sondern allein durch Beispiel und Aufmunterung, durch Liebe und Wohlwollen. Und es war ihm wirklich gelungen, das Völklein um ihn her zu sittigen, Alle empfänglich zu machen für die Mühen und Freuden eines gemeinsamen Schaffens und Lebens, für frohe Theilnahme an Arbeit und Genuß. Das Cottage- und Trucksystem brachte er ohne allen Eigennutz zur Anwendung; nirgends konnten die Arbeiter ein billigeres Obdach finden als in den von ihm erbauten Wohngebäuden, nirgends wohlfeilere Waare als in seinem Bazar, nirgend reichlichere und wohlschmeckendere Nahrung zu so geringem Preise als in seinem Speisehaus; ein bis dahin nirgends erzielter Erfolg stellte sich ein: die Arbeiter konnten sparen. Dann zog er das Ehrgefühl heran; Leistung

und Verhalten jedes Einzelnen wurde dem Urtheil der Gesammtheit unterworfen, und das Selbsturtheil hob die Thatkraft und die Sitten. Ein besonderes Augenmerk wandte Owen den Kindern der Arbeiter zu; in einem eigenen Schulhause erhielten sie, nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten im Gegensatze zu den damaligen Landschulen in Classen getheilt, unentgeldlich eine gemeinsame Erziehung; mit dem Unterricht wechselte Spiel und Gesang; kein Kind unter 10 Jahren durfte arbeiten, keines länger als 10 Stunden. So gab er den Anstoß zur Einführung der Kleinkinderschulen und zur Gesetzgebung über die Fabrikarbrit der Kinder.

Von New-Lanark drang, namentlich seit 1815, der Name Owen's durch die Welt. Die communistischen Grundzüge seiner Anschauung hatten sich noch nicht in ihrer ganzen Schärfe theoretisch entwickelt und waren überdies in der praktischen Anwendung unversehens hinter die patriarchalische Linie seines Waltens zurückgewichen. Dieser scheinbaren Uebereinstimmung mit den Principien des Patriarchalstaats, dem Glauben, daß er ein Verkünder der Autorität sei, verdankte er die Beweise von Anerkennung und Gunst, die selbst aus den höhern und höchsten Kreisen ihm entgegenfluteten. Der Herzog von Kent, der Vater der Victoria, war sein eifrigster Beschützer; der Kaiser von Rußland bezeigte sich ihm als Gönner; der König von Preußen, dem er einen Entwurf über Nationalerziehung eingesandt, verlieh ihm eine goldene Medaille und richtete an ihn ein schmeichelhaftes Handschreiben. Die niederländische Regierung folgte seinen Winken in Errichtung von Armencolonien. Das englische Parlament zog ihn wiederholt zu Rathe, und

seine Grundsätze über die Arbeitszeit der Kinder wurden zum Gesetz des Landes erhoben. Bei den berühmtesten Staatsmännern, wie Canning und Wilberforce, genoß er die höchste Achtung und stand mit ihnen in geselligem Verkehr.

Da warf sich Owen, ohne eine tiefere wissenschaftliche Bildung genossen zu haben, aber emporgetragen durch den Weihrauch der öffentlichen Meinung und ergriffen von der Idee, ein Reformator der Welt zu werden, von der Praxis in die Theorie und damit, ihm unbewußt, von dem Gipfel seiner Erfolge in die Mühen eines unendlichen vergeblichen Ringens. Schon 1812 waren seine „Neue Auffassungen der Gesellschaft oder Versuche über die Bildung des menschlichen Charakters" erschienen; seit 1817 prägte er seine Lehre in zahlreichen Schriften, namentlich in seinem „Buch von der neuen sittlichen Welt", zu dem schroffsten Communismus aus. Die Aufstellung eines vernunftgemäßen Religions- und Gesellschaftssystems war sein Anspruch, die Begründung der absoluten Gemeinde sein Ziel. Als die wahre Religion galt ihm die Erkenntniß des Wahren und dessen Anwendung auf das Leben; die Religion sei die angewandte Moral, von der Gottheit wisse der Mensch nichts. Demnach foderte er Aufhebung aller bisherigen Religionen, sowie aller bisherigen Staatsformen, Abschaffung jeder Superiorität, auch der des Capitals und der Intelligenz, Beseitigung des Geldes und der Einzelwirthschaft, Verneinung der unauflöslichen Ehe. Dagegen drang er auf die höchstmögliche Entwickelung der Production mit anziehender Arbeit, auf absolute Gleichheit der Rechte und Pflichten, auf Gleichheit des Unterrichts,

auf gleichmäßige Vertheilung der Erträge; denn die Aufgabe sei, gemeinsamen Reichthum für das gemeinsame Bedürfniß gemeinsam zu erwerben und zu vertheilen. Die Gründung der Gemeinden, von 500 — 2000 Mitgliedern, sollte vom Staat ausgehen, die gemeinsame Thätigkeit in denselben ausschließlich nach acht Altersclassen abgestuft sein, von denen die siebente, vom 30. — 40. Jahre, die innere Verwaltung zu leiten, die achte aber die Verbindung mit den andern socialen Gemeinden zu unterhalten hätte.

Bald genug sah sich Owen durch seine Lehren nach allen Seiten hin in Conflicte verwickelt, besonders mit der hochkirchlichen Geistlichkeit, die von seinen „gottlosen" Kinderschulen, und mit den politischen Radicalen, die von seinen „Utopien" nichts wissen wollten. Vergeblich warf er der erstern sowie allen positiven Religionsbekenntnissen subversive Tendenzen vor, und den Letztern Mangel an Willen und Fähigkeit, um dem Volke zu helfen. Weder die Einen noch die Andern schenkten ihm Glauben. So wurde, wiewol es ihm gelang eine Schule von Anhängern zu stiften, die Propaganda und damit zugleich der Aufenthalt in England ihm verleidet. Er ging, sein absolutes Ideal zu verwirklichen, nach Nordamerika, wo er denn auch von 1823—26 etwa dreißig communistische Gemeinden ins Leben rief. Der Verlust seines großen in New-Lanark erworbenen Vermögens, der Bankrott und die Auflösung der meisten Gemeinden, war das schließliche Ergebniß.

An Erfahrungen reicher als an Mitteln kehrte er nach England mit dem Vorsatze zurück, nunmehr alle seine Kräfte nicht sowol der Verwirklichung der absoluten

Gemeinde, als vielmehr nur der Vorbereitung der Gemüther auf deren künftige Begründung zu widmen. Dies umsomehr, als die Cooperativgemeinden, die seine Schüler in England selbst errichtet hatten, nachundnach ebenfalls zu Grunde gingen. Nur eine derselben, von Abraham Combe geleitet, war zu gewissen Erfolgen gediehen; aber auch sie verkam, als 1829 mit dem Tode der leitenden Persönlichkeit die Autorität dahinsank. Owen entfaltete eine riesenhafte Thätigkeit; zahllose Tractätchen und Volksversammlungen verbreiteten seine Lehren. Von 1827 — 37 hielt er, wie man berechnet hat, mehr als 1000 öffentliche Reden, ohne hierbei die in London veranstalteten Wochenversammlungen in Anschlag zu bringen, und schickte 500 Adressen nebst 2000 Journalartikeln in die Welt. Verschiedene Zeitschriften waren seiner Lehre dienstbar oder wurden in ihrem Interesse begründet. Zugleich bahnte er aber auch die zweite Phase der socialen Bewegung an, indem er seit 1827 der Ausgangs- und Mittelpunkt der nunmehr sich bildenden Arbeitervereine wurde.

Auf die Dauer indessen konnte Owen seinem Drange nach praktischen Versuchen nicht widerstehen. Er stiftete, um die Abschaffung des Geldes anzubahnen, eine Nationalbank zu gegenseitigem Arbeitsaustausch, bestehend in einem Bazar für die verschiedenen Waaren und in einer Zettelbank, die den Austausch vermittelte; der Preis der Artikel wurde hier nicht nach Geld, sondern nach Arbeitsstunden bemessen; für jedes Stück Waare erhielt der Abliefernde auf der Bank eine Bescheinigung, daß sie soundsoviel Arbeitsstunden werth sei, und diese Bescheinigung diente zugleich als Anweisung, um dagegen im

Bazar ein Aequivalent von gleicher Stundenzahl in anderen Waaren einzulösen. Das Unternehmen scheiterte, die Nationalbank machte 1832 Bankrott. Owen hatte seinen bleibenden Wohnsitz in London aufgeschlagen; als er aber 1834 in der Krisis der Arbeitseinstellungen durch die Vereine die Rolle des Vermittlers übernahm und sich infolge dessen nach beiden Seiten hin der Unzufriedenheit und der Verdächtigung ausgesetzt sah, siedelte er nach Manchester über, wo er an die Spitze einer communistischen Verbindung trat, die unter ihm als „Association aller Classen", in Birmingham als „Gesellschaft religiöser Rationalisten", gemeinhin als Sekte der „Socialisten" bezeichnet, einen so bedeutenden Aufschwung gewann, daß sie von der Absicht zur Errichtung einer communistischen Gemeinde im Jahre 1839 zur Ausführung des Planes übergehen konnte. Auf Grund einer Subscription wurde unter Owen's Leitung die Colonie Harmony-Hall bei Southampton errichtet, jedoch mit solchem Aufwande, namentlich auch bei den Bauten, daß sie schon 1845 wieder zu Grunde ging. Noch einmal wanderte er nach Nordamerika, kehrte aber 1846 zurück, aussichtslos, wiewol ungebeugt.

England ließ gleichwie Amerika den Communismus gewähren, weil es ihn nicht fürchtete; und es fürchtete ihn nicht, eben weil es ihn gewähren ließ. Das Project der Harmony-Hall hatte von neuem die Aufmerksamkeit auf Owen gelenkt. Selbst in der Königin Victoria regte sich die Neugier, den kühnen Reformator und seine Ideen kennen zu lernen; der erste Minister Lord Melbourne vermittelte die Audienz; noch im Jahre 1839 wurde der greise Veteran des Communismus

der Königin vorgestellt. Freilich erhob sich darob im Januar 1840 von Seiten der Geistlichkeit ein Sturm gegen das Ministerium. Der Bischof von Exeter, Dr. Phillpots, eiferte im Oberhause: Owen und seine Anhänger bildeten eine weitverzweigte Gesellschaft mit Häuptern, Missionaren, Abgaben, Pamphleten, Zeitungen und allem Rüstzeug einer vollkommenen Organisation; ihre Grundsätze wären ebenso anstößig als thöricht, im Widerspruch mit Religion und Sittenlehre: dem allen müsse die Regierung und das Gesetz entgegentreten. Melbourne entgegnete ruhig und bestimmt: „Er kenne Owen lange als achtbaren Mann; er werde nicht gegen den Socialismus einschreiten; manche nützliche Gesellschaften seien mit ähnlichen Mitteln und Formen auf gesetzlich erlaubte Weise zustande gekommen; eine Beaufsichtigung derselben oder eine Aenderung der bestehenden Gesetze habe große Schwierigkeiten; lange Erörterungen oder gar ernste Verfolgungen dürften nur dazu dienen, das Uebel zu vermehren; der gesunde Sinn des Volkes und — die Geistlichkeit könnten und würden ihm besser entgegenwirken, als die bürgerliche Obrigkeit und das Gericht."

Aehnlich äußerte sich der Minister des Innern Lord Normanby: „Man lege den Lehren Owen's dadurch, daß man sie zum Gegenstand einer Parlamentsdebatte mache, unvorsichtigerweise ein zu großes Gewicht bei. Sie hätten selbst in Amerika keinen Anklang gefunden und würden ihn noch viel weniger bei dem besonnenen britischen Volke finden. Uebrigens sei Owen, wie er immer gehört, ein ehrenhafter und namentlich ein bis zum Uebermaß wohlthätiger Mann, sodaß in letzterer

Hinsicht mancher vornehme Geistliche der Staatskirche sich an ihm spiegeln könne. Ein Einschreiten gestatte schon die Autonomie der englischen Stadtgemeiden nicht. Mehr als alle weltliche Gewalt würde gegen derartige Verirrungen die Geistlichkeit vermögen, wenn sie um das Wohl der untern Volksclassen und namentlich um das Volksschulwesen sich fleißiger bekümmere, als um politische Parteihändel." Selbst der Herzog von Wellington gestand: „Es sei schwer anzugeben, wie die Regierung hier einschreiten solle." Auch Lord Brougham bezog sich auf seine persönliche Bekanntschaft mit Owen, nannte die bezeichneten Lehren „harmlose Hirngespinnste" und erklärte: „Wenn ich anders den praktischen gesunden Menschenverstand meiner britischen Landsleute nicht überschätze, so darf ich sagen, solche Meinungen werden bei uns keine Fortschritte machen, vorausgesetzt, was ich wol zu beachten bitte: wenn man sie sich selbst überläßt."

Und in der That hatte schon längst die Theilnahme im Volk an den Ideen der Oweniten mehr und mehr abgenommen. Der Grundirrthum der Lehre war, daß sie die Kreise des socialen und des politischen Organismus, die sich nur einander bedingen und gegenseitig ergänzen sollen, zu identificiren oder vielmehr durch den einen den andern zu verdrängen trachtete. Aehnlich wie Nordamerika faßte England das Verhältniß der Gesellschaft zum Staate auf. Sollte der Staat der Boden der Freiheit für alle Bestrebungen der Gesellschaft sein, so durfte er eben nicht der Fußschemel für die Alleinherrschaft einer einzigen werden. Der Communismus im Staat, als Meinung oder Partei, als Doctrin oder

Experiment, als Genossenschaft oder Verein, konnte daher gleich allen andern für berechtigt und erträglich gelten; aber der Communismus als Staat, als alleinherrschendes Staatsprincip, erschien nur wie eine neue Art von Absolutismus. Als einen Grundsatz der Freiheit erachtete man es in beiden Ländern: daß Jeder Communist sein könne, der da wolle; aber als einen Grundsatz der Tyrannei: daß Jeder Communist sein müsse, auch ohne es zu wollen. Das aber ist eben die freiheitswidrige Idiosynkrasie so vieler Parteien, daß sie ihre Alleinherrschaft für gleichbedeutend mit der Freiheit halten, oder für die unerläßliche Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt; und in solchem Wahne war auch der Owenismus verfangen. Eine Ahnung dessen oder ein Funke dieser Erkenntniß tauchte allmälig selbst in den arbeitenden Klassen Englands auf; daher wandten sie sich mehrundmehr von den Doctrinen der Parteien ab, wollten als Stand ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen, durch unmittelbare praktische Maßregeln sich selber helfen. Damit begann die zweite Phase der Bewegung, der Aufschwung der Arbeitervereine. Es kam darauf an, ob ihre Bestrebungen wirklich praktisch, ob sie erfolgreicher sein würden als die communistischen.

2. Die Arbeitervereine.

Schon im Jahre 1827 hatte sich, durch Owen selbst und seine Anhänger angeregt, die Nationalunion der arbeitenden Classen gebildet, deren Hauptsitz Birmingham war. An ihrer Spitze stand der Schuhmacher Benbow; die nachherigen Parteihäupter Feargus O'Connor, Lovett, O'Brien, Hetherington, begannen hier ihre Lauf-

bahn; Hibbet gab die Mittel her zum Betriebe einer republikanischen Volkspresse, die so wohlfeil war, daß sie die Preise der alten Zeitungen und den Zeitungsstempel herabdrückte. Im Jahre 1831 rief Burdett in der Nationalassociation aller politischen Vereine eine Verbindung des Proletariats und der Mittelclassen ins Leben, die für die Reformbill agitirte. Die Annahme der letztern befriedigte die arbeitenden Classen nicht, weil sie selbst und ihre Interessen unvertreten blieben. Und nunmehr bildeten sich, zunächst wieder von Owen angeregt, zahlreiche Arbeitervereine mit dem Zwecke der ausschließlichen Förderung ihrer besondern Wünsche, ihres eigenen Vortheils. In wenigen Jahren dehnten sie sich über ganz England, Schottland und Irland aus. Es begann eine offene Fehde der Armuth gegen den Reichthum, der Arbeit gegen das Capital. Von dem augenfälligen Wahnsinn früherer Jahre, der das Heil in der Vernichtung der Maschinen suchte, war man im Allgemeinen freilich zurückgekommen; man wollte nur der Willkür der Fabrikherren entgegentreten, sich allseits eines angemessenen Lohnes versichern.

Aber auch dies Unternehmen, sich selbst überlassen, mußte einen bedenklichen Charakter annehmen; um so mehr, als an manchen Fabrikorten das Proletariat zu einem riesenhaften Uebergewicht emporgewachsen war. In Manchester umfaßten die arbeitenden Classen 64, in Duckenfield 97 Procent der Bevölkerung. Allmälig nahmen viele Arbeitervereine in ihre Statuten folgende Bestimmungen auf: 1) Niemand darf in einer Fabrik arbeiten, der nicht zu einem Verein gehört. 2) Der Verein setzt die Zahl der Arbeiter und Lehrlinge fest,

die ein Fabrikherr beschäftigen darf. 3) Er bestimmt die Höhe des Lohnes und die Zahl der Arbeitsstunden. 4) Er ernennt Aufseher zur Handhabung und Vollziehung aller Beschlüsse. 5) Er bestimmt die Geldbeiträge die Jeder zu zahlen hat, sowie die Strafen für etwaige Uebertretungen der Beschlüsse. 6) Er verfügt nöthigenfalls eine allgemeine Einstellung der Arbeit.

Es konnte nicht unterbleiben, daß sich aus diesem Programm die überspanntesten Foderungen entwickelten. An manchen Orten verlangte man eine Erhöhung des Lohnes um das Doppelte und wollte dafür nur drei Tage arbeiten, und an jedem dieser Tage wiederum nur vier bis fünf Stunden. Zudem artete bald genug die Vereinsorganisation für die Arbeiter selbst in Terrorismus aus. Die Obern wurden unsichtbar, die Leitung verlor sich in eine geheimnißvolle Wolkenhöhe; an die Stelle der freien Selbstbestimmung, deren der Engländer auf die Dauer sich nicht begeben kann, trat Statutenzwang und eine verborgene femartige Strafgewalt. Namentlich berüchtigt waren die glasgower Arbeiterverbindungen (trades-unions, thuggeries, thugs), und unter ihnen wieder besonders die „Nummer 60". Selbst Mord erreichte den Uebertreter oder Abtrünnigen. Kein Wunder, wenn im Stillen die meisten Mitglieder sich nach Unabhängigkeit und freier Arbeit zurücksehnten. Da kam die Krisis. Im Jahre 1834 verkündeten die Autoritäten der Vereine, vorauf die Schneider, eine allgemeine Arbeitseinstellung, eine sogenannte „heilige Woche". Die Anwerbung fremder Gesellen und Arbeiter, sowie die Uneinigkeit der Vereine, machte die Maßregel erfolglos.

Man sah sich zu Vergleichen genöthigt, und die einzige Errungenschaft für die gehabte Einbuße alles Verdienstes war, daß man von den Arbeitgebern abhängiger wurde denn zuvor. Der Weg unmittelbarer Selbsthülfe hatte sich nicht als praktisch erwiesen.

3. Repeal und Chartismus.

Nunmehr bahnte sich der Uebergang der socialen Bewegung in die dritte, die social-politische Phase an. O'Connell hatte von vornherein die Verbesserung der materiellen Lage Irlands auf politischem Wege erzielt; als das sicherste Mittel war ihm zunächst die Wiederherstellung eines eigenen Parlaments für Irland erschienen; deshalb foderte er schon 1830 die Aufhebung der Unionsacte, schuf die Repealassociation und leitete jene großartige Agitation ein, welche den Aufschwung der Arbeitervereine mit ihren einseitigen Zwecken und Sonderinteressen weit überdauert hat; deshalb hatte er auch diese Vereine nicht gleich Owen gebilligt, war ihnen sogar in ihren Misbräuchen offen entgegengetreten. Wie indessen die irische Repeal eben aus den Arbeitervereinen neue Nahrung an sich zog, so waren diese es auch, in denen der Chartismus den ersten günstigen Boden für seine Zwecke allgemeiner politischer Umgestaltung fand.

Das Verlangen nach allgemeinem gleichen Stimmrecht war nämlich schon hin und wieder in den Vereinen neben den Sonderbestrebungen aufgetaucht; jetzt, nachdem diese mislungen, erinnerte man sich wieder älterer Veranstaltungen in jenem Sinne, wie der großen Nationalpetition vom Jahre 1817, durch die angeblich beinahe

zwei Millionen Unterzeichner, großentheils dem Arbeiterstande angehörig, an ihrer Spitze Major Cartwright, das allgemeine Stimmrecht beansprucht hatten. Der Widerwille gegen das neue Armengesetz war ein neuer Hebel. Die Radicalassociation jedoch, die sich 1835 zu London bildete und in der die Mittelclasse vorherrschte, erweckte Mistrauen. Und so trat denn 1836 die politische Arbeiterassociation ins Leben, welche die Mittelclasse ausschloß, über alle großen Städte sich verbreitete und die eigentliche Wiege des Chartismus wurde.

Das große Elend der folgenden Jahre steigerte die Erbitterung. In Irland zählte man 1837 nicht weniger als 134 Todesfälle wegen Hunger und Kälte, und daneben 700 Todtschläge. Die 200,000 Dampfmaschinen Englands mit vier Millionen Pferdekraft schienen, in Verbindung mit den hohen Getreidezöllen und den Misernten, die Brotlosigkeit verewigen zu sollen. Die Auswanderung nahm überhand, doch ohne eine Abnahme der Bevölkerung zu bewirken, die vielmehr in den Jahren 1830 — 40 von 24 Millionen auf mehr als $26^2/_3$ anstieg, und zwar in England und Wales von $13^4/_5$ auf $15^9/_{10}$, in Schottland von $2^1/_3$ auf $2^2/_3$, in Irland von $7^3/_4$ auf $8^1/_6$ Million. In Schottland kam es zu förmlichen Arbeiterverschwörungen; hier und da zu offenem Aufstand. Von Blackwood in Canterbury erhob sich Nicholls Tom im Juni 1838 mit mystisch-religiöser Fahne an der Spitze von Landleuten, deren Losung die Verbesserung ihrer Lage war. Leicht gelang es, doch nicht ohne blutigen Zusammenstoß, diesen Aufruhr zu erdrücken. Ungehindert wurden dagegen an vielen Orten, selbst Nachts bei Fackelschein, Mee-

tings veranstaltet, wo man die Ursachen des Elends besprach und zur Abhülfe bald die Gewalt, bald die Gesetzgebung anrief. Verblendete Tories warfen sich in diese Agitation; aus Furcht vor einer Aufhebung der Korngesetze schrieben sie alles Unheil theils den Armengesetzen zu, theils der Härte der Manufacturisten, gegen deren Macht die Korngesetze die letzte Schranke seien. Als der heftigste Eiferer gegen das neue Armengesetz bezeigte sich der torystisch-radicale Agitator J. Stephens, ein anglikanischer Pfarrer, der offen erklärte: „er wolle das Volk gegen dasselbe ins Feld führen, die Bibel in der einen, das Schwert in der andern Hand.“ Auch reizte er die Arbeiter ziemlich unverblümt zu Gewaltthaten gegen die Capitalisten und Fabrikherren an. So schäumte und spritzte der instinctive und doch räthselvolle Erguß der Unzufriedenheit in wilden Ausschweifungen umher. Die Regierung war nicht im Stande, die Wogen zu beschwichtigen.

Maß und Richtung erhielt vielmehr die neue Bewegung erst dadurch, daß gleichzeitig auch eine Umwandlung des parlamentarischen Radicalismus vor sich ging. Die radicale Partei unter Hume war allmälig im Unterhause auf 50 — 60 Mitglieder angewachsen. Gleich der irischen unter O'Connell hatte sie, wie wir sahen, dem whigistischen Ministerium bei seinen Reformbestrebungen zur Stütze gereicht. Allein als ihre Hoffnung, daß die Reformbill eine Brücke zu tiefergreifenden Parlamentsreformen bilden werde, nicht in Erfüllung ging, als sie jede darauf zielende Foderung mit Entschiedenheit zurückgewiesen sah: da wurde sie andern Sinnes, begann mehrundmehr von den Whig-Reformers

sich abzusondern und ihre eigenen Wege zu wandeln. Schon nach dem Regierungswechsel im Jahre 1837, bei den Wahlen für das neue Parlament, war diese Spaltung beider Parteien und eine gewisse Neigung der Radicalen, sich mit den Tories gegen das Ministerium zu verbinden, unverkennbar. Während auf der einen Seite diese Coalition heranreifte, die erst im Jahre 1841 in dem Sturze des Whigcabinets ihre Früchte trug, lehnte sich andererseits der Radicalismus seit 1838 zugleich auch an die Volksmassen, an die Arbeitervereine an, suchte in ihnen eine breitere Grundlage seiner Wirksamkeit zu gewinnen. Hieraus erwuchs die eigentliche Bedeutung des Chartismus; er war das Product der Berührung und des Ineinandergreifens zweier bisher wesentlich geschiedener Factoren: des politischen Radicalismus und des socialen Proletariats.

Hatte Owen im Interesse einer einzigen Volksclasse die gesammte Gesellschaft in ganz neue Formen umgießen wollen, so ging der Chartismus von der Absicht aus, nur für eben diese Volksclasse innerhalb der alten Gesellschaft die volle politische Gleichberechtigung zu erkämpfen, damit sie dergestalt in den Stand gesetzt werde, durch Einwirkung auf die Gesetzgebung ihre ökonomische Lage selbst zu heben. Hierauf beruhte die Idee der „Volkscharte" (National charter, People's charter), welche die Programme der Arbeitervereine verdrängte. Es war Lovett, zuerst Tischler, dann Kaffeewirth und endlich Buchhändler, der die „fünf Fundamentalartikel" derselben entwarf; ein Mann ganz im Volke wurzelnd, aber ein denkender und leitungsfähiger Kopf, Autodidakt von den umfassendsten Kenntnissen in allen Arbeiterangelegen-

heiten, mit einem bedeutenden Organisationstalente begabt und vorzugsweise geschickt, obschwebende Fragen in eine gewinnende Fassung zu bringen; dabei von einer Mäßigung, daß selbst seine Gegner ihm die größte Achtung zollten. Seine fünf Artikel foderten: Allgemeines Stimmrecht, geheime Stimmabgabe, jährliche Parlamente, Abschaffung aller Vermögensqualificationen für die Mitglieder des Unterhauses, und Besoldung derselben durch Tagegelder. Erst später kam noch ein sechster hinzu: Eintheilung des Landes in Wahlbezirke nach der Kopfzahl. In einer Conferenz der Häupter zu London, an der auch O'Connell, Hume und andere Radicale theilnahmen, wurden die fünf Fundamentalartikel gebilligt und hierauf eine außerordentliche Volksversammlung der arbeitenden Classen nach Birmingham ausgeschrieben.

Am 6. August 1838 traten hier 200,000 Männer, fast durchgängig Arbeiter, zur Berathung über die Volkscharte zusammen; darunter Deputationen von Manchester, Liverpool, Edinburgh, Glasgow, Newcastle und andern großen Städten, wo zum Theil schon Meetings zu gleichem Zwecke, nur in viel kleinerm Maßstabe, abgehalten worden. Hauptleiter war der reiche Bankier und Fabrikbesitzer Thomas Attwood, Parlamentsmitglied für Birmingham, Gründer und Haupt der dortigen „Politischen Union“. Ihn unterstützten besonders Josuah Scholefield, ebenfalls Parlamentsmitglied für Birmingham, und der irische Advocat Feargus O'Connor, früher Parlamentsmitglied für die Grafschaft Cork, dessen Wiederwahl 1835 durch den Nachweis unzureichenden Grundbesitzes hintertrieben worden und der seitdem von der irischen Volkspartei mit glühendem Eifer zur Sache der Arbeiter-

agitation in England übergegangen war. Ehrgeizig, fanatisch und in Worten stets bereit, dreinzuschlagen und die ganze Welt umzubringen, schien O'Connor besonders geeignet, Leidenschaften anzustacheln und Brauseköpfen oder Gewaltmännern zum Führer zu dienen. Anfangs ganz von dem mildern Lovett geleitet, trieb es ihn, sich selbständig emporzuarbeiten und mehr und mehr sich zum Haupt der Bewegung aufzuwerfen. Der Tag von Birmingham, an dem der Chartismus seine eigentliche Taufe und Weihe empfing, bot zugleich ein farbenreiches, ernsthumoristisches Musterbild derartiger Volksversammlungen dar.

Der unermeßliche Zug der radicalen „Bataillone" bildete sich auf und vor dem Stadthause zu Birmingham. Alle Fabrikherren der Stadt und Umgegend waren höflich eingeladen worden, an diesem Tage ihre Fabriken zu schließen. Musikchöre ließen sich vernehmen; Fahnen und Flaggen mit Emblemen aller Art sah man in den Lüften wehen. Unter denen, welche die Birminghamer Arbeiter trugen, bemerkte man auch eine, deren sinnbildliche Darstellung gegen die Korngesetze gerichtet war; sie zeigte drei Laibe Brot, der eine sehr klein mit der Aufschrift: „6 Pence England", der zweite groß mit der Aufschrift „6 Pence Frankreich", der dritte noch viel größer mit der Aufschrift „6 Pence Rußland"; ringsum die Worte: „Wirkungen der Korngesetze." Als Attwood an der Spitze der Abgeordneten aus den andern Städten erschien, wurde er mit donnerndem Zuruf empfangen, worauf drei „Groans" folgten für die „whigischen Nasendreher und die torystischen Tyrannen". Während das „Conseil" der Politischen Union im Stadthause Sitzung

hielt, um die Vorgänge des Tages anzuordnen, wurden vorläufig mehre Adressen verlesen. Die aus Manchester erinnerte an den 16. August 1819, wo die Volksversammlung auf der „Haide von Peterloo“ durch die Soldateska auseinandergesprengt und Volksblut vergossen worden sei; ihr Ton war bald feurig und aufregend, bald wieder gemäßigt und besänftigend. „Soll — hieß es — der Jammerschrei hingeschlachteter Weiber und Kinder, soll das Todesröcheln gemordeter Männer vergessen sein von den Radicalreformern von Manchester? Nein, sie werden sich friedlich und gesetzlich versammeln und eine Petition beschließen um Abschaffung der schändlichen Korngesetze und um eine Radicalreform in der Vertretung des Volks. Mitstrebende in der Sache der Freiheit! Wir haben eine Scheinreform erhalten in dem Hause, das ein Haus des Volkes sein soll; und was ist ihr Ergebniß für die arbeitenden Classen? Man hat uns ein neues Armengesetz gegeben, kraft dessen ihr um des Verbrechens willen, daß ihr in Armuth gesunken seid durch ein System der Misregierung, von der Brust eurer Weiber und Kinder gerissen und verbannt werden könnt in ein Arbeitshaus. Mitbürger! Reißt euch empor aus eurer anscheinenden Apathie! Brüder Radicale! Tretet auf zur Vertheidigung eurer Rechte und unterstützt solche Männer wie John Fielden, Parlamentsmitglied für Oldenham, Feargus O'Connor aus Leeds, Thomas Attwood aus Birmingham; sie werden euch auf dem Wege des Gesetzes zum Siege führen, von Eroberung zu Eroberung, bis ihr erlangt habt jährliche Parlamente, allgemeines Stimmrecht, Ballotage und vor allem Abschaffung alles Vermögenscensus für Wähler und Gewählte.“

Endlich setzte sich die ungeheure Menge mit fliegenden Fahnen in Bewegung, unter Vorantragung von mancherlei Insignien, und indem Musikchöre das Nationallied spielten: „Briten werden nimmer Sklaven" (Britons never shall be slaves). Auf einem anderthalb englische Meilen von Birmingham gelegenen freien Platze, den sogenannten „Feldern von Halloway-Head", wurde Halt gemacht. Der Platz war zu einer so großen Volksversammlung wie geschaffen, ein sanft aufsteigendes, natürliches Amphitheater, in dessen Halbkreis auf der Niederung die Rednertribünen, Bretergerüste oder Hustings aufgeschlagen waren. Attwood, als Präsident der Union, ergriff unter unermeßlichem Beifall zuerst das Wort. Nachdem er die Versammlung eingeladen, in einem kurzen Gebete den Segen des Allmächtigen auf ihre Sache herabzurufen, und dies geschehen war, foderte er zu einer allgemeinen Petition im Sinne der fünf Artikel und zur Niedersetzung eines Ausschusses auf. „Wir besitzen", äußerte er, „keine Waffen, aber eine große und gerechte Sache, offene Köpfe, gesunde Herzen und den Entschluß, die Freiheit und Wohlfahrt unsers Landes herzustellen. Mit Gottes Segen wollen wir einen Theil der Regierung ändern, wir wollen das Haus der Gemeinen umwandeln. (Unermeßlicher Beifall.) Wir brachten vor sieben Jahren eine Umwandlung zustande, aber sie täuschte die Rechte und Hoffnungen des Volks. Diesmal wollen wir keinen Misgriff thun. Ich habe nie das Volk ohne Ursache aufgeregt: mein Zweck ist nur das Glück der Massen. Ihr habt ein Recht voranzugehen zum Sturze der Unterdrückung, zum Sturze Beider, der Whigs wie der Tories. Es ist uns von einem der besten und be-

rühmtesten Männer, die je gelebt, dem Franzosen Lafayette, gesagt worden: «Eine Nation braucht nur zu wollen, um frei zu sein.» Allerdings. Aber wie kann man den Willen kundthun? Zeigt mir zwanzig solche Versammlungen wie diese hier, und ich will euch die Beherrscher Englands kennen lehren. (Ungeheurer Beifall.) In Glasgow, in Newcastle haben deren stattgefunden. Wenn auch zu Manchester, Sheffield, Liverpool und anderwärts deren gehalten werden, wenn frische englische Herzen und Hände um die gerechte und gerade Sache sich zusammenscharen: dann werden wir bald die Regierung nicht mehr die Reform verweigern sehen. Kein Blut wird fließen! Fern sei von mir der Ehrgeiz, ein Robespierre sein zu wollen. Ich will mich bemühen, daß zwei Millionen Männer, friedlich und ohne das Gesetz zu brechen, wie Ein Mann handeln; wehe aber dem Mann, der das Gesetz gegen uns bricht! (Unermeßlicher Beifall.) Wir wollen kein Wort vom Hause der Lords, kein Wort von der Krone sagen; wir wollen an dem ihnen gehörigen Platze zu ihnen stehen. Aber wir wollen keinen Eingriff des Hauses der Lords in das der Gemeinen dulden; dieses muß ein Haus der Gemeinen sein und bleiben. Wir wollen Krone und Lords im Besitz ihrer eigenen schönen Rechte lassen; aber wir werden Sorge tragen, daß sie nicht länger die unserigen sich anmaßen. Die Frage ist: Durch welche Mittel können wir unsere Absicht am besten erreichen? Ihr habt von einer Heiligen Woche gehört (lauter Beifall); ihr Alle wißt, was Arbeitshemmung bedeutet; ich würde nicht anrathen, daß Herren und Untergebene gegeneinander kämpfen sollen; aber die Zeit ist gekommen, wo wir Alle zusammen

gegen das Haus der Gemeinen etwas ausführen müssen. Ihr könnt Alle einen Tag erübrigen. Nehmt an, wir setzen eine Heilige Woche fest, wo durch ganz England kein Weberschiff bewegt werden, kein Amboß ertönen, während welcher Jedermann seine Arbeit verlassen soll. (Lauter Beifall.) Gott verhüte, daß es so weit komme: wir werden erlangen, was wir brauchen, ohne zu diesem Mittel unsere Zuflucht zu nehmen. Aber wenn nicht: dann laßt die Feinde des Volks die Folgen davon tragen!"

Nach mehren andern Rednern, die Anträge über einzelne Beschwerden stellten, sprach Scholefield seine Enttäuschung in Betreff des reformirten Unterhauses aus. „Er habe mindestens gehofft, in eine Gesellschaft einsichtsvoller und redlicher Männer einzutreten; nun hätte er jedoch im Parlament so Viele angetroffen, die ein Interesse dabei fänden, dem Volke Unrecht zu thun, daß er sich von ihnen nichts Gutes versprechen könne. Im Parlament einen Mann suchen, der nur das öffentliche Wohl im Auge habe, heiße eine Nadel in einem Heuschober suchen. Spreche man zu ihnen von dem allgemeinen Besten, so lachten sie Einem entweder geradezu ins Gesicht, oder stellten sich unwissend und erklärten: sie begriffen nicht, was man von ihnen wolle. (Ruf: Schmach über sie!) Rede man dagegen mit ihnen von ihren Particularinteressen, dann würden sie auf einmal lebendig wie ein Bett voller Flöhe." (Gelächter.) Nachdem der Redner gegen einzelne Misbräuche und insbesondere gegen den Unfug geeifert, der noch immer mit Pensionen getrieben werde, wobei namentlich der König von Hannover als Herzog von Cumberland

übel wegkam, schloß er mit den Worten: „Ein arger Schuft, Edmund Burke, hatte die Keckheit zu behaupten, das Volk habe nichts mit den Gesetzen zu schaffen, sondern blos ihnen zu gehorchen. Unter allen Unverschämtheiten, die jemals von Menschenlippen kamen, ist diese eine der unverschämtesten, und die hat ein Erzschelm hervorgegeifert, der das Land jährlich um eine Pension von 3000 Pfund bestahl."

Am merkwürdigsten war die Rede O'Connors, keineswegs von Heftigkeit und Uebertreibung frei, aber doch minder kriegerisch als seine Art war und nicht ohne Prahlereien, denen er nachmals nicht entsprach. „Das Volk von Birmingham — sagte er — sei als große Jury versammelt, um zu entscheiden, ob die Whigs dem Vertrauen und den Diensten entsprochen, die das Volk ihnen geleistet; ob die Whigs, sei es hinsichtlich ihrer Handlungsweise gegen Irland, oder gegen die arme Bevölkerung Englands, oder gegen die Nation überhaupt, schuldig seien oder nicht. (Lauter Ruf: Schuldig!) Seitdem das Volk die Reformbill durchgesetzt, hätten die Whigs nichts gethan. Auf Beseitigung einzelner Hemmnisse gebe er keinen Heller; Pensionslisten und Korngesetze würden, wenn morgen abgeschafft, unter den dermaligen Umständen in einer andern Gestalt doch wieder auf die Schultern des Volks gewälzt werden. Nur bei allgemeinem Stimmrecht könnten solche Maßregeln von wirklichem Nutzen sein. Er sei hier als Vertreter der Wünsche und Gefühle von drei Millionen entschlossener Seelen und tapferer Arme. Es sei unter ihnen Niemand, der nicht völliges Zutrauen zu der moralischen Macht der Nation hege. Derjenige, der ihnen physische

Gewalt entgegensetzen wollte, würde zuerst das Feld räumen müssen. Die moralische Macht sei die Grundlage des menschlichen Geistes, die ihn lehre, zu untersuchen, zu tragen und Geduld zu haben. Damit sei aber nicht gesagt, daß er zufrieden sei, als Sklave zu leben. Denn wäre Alles umsonst angewandt und ginge von irgend einer Partei das Unrecht aus: dann sei der Mann verflucht, der nicht der Gewalt mit Gewalt begegne. Die Whigs fragten nur stets: Sind wir nicht besser als die Tories? Das mahne ihn an jenen Zierbengel, der sich den Geruch nach Zwiebeln im Munde vertreiben wollte und dem ein Freund vorschlug, einige Stücke Knoblauch hinunterzuschlucken. (Gelächter.) Er möge aber weder die Zwiebeln des Torysmus noch den Knoblauch des Whigthums hinunterwürgen, sondern wolle eine tüchtige Dosis Radicalismus vorschlagen. Es gäbe kein anderes Mittel, zum Bessern zu gelangen, als die Massen in Bewegung zu setzen; in den letzten sechs Monaten sei er 2000 Meilen weit gereist; er habe Soldaten die Versammlungen des Volkes bedrohen sehen; er habe ihnen gesagt, sie möchten ihm das Schlachtfeld bezeichnen, und wofern sie Lust hätten, die Metzelei zu beginnen, ihm Zeit lassen, seine Bataillone zu mustern; und wenn zwei Millionen nicht hinreichend wären, würden fünf Millionen aufstehen, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Die niedrige londoner Presse habe Männer wie Stephens Wahnsinnige genannt, die das Land in Verderben und Blutvergießen zu stürzen suchten; niemals aber habe er sie den Gebrauch von Waffen anrathen hören; dahingegen hätte dies in Wirklichkeit der Staatsmann Henry Brougham gethan. Wenn er, der

Redner, je den Gebrauch der Waffen anempfehle, so würde man ihn selbst bewaffnet an der Spitze des Volks finden. (Lauter Beifall.) Dies sei die beste Bürgschaft dafür, daß er nicht übereilt zu den Waffen greifen würde. Er sei für eine erbliche Monarchie, aber er wolle eine verantwortliche Macht hinter dem Throne, die mächtiger sei als der Thron selbst. Doch wann habe man je einen solchen Schub von Ministern gesehen als jetzt? Da sei der kleine Lord John (Russell) und Lord Howick (der Kriegssecretär) und der große Staatsmann Lord Palmerston, dann Sir John Hobhouse und zuletzt, jedoch nicht der kleinste, der Krämergeneral der Nation Spring-Rice. Er habe nie eine solche Büchse voll Lucifers gesehen. Laßt uns, schloß O'Connor, einen starken Stoß, einen langen Stoß, einen vereinigten Stoß vollbringen, bis darniedergestreckt liegt die Burg der Corruption und ihr in den Tempel der Verfassung eintretet!"

Die vorgeschlagenen Beschlüsse in Betreff der fünf Fundamentalartikel wurden von der Versammlung angenommen und hierauf unter allgemeinem Zuruf eine Bittschrift an das Unterhaus genehmigt, die zu einem geschichtlich merkwürdigen Actenstück geworden, weil sie nicht nur die Anschauung des Chartismus am treffendsten charakterisirte, sondern auch für dessen fernere Entwickelung maßgebend wurde. Denn wie den Ursprung, so bildete sie auch den Grundtext der großen „Nationalpetition". Nicht weniger als 214 Städte, Grafschaften und Bezirke schlossen sich ihr nach und nach an. Sie lautete also:

„Wir, die Bittsteller, wohnen in einem Lande, dessen Kaufleute wegen ihres Unternehmungsgeistes berühmt,

dessen Manufacturen vortrefflich, dessen Werkleute ob ihres Gewerbfleißes sprüchwörtlich sind. Das Land selbst ist gut, der Boden reich und die Luft gesund; es ist im Ueberfluß ausgestattet mit den Stoffen für Handel und Gewerbe; es hat zahlreiche und bequeme Häfen; in der Leichtigkeit des Binnenverkehrs übertrifft es alle andern. Seit 23 Jahren haben wir eines tiefen Friedens genossen. Gleichwol, bei allen diesen Elementen der Nationalwohlfahrt und bei aller Fähigkeit und Neigung solche zu benutzen, finden wir uns niedergedrückt durch öffentliche und Privatleiden. Wir sind gebeugt unter einer Last von Steuern, welche dennoch nicht ausreichen, beiweitem nicht ausreichen für die Bedürfnisse unserer Beherrscher; unsere Gewerbsmänner zittern am Rande des Bankrotts, unsere Werkleute verhungern, das Capital bringt keinen Gewinn, und die Arbeit keinen Lohn; die Wohnung des Künstlers ist verödet, der Speicher des Pfandleihers ist voll, das Armenarbeitshaus ist überfüllt, die Fabriken sind verlassen. Wir haben umgeschaut nach allen Seiten, wir haben sorgfältig geforscht nach den Ursachen einer so tieffressenden, so lange dauernden Noth. Wir können keine entdecken, weder in der Natur noch bei der Vorsehung. Der Himmel ist mit dem Volke gnädig verfahren, aber die Thorheit der uns Regierenden hat die Güte Gottes vergeblich gemacht. Die Kräfte eines mächtigen Reiches wurden verschwendet zum Aufbau der Macht selbstsüchtiger und unwissender Menschen, und seine Hülfsquellen vergeudet für ihre Vergrößerung. Das Wohl der Nation hat man aufgeopfert dem Wohl einer Partei; die Wenigen haben regiert für das Interesse

der Wenigen, während das Interesse der Vielen verabsäumt oder frech und tyrannisch mit Füßen getreten wurde. Das Volk wiegte sich in der thörichten Hoffnung, daß für die meisten, wenn nicht für alle seine Beschwerden sich ein Heilmittel finden würde in der Reformacte von 1832. Man hatte uns gelehrt, diese Acte als ein weises Mittel zu einem würdigen Zwecke zu betrachten, als den Mechanismus einer verbesserten Gesetzgebung, wo der Wille der Massen endlich mächtig durchdringen würde. Wir fanden uns bitter und schnöde betrogen. Die Frucht, die dem Auge so schön aussah, ist zu Staub und Asche geworden, als man sie pflückte. Die Reformacte hat die Macht von einer herrschenden Faction auf eine andere übertragen, und das Volk so hülflos gelassen wie zuvor. Unsere Sklaverei ist vertauscht worden mit einer Lehrlingschaft für die Freiheit, und diese hat das schmerzliche Gefühl unserer gesellschaftlichen Herabwürdigung nur erschwert, indem sie die krankhafte Empfindung einer immer hinausgeschobenen Hoffnung hinzufügte. Wir treten vor euer ehrenwerthes Haus, um euch in aller Unterwürfigkeit zu sagen, daß dieser Zustand der Dinge nicht fortdauern darf; daß er nicht fortdauern kann, ohne des Thrones Festbestand und des Reiches Frieden ernstlich zu gefährden, und daß, wenn mit Gottes Hülfe und Anwendung aller gesetzlichen und verfassungsmäßigen Mittel demselben ein Ziel gesetzt werden kann, wir entschlossen sind, daß es schnell geschehen solle. Wir sagen euch, das Capital des Arbeitsherrn darf nicht länger beraubt bleiben des ihm gebührenden Gewinns; der Schweiß des Arbeiters darf nicht länger beraubt bleiben des ihm gebührenden Loh=

nes; die Gesetze welche die Nahrung vertheuern, sowie die Gesetze, welche das Geld selten und damit die Arbeit wohlfeil machen, müssen aufgehoben werden; die Besteuerung muß das Eigenthum treffen, nicht den Gewerbfleiß; das Wohl der Vielen muß, wie es der einzige gesetzliche Zweck der Regierung ist, also auch ihr einziges Bestreben sein. Als eine wesentliche Einleitung zu diesen und andern erfoderlichen Aenderungen, als das Mittel wodurch allein die Volksinteressen wahrhaft erkannt und gesichert werden können, verlangen wir, daß diese Interessen der Obhut des Volkes anvertraut werden. Wenn der Staat Vertheidiger aufruft, wenn er nach Geld ruft, da gilt keine Einrede der Armuth oder Unwissenheit, um die Foderung zu verweigern oder zu verzögern; man heischt von uns allgemein, die Gesetze zu unterstützen und ihnen zu gehorchen; also sind wir auch durch Natur und Vernunft berechtigt zu begehren, daß bei Abfassung der Gesetze aufmerksam auf die allgemeine Stimme gehört werde; wir leisten die Pflichten freier Männer, also gebe man uns auch ihre Rechte: Wir verlangen allgemeines Stimmrecht. Das Stimmrecht, um der Bestechung der Reichen, der Gewaltthätigkeit der Mächtigen überhoben zu sein, muß geheim sein; die Behauptung unseres Rechts umfaßt in sich nothwendig die Befugniß seiner uncontrolirten Ausübung; wir verlangen ein reales Gutes, nicht seinen Schein: Wir verlangen die Ballotage. Die Verbindung zwischen den Repräsentanten und dem Volk, um wohlthätig zu sein, muß innig sein; die Legislatoren und constituirenden Gewalten müssen, um der Berichtigung und Instruirung willen, in häufige Berührung miteinander gebracht werden; Fehler, welche da,

wo sie schnelle populäre Abhülfe zulassen, vergleichsweise leicht sind, können die unseligsten Folgen nach sich ziehen, wenn man sie durch jahrelange gezwungene Duldung einwurzeln läßt; für die öffentliche Sicherstellung, sowie für das öffentliche Vertrauen, sind häufige Parlamentswahlen wesentlich: Wir verlangen jährliche Parlamente. Neben der Macht zu wählen und der Freiheit im Wählen muß der Umkreis unserer Wahl unbeschränkt sein. Durch die bestehenden Gesetze sind wir genöthigt, zu unsern Repräsentanten Männer zu nehmen, welche unfähig sind unsern Nothstand zu würdigen, oder welche wenig Sympathie mit ihm fühlen: Kaufleute, die sich vom Handel zurückgezogen haben und nicht länger seine Vexationen empfinden; Landeigenthümer, welche hinsichtlich der Uebel und ihrer Heilmittel gleich unwissend sind; Rechtsgelehrte, welche in den Ehren des Senats nur das Mittel suchen, ihre Praxis bei den Gerichtshöfen zu vermehren. Die Arbeiten eines pflichteifrigen Volksvertreters sind zahlreich und beschwerlich; es ist weder gerecht, noch billig, noch sicher, dieselben fortan unentgeltlich leisten zu lassen. Wir verlangen, daß bei künftigen Wahlen von Mitgliedern für euer ehrenwerthes Haus die Billigung der Wählerschaften die einzige Qualification sei, und daß jedem so gewählten Repräsentanten aus der Staatskasse eine billige und angemessene Vergütung für die Zeit angewiesen werde, die er dem öffentlichen Dienste zu widmen berufen ist. Endlich versichern wir euer ehrenwerthes Haus auf das eindringlichste, daß diese Petition von keiner eiteln Veränderungssucht eingegeben worden ist, daß sie aus keiner unbedachten Vorliebe für phantastische Theorien entspringt, sondern

daß sie das Ergebniß aus vieler und langer Erwägung und aus Ueberzeugungen ist, welche durch die Ereignisse aller aufeinander folgenden Jahre mehrundmehr befestigt werden. Die Verwaltung dieses mächtigen Königreichs war bisher nur für hadernde Factionen das Feld, auf dem sie ihre selbstsüchtigen Experimente versuchten. Wir haben die Folgen gefühlt in unserer traurigen Erfahrung — kurze Sonnenblicke ungewisser Freude verschlungen in langen und finstern Leidensnächten. Sollte des Volkes Selbstregierung nicht seine Noth beseitigen, so wird sie wenigstens seine Unzufriedenheit entfernen. Allgemeines Stimmrecht wird und kann allein der Nation wahren und dauernden Frieden bringen; wir glauben fest, daß es auch Wohlfahrt bringen werde. Möge es daher euerm ehrenwerthen Hause gefallen, diese unsere Petition in ernsteste Erwägung zu ziehen und mit all eurer Kraft und allen verfassungsmäßigen Mitteln auf die Annahme eines Gesetzes hinzuwirken, das jedem Unterthan männlichen Geschlechts, der gesetzlichen Alters, bei gesunden Verstandeskräften und keines Verbrechens überführt ist, das Recht gebe, bei Parlamentswahlen mitzustimmen, das ferner geheime Ballotage gewähre, die Dauer der Parlamente auf ein Jahr beschränke, alle Vermögensqualificationen für die Mitglieder abstelle und ihnen für die Dauer ihrer parlamentarischen Pflichten eine billige Remuneration zuspreche."

Nach Annahme dieser Adresse, so meldeten alle Berichte, ging die ungeheure Volksmenge in Ruhe und Ordnung auseinander.

Dem birminghamer Meeting folgten zahlreiche ähnliche an allen bedeutendern Orten Englands und Schott-

lands auf dem Fuße nach, während gleichzeitig O'Connell seine irische Agitation fortsetzte. In London ging die chartistische Volksversammlung am 17. September vor sich; ein öffentlicher Beamter, der High-Bailif von Westminster, berief sie und führte den Vorsitz; Hauptredner waren die Parlamentsmitglieder Leader und Brown und der Dichter Elliot, der Verfasser der „Korngesetz-Reime". In Bath wurde sogar am 1. October ein Weibermeeting veranstaltet; 4000 Frauen unter dem Vorsitz der Mistreß Ballwell sprachen sich in den Hartshall-Gärten zu Gunsten der Volkscharte aus.

Die kolossalste Versammlung aber fand zu Manchester am 24. September unter dem Vorsitz des Parlamentsmitgliedes und Mühlenbesitzers John Fielden statt; nicht weniger als 300,000 Zuhörer fanden sich angeblich auf der Ebene Kersal-Moor ein. Der Aufruf dazu schloß mit dem Wahlspruch: „Friede! Gesetz! Ordnung!" Jeder Zug der Arbeitermassen wurde von einer Musikbande geführt; es wimmelte von Fahnen mit allegorischen Anspielungen. Hier sah man die Britannia auf einem Felsen, unter ihren Füßen die Ketten des Despotismus, in der Rechten den Dreizack des meerbeherrschenden Neptun, in der Linken die Volkscharte, zur Seite den britischen Löwen, dazu die Mottos von Lafayette und Nelson: „Eine Nation darf nur frei sein wollen, um frei zu sein. England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue." Eine andere Fahne zeigte in goldenen Buchstaben die Worte: „Die Erde gehört dem Menschen" und den Bibelspruch: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." (2 Thessal. 3, 10). Eine dritte trug die Inschrift:

„Sind wir zu unwissend Gesetze zu machen, so sind wir zu unwissend Gesetzen zu gehorchen; sind wir nicht klug genug Taxen auszuschreiben, so sind wir auch nicht klug genug Taxen zu bezahlen.“ Die unübersehbare Menge blieb ruhig und unverwirrt, obgleich die Wenigsten im Stande waren, die Redner zu verstehen.

Fielden empfahl, die Foderung ganz auf das allgemeine Stimmrecht zu concentriren; hätten sie dies erlangt, so werde alles Andere ihnen von selbst zufallen. „Nach dem Kriege habe man die Einkommensteuer aufgehoben und ein Korngesetz gegeben, die Steuerlast den Reichen abgenommen und auf die Armen gewälzt. Das Volk, sobald es allgemeines Stimmrecht habe, werde Männer ins Parlament schicken, die der Ungerechtigkeit ein Ziel setzen, die Accise abschaffen oder doch wesentlich mindern, und den Staatsbedarf vornehmlich durch Besteuerung des Eigenthums aufbringen würden.“ Auch O'Connor ließ sich wieder in seiner gewohnten effectvollen aber ruhmredigen Weise vernehmen. „Ich stehe hier“, sagte er, „als Vertreter einer Stadt, wo gemeinhin der Sitz des Königthums ist; vor 48 Stunden erst habe ich recht eigentlich unter der Nase der Königin zum Volke gesprochen.“ Der exaltirteste Redner war jener Pfarrer Stephens, der die politischen Zwecke des Chartismus im Grunde verachtete und sie um jeden Preis mit socialistischen düngen wollte. „Die Frage vom allgemeinen Stimmrecht, erklärte er, sei nichts Anderes als eine Messer- und Gabelfrage; er verstehe darunter, daß jedem Arbeiter im Lande das Recht zustehe, einen guten Rock am Leibe, einen guten Hut auf dem Kopfe, ein gutes Dach auf dem Hause und eine gute Mahlzeit für sich

und die Seinen zu haben; daß er nicht mehr arbeite als seine Gesundheit vertrage, soviel Lohn erhalte um genügend davon leben zu können, und jede solche Unterhaltung genieße, wie sie ein vernünftiger Mensch sich wünschen möge." Diese socialen Ansprüche, nicht die politische Rechtsgleichheit, war er geneigt durch „Feuergewehre" zur Geltung zu bringen.

In einer spätern Volksversammlung zu Wigan gestand Stephens sogar offen ein: „Er wolle nichts zu thun haben mit der Romantik des allgemeinen Stimmrechts; er achte es nicht eines Strohhalms werth, wenn nicht andere Dinge mit ihm zugleich kämen. Es sei Zeit, sich zum Kriege zu rüsten. Eine heilige Volkserhebung sei es, die er predige, eine Rebellion Gottes, eine Umwälzung auf Christi Geheiß und in Christi Namen, eine Revolution für Wahrheit und Recht. Jeder solle sich daher mit Waffen versorgen. Dazu habe Gott ihnen das Blei und den scharfen Stahl gegeben, auf daß sie von jenem eine Unze, von diesem sechs Zoll in Kopf und Leib allen Denen jagten, die sich zwischen sie und die Erlangung ihrer Rechte stellten." Ein andermal bezeichnete er den Arbeitern geradezu einen Fabrikbesitzer zu Ashton als einen „Teufelsmagistrat, dessen Haus bald zu heiß sein würde, um ihn zu beherbergen". Und bald darauf ging Nachts die Fabrik in Flammen auf, während in der Nähe Stephens wieder bei Fackelschein eine Versammlung hielt. Solchen Kreuzzugspredigten und Vergehungen gegen Gesetz, Freiheit und Eigenthum, war sowol die Masse als die Mehrzahl der Radicalen, wie Attwood, Fielden, Lovett, Roebuck, Hume und Andere entschieden abhold; sie erinnerten an

Thomas Münzer, die Wiedertäufer und Nicholls Tom. Auch schritt die Regierung dagegen ein. Im December wurden alle Versammlungen bei Fackelschein verboten und Stephens eingezogen; die Jury verurtheilte ihn wegen seiner fanatischen gewaltschnaubenden Aufwiegelungen zu anderthalbjährigem Gefängniß. Bei seiner Verhaftung gab sich eine größere, bei seiner Verurtheilung eine geringere Theilnahme kund, als zu erwarten war.

Alle Meetings zu Gunsten der Volkscharte, auch das von Manchester, waren ohne irgend eine Störung der öffentlichen Ordnung verlaufen. Die fünf Fundamentalartikel waren von ihnen sämmtlich genehmigt worden. Um nun die auf Grundlage derselben beschlossene „Nationalpetition" in Ausführung zu bringen, versammelte sich, von der politischen Arbeiterassociation einberufen, zu Anfang des Jahres 1839 ein Chartistenausschuß von 49 Mitgliedern zu London, der unter dem Namen Nationalconvent tagte. Hier trat alsbald eine scharfe Sonderung der Physical-Force-Men und der Moral-Force-Men ein; die Erstern, an ihrer Spitze O'Connor, appellirten an die Gewalt der Waffen, die Andern an die Gewalt moralischer Mittel. Zwar gelangte man bei dem Uebergewicht der Letztern zur definitiven Feststellung der Volkscharte, die nun in 39 Artikeln außer jenen Hauptpunkten noch weitere Foderungen, wie Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Lasten, Einführung einer Einkommensteuer u. s. w. aussprach. Allein die Männer der physischen Gewalt, von der Erfolglosigkeit der Bittschrift im voraus überzeugt, setzten gleichzeitig einen Wohlfahrtsausschuß nieder (Committee of safety), mit dem Auftrage, die eventuelle Erhebung im ganzen

Reiche zu organisiren. Cardo sollte London insurgiren, Taylor Northumberland und Schottland, Bussey Yorkshire und Lancashire, der Friedensrichter Frost die Provinz Wales. Die Programme der also vorbereiteten chartistischen Insurrection athmeten den tiefsten Ingrimm. „Wir werden", hieß es darin, „beraubt durch den Adel und die Regierung. Tod den Privilegirten und Aristokraten! Vorwärts mit der Volksregierung! Solange die arbeitenden Classen im Parlament nicht vertreten sind und keinen Antheil an den Wahlen haben, solange sind sie durch die Gesetze nicht gebunden. Eine mörderische Mehrzahl der obern und mittlern Classen verkürzt räuberisch unsern Verdienst; nichts kann jene Tyrannen von ihrer Thorheit überzeugen als Pulver und Blei. Laßt euch auf keine weitern Erörterungen mit ihnen ein! Der Mensch kann nur ein mal sterben: für allgemeines Stimmrecht, jährliche Parlamente, Ballot und Abschaffung der weißen Sklaverei!"

Am 7. Mai 1839 wurde die „Nationalpetition" um Gewährung der „Volkscharte" von den Mitgliedern des Convents in feierlichem Aufzuge nach der Wohnung der Abgeordneten Thomas Attwood und John Fielden geschafft. Am 14. Juni wurde sie, mit 1,285,000 Unterschriften versehen, von dem Erstern dem Unterhause übergeben. Das Ungeheuer mußte auf einem Lastwagen transportirt und von vier Männern in den Saal gewälzt werden. Die Papierrolle, von eisernen Reifen zusammengehalten, maß 5 Fuß im Durchmesser und die Länge des Streifens drei englische Meilen. Mit Recht durfte Attwood die Petition eine „gewichtige" nennen, deren „Grundprincip in fünfhundert öffentlichen Meetings an-

erkannt" worden. Unterstützt von Hume, O'Connell u. A., stellte er am 12. Juli den Antrag, dieselbe „in Berathung zu ziehen". Lord John Russell erhob sich dagegen. „Man könne — sagte er — das dauernde Glück eines Staates nicht lediglich durch irgend eine Vertheilung der politischen Gewalt begründen oder durch irgend eine Art der Vertretung; das allgemeine Wahlrecht würde die wahren Leiden der arbeitenden Classen nicht heben; keine Form der Regierung sei im Stande, allen Schwankungen in Ackerbau, Handel und Gewerbe ein Ende zu machen; in jeglichem Lande werde sich jederzeit eine Anzahl von Menschen finden, die Noth leide und Mitleid verdiene; die Annahme der Petition würde die trügerischen Hoffnungen ihrer Urheber sicher nicht verwirklichen, den widersinnigen Machinationen der Demagogen aber werde die Mäßigung und der gesunde Sinn des englischen Volkes gewiß ihr Recht widerfahren lassen." Der Antrag Attwood's wurde mit 235 Stimmen gegen 46 abgelehnt. Dieser Entscheidung folgte eine ungeheure Aufregung der arbeitenden Classen; ein offener Aufstand schien unvermeidlich, um so mehr, als schon seit zwei Monaten drohende Anzeichen hervorgetreten waren.

Der Nationalconvent hatte sich nämlich am 13. Mai nach Birmingham übersiedelt und hier nicht minder durch seine innern Zerwürfnisse, wie durch die herausfodernden Manifeste der Gewaltmänner, in der zweiten Hälfte des Mai zu manchen tumultuarischen Auftritten Anlaß gegeben. Die Regierung, obwol sie auf die Mäßigung und den gesetzlichen Sinn des Volkes vertraute, hatte sich doch nicht aller Vorsicht entschlagen; die bedenklichsten Gegenden waren mit zahlreichern Truppen belegt, mehre

allzu dreiste Chartistenhäupter verhaftet worden. Die Ungeduld der Heftigsten ließ sich nicht mehr zügeln. Noch vor der Entscheidung des Parlaments, am 4. Juli, erfolgte in Birmingham, selbst wider den Willen der Gewaltmänner des Convents, ein vorzeitiger ungestümer Ausbruch, der sich in Brand und Plünderung erging und erst nach mehrmaligem Aufflackern um die Mitte des Monats unter Blutvergießen erstickt wurde. Diese Scenen führten zu neuen, den Kern der Bewegung lockernden Verhaftungen und zu einem theilweisen Verdunsten des aufrührerischen Geistes. Der Nationalconvent, von den Thatsachen überholt, hatte durch seine Zurückhaltung beträchtlich an Ansehen verloren; durch die Abstimmung des Unterhauses wieder in den Vordergrund gedrängt, sah er sich endlich genöthigt, seinerseits die Initiative zu ergreifen.

Wie es in Krisen zu geschehen pflegt, wurden friedliebende Männer, wie Lovett, plötzlich entschlossen und gingen muthig der Gefahr entgegen; Mancher aber, der, wie O'Connor, zuvor kriegerisch gelärmt, ging still in sich, wurde unentschieden und zahm und suchte sich zu bergen. Der Nationalconvent hatte nunmehr für den 12. August eine allgemeine Arbeitseinstellung, einen Heiligen Monat verkündet. Allein sein Einfluß war schon gebrochen; vieler Orten versagte man ihm den Gehorsam; zu einer gewaltsamen Revolution schien fast nirgends im Volke Neigung vorhanden. Da riß die Unentschiedenheit ein; die vornehmsten Häupter trachteten wieder einzulenken; auf O'Brien's und O'Connor's Antrag beschloß der Ausschuß eine Vertagung des Heiligen Monats, und suchte sich dergestalt aus der Verlegenheit zu ziehen. So

standen zwei entgegengesetzte Beschlüsse einander gegenüber; kein Wunder, wenn der zweite ebenso wenig wie der erste maßgebend wurde. Die Provincialassociationen thaten was sie wollten, ohne Zusammenhang, jede für sich. Das ganze Gewebe war zerrissen, und bei den von der Regierung getroffenen umfassenden Sicherheitsmaßregeln kam es nur hier und da zu vereinzelten, meist bedeutungslosen und im Grunde sehr friedlich verlaufenden Ruhestörungen. Unbeachtet und geräuschlos löste sich auf O'Brien's Vorschlag der Nationalconvent am 14. September auf.

Nur auf einem einzigen Punkte entbrannte wirklicher Aufruhr, in Wales; aber er erfolgte erst sehr spät, am 4. Nvoember. An der Spitze desselben stand der früher erwähnte John Frost, lange Zeit hindurch Leinwandhändler zu Newport, ein durchfahrender, vielfach verbitterter und nun schon bejahrter Mann. Trotz seiner ultraradicalen Gesinnungen war er unter dem Whigministerium zum Friedensrichter bestellt worden; schon im Februar wegen einer aufwieglerischen Rede von dem Minister des Innern zur Verantwortung gezogen, war es ihm noch geglückt, sich und seine Stelle zu behaupten; seit dem Frühjahr jedoch, bei fortgesetzter offenkundiger Aufreizung zur Gewalt, sah er sich des Amtes entlassen. Im Nationalconvent, dessen Mitglied er gewesen, hatte er eine hervorragende Rolle gespielt; nach Monmouthshire zurückgekehrt, bereitete er den Aufstand vor. Die Gegend schien überreich an Zündstoff; in den Kohlenbergwerken und Eisenhämmern ringsum wimmelte es von zahllosen Arbeitermassen; auf sie glaubten Frost und seine Mitanführer, Williams und Jones, rechnen

zu können. Wirklich gelang es ihnen, 8000 Mann zusammenzubringen; mit diesen warfen sie sich am gedachten Tage auf die Stadt Newport und bemächtigten sich ihrer. Allein der Haufe schwoll wider Erwarten nicht an und ermangelte überdies der Begeisterung. Von einem Militärdetaschement angegriffen, zerstoben die Chartisten nach einem Verluste von 30—40 Mann. Die Anführer wurden gefangen genommen und später zur Deportation verurtheilt. Die Gährung dauerte noch einige Zeit fort, aber der Aufstand war im Keim gebrochen. Von den Mitgliedern des Nationalconvents war namentlich auch Lovett, in den heißen Tagen zu Birmingham sich rücksichtslos bloßstellend, in Haft gerathen. O'Connor, fern davon, sich „bewaffnet an der Spitze des Volks" zu zeigen, hatte sich so zu halten gewußt, daß man, obwol ein Proceß gegen ihn eingeleitet wurde, ihm gesetzlich und juristisch nicht beizukommen vermochte.

Von der erfolglos gebliebenen Gewalt kehrten nunmehr die Chartisten wieder zu dem System der Mäßigung und der vorbereitenden Agitation zurück. Frische Organisationen traten ins Leben. Schon im Jahre 1840 wurde durch eine Chartistenversammlung zu Manchester eine neue Association zur Durchführung der Volkscharte angebahnt, die mit dem folgenden ihre Wirksamkeit begann, über das ganze Reich sich verfädete und namentlich von den Männern der physischen Gewalt geleitet wurde. Die Seele derselben war wiederum O'Connor, der zugleich durch sein Journal „Der Nordstern" auf die weitesten Schichten der untern Volksclassen Einfluß übte.

Auch in den Kreisen des eigentlichen Radicalismus ging eine Umwandlung, eine Art von Reaction vor sich.

Während die Ultras bei der Fahne des Chartismus, d. h. bei der Gesammtfoderung der 39 Artikel verblieben und zugleich der Taktik des Pessimismus sich hingaben, entschiedener denn je die Tories gegen die Whigs zu unterstützen bereit waren, wandten sich die gemäßigten Radicalen von dem Collectivcharakter der Volkscharte ab und den einfachen Elementen derselben zu. Sie ließen namentlich vorerst den mehr theoretischen Theil der Foderungen auf sich beruhen, um mit desto größerm Nachdruck sich der rein praktischen anzunehmen und vor allem der social bedeutsamsten unter ihnen, der Aufhebung der Korngesetze. Hatte doch diese Foderung innerhalb des Chartismus, und gleichsam wider den Willen der Hauptlenker desselben, sich fort und fort in den Volksdemonstrationen Luft gemacht, als ob sie der eigentliche Nerv des Ringens sei. Ja, der Instinct des Volks hatte schon längst jene Gesetze als die ihm feindseligsten ausgespürt und durch den Namen der „Teufelsgesetze" gebrandmarkt.

4. Die Freihandelsbewegung.

So gab das Zurücktreten der chartistischen Bewegung einer andern materiellern Charakters Raum, der freihändlerischen Agitation gegen die Getreidezölle. Das eben war die Bedeutung dieses Umschwungs, daß an die Stelle zusammengesetzter und deshalb schwer auf einmal zu erreichender Zwecke ein einfaches, bestimmtes und deshalb aussichtreicheres Ziel trat. Denn eine einfache Losung ist Allen verständlich, stößt nicht was das eine Wort anzieht durch das andere ab, und vermag dergestalt die verschiedensten Triebe sich dienstbar zu machen. In der

Agitation gegen die Korngesetze waren nach- und schließlich nebeneinander drei Beweggründe wirksam: zuerst das Interesse der Industrie, eine Verminderung der Arbeitslöhne zu ermöglichen, um mit der fremden Gewerbthätigkeit nicht nur in der Güte, sondern auch in der Wohlfeilheit der Waare concurriren zu können; dann das Interesse der arbeitenden Classen, durch Beseitigung der auf dem nothwendigsten Lebensbedürfniß lastenden Abgaben eine Erleichterung ihrer eigenen Lage herbeigeführt zu sehen; endlich das Interesse des Freiheitstriebes, sich auf allen Gebieten, und also auch auf dem des Handels zur Geltung zu bringen. Aus den Grundsätzen des Freihandels entnahm die Bewegung ihre größte Stärke.

Die ererbten Getreidezölle waren seit 1828 durch eine neue Scala so geordnet, daß bei einem Preise von 66 Schilling der Zoll für den Quarter Weizen 20 Schilling 8 Pence betrug und erst bei einem Preise von 70 Schilling auf 10, bei 73 auf 1 herabsank. Die Absicht, die Getreidepreise hierdurch zu regeln und auf mäßiger Höhe zu erhalten, wurde natürlich schon durch den Wucher vereitelt, der den doppelten Vortheil der höchsten Preise und der niedrigsten Zollsätze für die aufgespeicherten Vorräthe jederzeit abzuwarten bereit war. Gegen diesen Zustand der Dinge erhob sich der „Bund wider die Korngesetze", die Anti-Corn-Law-League, die 1838 als Verein zur Verbreitung der Grundsätze des Freihandels von Fabrikanten und Kaufleuten zu Manchester gegründet wurde, und deren Seele Richard Cobden war. Anfangs fand sie geringen Anklang. Nicht nur die Aristokratie und der Grundbesitz wirkten ihr entgegen,

sondern auch der Chartismus, weil er um diese Zeit gegen jede aus der Mittelclasse hervorgegangene Bewegung Mistrauen hegte und überdies in seinen Stimmführern von einer Verminderung oder Abschaffung der Getreidezölle kaum einen andern Erfolg erwartete als ein Sinken der Arbeitslöhne.

Die außerordentlich schlechte Ernte des Jahres 1838 verursachte indessen schon im Beginn des folgenden ein bedeutenderes Anschwellen der Bewegung. Es machte sich die Einsicht geltend, daß dauernd wohlfeiles Brot sebst im Fall niedrigern Lohnes, der doch durch die Nachfrage sich oftmals auch wieder steigern könne, jedenfalls vortheilhafter sei, als dauernd theuere Lebensmittel bei immerhin höherm Lohne, da dieser durch Angebote von Arbeitskräften, durch Ueberproduction und Mangel an Absatz auch trotz der Theuerung dem Sinken ausgesetzt bleibe. Dieser Einsicht erwuchs gerade damals in den Thatsachen eine augenfällige Bekräftigung; der Preis des Weizens stieg im Januar 1839 auf die enorme Höhe von 81 Schilling 6 Pence, während gleichzeitig die Preise der Manufacturwaaren und mit ihnen die Arbeitslöhne fielen. Nun begann ein ernster, wiewol durch die gleichzeitige chartistische Bewegung noch beschränkter Petitionssturm der Städte und Corporationen gegen die Korngesetze; daß die Hauptstütze der letztern, der alte Herzog von Buckingham, am 17. Januar 1839 starb, konnte die Zuversicht nur steigern. So wurde denn die Kornfrage unter größerer Theilnahme der öffentlichen Meinung und mit stärkerm Nachdruck als in frühern Jahren in die Berathungen des Parlaments geworfen. Mit Anfang des Jahres 1839 versammelten sich

in London Abgeordnete der Fabrikstädte, um gemeinsam den Gang der Parlamentsverhandlungen zu beobachten und unmittelbar auf ihn einzuwirken. Neben den Nationalconvent der Chartisten stellte sich dergestalt gleichzeitig eine „Kornconvent" der Freihändler. Die Tories betrachteten diesen mit weit misgünstigern Augen als jenen; sie boten Alles auf, um sein Wirken erfolglos zu machen; von ihren eigenen Vorurtheilen sie abzuziehen, war nichts vermögend. Vergeblich mahnte die Presse: „es gebe in England Millionen von Hunger gequälter Menschen"; vergebens wurde der Landaristokratie vorgestellt: „sie halte durch die Korngesetz die Pacht der Grundstücke in der Höhe und bereichere sich mit dem Schweiße einer darbenden Bevölkerung."

Am 7. Februar kündigte Villiers, der jüngere Bruder Lord Clarendon's, im Unterhause an: er werde am 19. den Antrag stellen „über die Wirkung der Korngesetze Sachverständige vor den Schranken des Hauses zu vernehmen". Seinem Beispiel folgte im Oberhause Lord Brougham. Hier wurde die Frage schon am 18. ohne alle Abstimmung beseitigt; Tages darauf wurde im Unterhause Villiers' Motion mit 361 gegen 172 Stimmen verworfen. Das Whigcabinet hatte in dieser Sache keine feste Meinung und behandelte sie als eine offene Frage, um es mit keiner Partei zu verderben. Desto greller trat der Mangel an Uebereinstimmung hervor. Der Premierminister Lord Melbourne gab bei den Lords die Erklärung ab: „er habe in seinem Leben viele tolle Dinge gehört; der Gedanke aber, die Korngesetze aufzuheben, sei das Tollste, das ihm jemals zu Ohren gekommen." Bei den Gemeinen sprachen sich

zwar Russell und Howick für eine Erwägung der Korngesetze aus, stimmten aber mit Palmerston und Spring-Rice gegen den Antrag der Zeugenvernehmnng, angeblich aus formellen Gründen. Der Handelsminister Thompson endlich unterstützte dagegen die Motion, in Verbindung mit Sir John Hobhouse, auf das kräftigste. Dieser Zerfahrenheit des Cabinets gegenüber erfocht die geschlossene Masse der Tories und der gesammten Landaristokratie unter Peel's Führung einen raschen und leichten Sieg.

League und Convent ließen sich indeß durch eine erste Niederlage nicht einschüchtern. Schon am 12. März stellte im Unterhause der unermüdliche Villiers eine neue Motion: „Das Haus möge sich in einen Ausschuß verwandeln, um die 9. Acte Georg's IV. über die Korneinfuhr einer Revision zu unterwerfen.“ In seiner vielgepriesenen Rede erklärte er: „Es sei ein angeborenes und unveräußerliches Menschenrecht, sein Brot da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten sei“; auch verhehlte er nicht: „Sein Zweck gehe dahin, daß alle Abgaben von Lebensmitteln jeder Art abgeschafft würden.“ Diesmal nahm das Cabinet, obwol die Frage eine offene blieb, eine veränderte Stellung ein; nicht nur Thompson, sondern auch Howick und Russell selbst sprachen zu Gunsten der Motion. Sir Robert Peel dagegen verfocht, als Leiter der torystischen Opposition, mit verstärktem Nachdruck die unbedingte Aufrechthaltung der Korngesetze; er warf dem Lord Russell „Inconsequenz“ vor, radicale Neigungen und die „Thorheit Derer, die alterprobte Staatseinrichtungen für das ausländische Flitterwerk neuer Modetheorien hingeben wollten“. Wundersame

Fügung, daß dieser merkwürdige Mann nachmals selbst die größte Inconsequenz begehen und, zu seinem höchsten Ruhme, der radicale Vertilger der Getreidezölle werden, nach allen Richtungen hin die Bahn des Freihandels im Sturmschritt betreten sollte. Damals aber drang die Widerstandspartei noch mit vollen Segeln durch. Am 18. März wurde der Revisionsantrag mit 342 gegen 195 Stimmen verworfen; doch war die Mehrheit gesunken, die Minderheit gestiegen. Die Lords hatten, dem vieltägigen Ringen der Gemeinen gegenüber, sich kürzer gefaßt. Als am 14. März Fitzwilliams den Antrag Villiers im Oberhause aufnahm, wurde er sofort mit 224 Stimmen gegen 24 geschlagen; und als am andern Tage Brougham die Motion bei spärlich besetztem Hause erneuerte, erdrückten 61 hastig das Häuflein von 7.

Seit diesen Siegen der Landaristokratie über die Manufacturisten, und mehr noch seit jener Niederlage des Chartismus, nahm nun aber die Anti-Corn-Law-League einen immer mächtigern Aufschwung. Viele Tausende traten ihr als Mitglieder bei; ein Generalcomité von 220 Mitgliedern und ein Specialcomité leiteten die Geschäfte; das letztere arbeitete in täglichen Sitzungen mit der angestrengtesten Thätigkeit, man wirkte durch Meetings und durch die Presse. Ausgezeichnete Talente wandten dem Bunde ihre Kräfte zu; den rastlosesten Eifer entwickelte jedoch Cobden, der — wiewol noch außerhalb des Parlaments stehend — bald allgemein als das Haupt und der Träger der gesammten freihändlerischen Bewegung anerkannt wurde. Zunächst freilich mußte man sich darauf beschränken, einerseits durch Be-

lehrung das Mistrauen zu entkräften, das ab und zu immer noch in den Kreisen der arbeitenden Classen und der Chartisten auftauchte, andererseits beim Parlamente die Kornfrage fortundfort in Anregung zu bringen.

Das geschah denn auch gleich in der Session von 1840. Wiederum war es Villiers, der die Motion auf Niedersetzung eines Ausschusses, um die Gesetze über Korneinfuhr in Erwägung zu ziehen, im Unterhause einbrachte. Am 1. April begannen die Debatten. Die Minister bezeigten sich geneigt, zwar nicht die Getreidezölle ganz aufzuheben, aber die veränderliche Scala derselben durch einen festen und mäßigen Zoll zu ersetzen. Peel aber erklärte: „Man dürfe nicht etwas praktisch Gutes aufopfern, um ein theoretisches Uebel zu heilen: eine Umwälzung des bisherigen Systems würde nur Gefahr, Verwirrung und Noth zur Folge haben.“ Am 3. April gelang es der schutzzöllnerischen Opposition die Debatte abzuschneiden, ohne daß es über die Motion zur Abstimmung kam; das Haus vertagte sich. Die Freihandelspartei war über dies Manöver der „Escamotirung“ entrüstet; und die Entrüstnng verdoppelte sich, als Villiers am 26. Mai seinen Antrag wiederholte und die Widerpart in ungestümer Hast mit 300 Stimmen gegen 177 ihn stracks über Bord warf. Der Kornconvent war einen Augenblick nahe daran, im Unmuth über das vornehme Haus der Gemeinen, die freihändlerische Bewegung mit der chartistischen zu verschmelzen, die League gegen die Getreidegesetze in einen Nationalverein für weitere Parlamentsreformen umzuwandeln. Was schließlich davon abhielt, das war die Besorgniß der eigenen

Sache Abbruch zu thun, und die Zuversicht daß die Ausdauer doch endlich triumphiren müsse. „Die Kornfrage", rief das Morning-Chronicle den Tories zu, „werdet ihr nicht so leichten Kaufes los; sie läßt sich nicht durch Tücke oder durch Tergiversation beseitigen; der Ruf um Abschaffung der Korngesetze wird euch immer und immer wieder an die Ohren gellen."

So gingen drei große innere Bewegungen: die Repealbewegung, die chartistische und die freihändlerische, in das neue Jahrzehnd hinüber. Europa war gespannt, ob wirklich die erstere zu einer Trennung Irlands von England, die zweite zu einer durchgreifenden Reform des Wahlrechts, die dritte zum Sturz der Getreidegesetze führen werde.

5. Krone und Ministerium.

Umflossen von diesen Bewegungen und von dem Ringen der Parteien, stand fester denn je der englische Thron. Am 20. Juni 1837 hatte die jungfräuliche achtzehnjährige Victoria ihn bestiegen und entschiedener noch als ihr Vorgänger Wilhelm IV. den Whigs und dem Princip der Reform sich hingegeben. Die Stellung des Ministeriums Melbourne-Russell, das sie vorfand und beibehielt, wurde indessen immer schwieriger. Der Thronwechsel hatte die Berufung eines neuen Parlaments bedingt; durch die Anstrengungen der Tory-Conservativen waren nicht weniger als 312 Conservative neben höchstens 346 Reformers in das Unterhaus gewählt worden. Schon in der ersten Session geriethen die Parteien heftig aneinander; die ministerille Majorität schrumpfte mehr und mehr zusammen, wurde immer lauer und zweifelhafter.

Im Jahre 1839 nahm die Opposition einen noch mächtigern Anlauf. Bei Gelegenheit der Jamaicabill, die eine fünfjährige Suspendirung der dortigen Verfassung beantragte, schien es endlich zu einer Krisis kommen zu sollen, indem sich ein Theil der Radicalen, wie Hume und Grote, den Tory-Conservativen unter Peel anschloß. Die zweite Lesung der Bill erhielt am 6. Mai im Unterhause nur eine Mehrheit von 5 Stimmen; infolge dessen foderte das Ministerium am 7. seine Entlassung. Wellington, zur Königin berufen, empfahl Sir Robert Peel zum Premierminister. Allein die Besorgniß vor dem drohenden Torycabinet rief die lau gewordenen Sympathien der Reformer für das abgetretene Ministerium wieder wach. Der Aufmerksamkeit Peel's entging diese Stimmung nicht; er war sich der Schwierigkeiten wohl bewußt, die einer Leitung der Geschäfte in seinem Sinne zur Zeit entgegenstanden. Deshalb stellte er — sei es in der Absicht, die Schwierigkeiten zu vermindern, oder um sich ihnen entziehen zu können — der Königin gegenüber die Bedingung: daß sie aus dem Palast und ihrer Umgebung, die whigistischen Rathgeberinnen entferne. Diesem Ansinnen einer Privatbevormundung widersetzte sich die Königin; sie erklärte mit Entschiedenheit, daß sie „die Damen ihres Hofstaats nicht entlassen werde", weil dies „dem Brauche gleichwie ihren Gefühlen entgegen" sei. Ihrer Meinung pflichteten die frühern Ministern bei. Die Folge war, daß Peel ablehnte und das Melbourne'sche Cabinet mit geringen Modificationen wiederhergestellt wurde; Russell übernahm die Colonialangelegenheiten und gab das Innere an Lord Normanby ab.

Radicale und Tories verhehlten ihren Unmuth nicht. Dennoch kam das Ministerium durch diese Krisis einigermaßen wieder zu Kräften und Ansehen, besonders da Ende September an Howick's Stelle der freisinnige Schotte Macaulay als Secretär des Krieges in das Cabinet berufen wurde. Durch seltene Geistesgaben, tiefe Kenntnisse und reiche Geschäftserfahrung ausgezeichnet, gehörte dieser Staatsmann schon damals zu den beliebtesten und geachtetsten Persönlichkeiten, obwol sein heutiger literarischer Ruhm als Kritiker, Dichter und Geschichtschreiber erst in einer spätern Zeit aufging. Seit 1830 Parlamentsmitglied, hatte er auf das entschiedenste, wiewol mit ungleichem Erfolg, für das Werk der Reform nach allen Richtungen hin gewirkt; dem Einfluß seiner in Stil und Inhalt gediegenen Reden that die rhetorisch mangelhafte Art seines Vortrags keinen Abbruch; er fesselte ohne zu locken. Durch die Gunst des Melbourne'schen Ministeriums war er Secretär im Indischen Controlamt, dann Mitglied des obersten Rathes in Kalkutta geworden, von wo er im September 1838 zurückkehrte. Der liberalsten Whigfraction zugethan, hatte er jederzeit, und auch neuerdings bei der Ballotfrage, sich als Anhänger weiterer politischer Reformen bewährt. So vermochte denn das Ministerium sich noch einmal den Tory-Conservativen gegenüber zu befestigen. Zwar hatte es von dieser Seite her zu Anfang der neuen Session, im Jahre 1840, noch den gewaltigen Sturm eines Mistrauensvotums zu bestehen; erst nach dreitägiger Debatte wurde der dahin zielende Antrag mit 308 gegen 287 Stimmen verworfen. Hierauf legten sich aber vor der Hand die hitzigen Parteiangriffe, um so

mehr als ein neutrales Gebiet die Thätigkeit des Parmentes in Anspruch nahm.

Die Königin hatte sich soeben ihren zwanzigjährigen Vetter den Prinzen Albert von Sachsen-Koburg zum Gemahl erkoren; im Februar 1840 erfolgte die Trauung. Diese häusliche Angelegenheit trat nun in den Vordergrund der Gesetzgebung. Auf die Naturalisationsbill für den Prinzen folgte zunächst die Apanagebill, die ihm eine jährliche Dotation von 30,000 Pfund anwies; dann, als die Schwangerschaft der Königin Aussicht auf einen Thronerben eröffnete, die Regentschaftsbill, die dem Prinzen, falls die Königin vor erreichter Großjährigkeit des Thronerben ablebe, die Regentschaft übertrug.

Gleichzeitig aber wurde, und in erhöhterm Maße als in frühern Jahren, die Aufmerksamkeit des Parlaments von den innern auf die auswärtigen Angelegenheiten abgelenkt.

III. Die Colonialpolitik.

1. Charakter der britischen Politik.

Auch die äußere Politik Englands wurzelte auf einem eigenthümlichen Triebe. England ist der sociale Centralist unter den Staaten; es trachtet so wenig nach einem Universalstaat wie nach einer Universalreligion; aber es trachtete seit Jahrhunderten danach, seinen Handel zum Welthandel zu erheben, auf dem Gebiet materieller Bedürfnisse die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, gleichsam den

Weltreichthum in sich zu centralisiren, oder die Welt zu capitalisiren. Deshalb hat es seine Arme nach allen Welttheilen hin ausgestreckt, alle Kanten und Spitzen derselben angebohrt und ausgebeutet oder auszubeuten begonnen; weder Asien und Amerika, noch Afrika und Australien konnten sich seiner erwehren. Wohl sieht es sich nun schon seit einer Reihe von Jahrzehnden in seinem Streben von Westen her durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas und von Osten her durch Rußland bedroht und gehemmt; doch hat jener ursprüngliche Trieb inzwischen die wichtigsten Folgen gehabt. Denn durch ihn hat England zur höchsten Entwickelungsstufe materieller, industrieller und commercieller Thätigkeit in Europa sich emporgeschwungen. Aus ihm allein konnte es zur größten Seemacht der Welt erwachsen. Durch ihn ist es der Träger der neuern Civilisation geworden, in der Verallgemeinerung derselben allen Völkern vorangegangen; nicht unmittelbar, sondern mittelbar, mehr thatsächlich als absichtlich, minder um der Civilisation als um seiner selbst willen.

Durch den gleichen Trieb endlich wurde England auf die Rolle eines Beschützers nationaler und liberaler Bestrebungen angewiesen. Denn der Hebel der Bereicherung ist der Handel, der Hebel des Handels die Handelsfreiheit, und die Handelsfreiheit hat zur Voraussetzung die innere Freiheit und die äußere Selbständigkeit der Völker. Darum zeigte sich England hin und wieder bedacht, diese zu fördern. Darum erschien seine Haltung in der Pentarchie noch verhältnißmäßig als die völkerfreundlichste. Darum warf es sich mitunter zum Wächter der Freiheit und des Gleichgewichts in Europa auf; zunächst also

freilich nicht um ihrer selbst, sondern um seines eigenen Vortheils willen, oder aus Eifersucht und Widerwillen gegen Rußland. Dennoch aber würde man der britischen Nation Unrecht thun, wollte man behaupten, daß die Gunst, die sie den Grundsätzen der Civilisation, der Nationalität und des Liberalismus zugewandt, ausschließlich im Interesse und nicht zugleich auch in Sympathien wurzele. Denn stolz auf ihre eigene Bildungsstufe, auf ihre nationale Unabhängigkeit und auf ihre freien Einrichtungen, weiß sie diese Güter zu wohl zu schätzen, um nicht auch den Bestrebungen, die anderwärts ihnen gewidmet sind, Achtung und Theilnahme zu zollen. Wo Sympathie und Selbstinteresse nicht einander decken, da folgt die englische Politik allerdings nur dem letztern.

In der Begründung seines Colonialsystems hat England vor allen andern Staaten nicht nur die größte Geschicklichkeit, sondern auch die meiste Liberalität bewiesen. Es huldigte dem Grundsatze: „Jeder Ureinwohner wird wie ein britischer Unterthan betrachtet und behandelt.“ Es eröffnete nach und nach in jeder Colonie durch parlamentarische Einrichtungen der Selbstregierung einen Spielraum. Es hat selbst die Zustände angebahnt, aus denen die Unabhängigkeit und Freiheit der Vereinigten Staaten hervorging. Es hat seinen Einfluß und seinen Vortheil, aber auch Rücksichten der Humanität im Auge gehabt, als es, zwar später wie das republikanische Amerika, aber früher wie das monarchische Festland Europas, dem Sklavenhandel hemmend entgegentrat. Es war endlich auch der erste der europäischen Staaten, der in seinen Colonien die Sklaverei der Neger, die namentlich in Westindien blühte, vollständig und dauernd aufhob.

2. Auswanderung und Verbrechercolonien.

Die Auswanderung stand in Großbritannien Jedem frei; Nichts hemmte, Vieles erleichterte sie. Durch ein Gesetz vom 14. August 1834 wurde sogar der Colonialminister ermächtigt, für eine gewisse Anzahl von Auswanderern freie Ueberfahrt, Verpflegung und ärztliche Hülfe bis zur Ankunft in den Colonien zu verwilligen. Ja, noch mehr: um ihr Fortkommen daselbst zu fördern, erhielt jedes Familienhaupt außerdem wenigstens 2 Pfund, jede einzeln stehende Person wenigstens 1 Pfund baar.

In den Jahren 1830—40 wanderten im Durchschnitt jährlich 60,000 Menschen aus; nämlich im erstgenannten 57,000, im letztgenannten 90,000. Davon siedelte jedoch, trotz der Vergünstigungen für die Auswanderer nach britischen Colonien, etwa die Hälfte nach den Vereinigten Staaten über; 1830 etwa 25,000 und 1840 mindestens 40,000. Namentlich ging seit 1835 dorthin regelmäßig eine größere Zahl, als nach dem englischen Amerika, öfters die doppelte und dreifache. So sehr kamen die heimischen Colonien daselbst in Abnahme, daß die Auswanderung dahin von 28,000 bis auf 12,000 herabsank und erst 1840 wieder auf 32,000 sich erhob. Die Capcolonie an der Südspitze Afrikas suchten immer nur wenige Hunderte auf. Die jährliche Auswanderung nach Australien nahm dagegen in reißender Progression zu, stieg schnell von 1200 auf 4000, und im Jahre 1840 zu beinahe 16,000 an. Die bedeutendsten Fortschritte machte hier Neusüdwales.

Aber der Werth und die Beibehaltung der australischen Verbrechercolonien wurde lebhaft angefochten. Die

Kosten dafür waren beträchtlich; bis 1837 beliefen sie sich auf 8 Millionen Pfund, seitdem jährlich auf fast ½ Million. Von 1793 — 1838 gingen 74,000 Verbrecher nach Neusüdwales; noch 1841 zählte man daselbst unter 32,000 Einwohnern 25,000 Sträflinge; auf der Insel Vandiemensland 1835 unter 40,000 Einwohnern 17,000 frühere Verbrecher. Im Durchschnitt wurden jährlich aus England und Wales 3—4000, aus Irland 600 deportirt. Gegen die Deportation richtete sich besonders der Einwand: es werde dadurch die Gesittung Australiens gefährdet. Für sie sprach die Thatsache, daß Tausende von ehemaligen Dieben und andern Verbrechern in der neuen Heimat zu ordentlichen, thätigen und nützlichen Gliedern der Gesellschaft umgewandelt wurden. Zudem schien die Nothwendigkeit eines Abflusses aus den britischen Gefängnissen eher zu- als abzunehmen. Denn die Todesstrafe, die bis dahin von der Inhumanität des englischen Criminalrechts selbst über minder schwere Verbrechen, wie Diebstahl, verhängt worden war, wurde durch die mildere Gesetzgebung von 1837 mit Ausnahme von Mord- und Mordanfällen abgeschafft. Dennoch gab man in einem Punkte der öffentlichen Meinung nach: seit dem Jahre 1840 wurden die zur Deportation Verurtheilten nicht mehr nach Botany-Bay geführt, sondern nach der ostwärts gelegenen Insel Norfolk, die dergestalt nunmehr zur eigentlichen Verbrechercolonie erwuchs.

Die bedeutendsten Umwandlungen der Colonialpolitik waren inzwischen auf den Gebieten der westindischen Sklaverei und des ostindischen Handels vor sich gegangen.

3. West- und Ostindien.

Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten war die Sklavenemancipationsbill am 14. Mai 1833 durch das Ministerium beim Parlamente eingebracht und mit Ende August zum Gesetz erhoben worden. Hiernach sollten vom 1. August 1834 an sämmtliche Sklaven in den britischen Colonien frei sein, aber um des allmäligen Uebergangs willen verpflichtet bleiben, gegen Lohn ihren bisherigen Herren noch eine Zeitlang fünf Tage wöchentlich zu dienen. Diese „Lehrzeit" sollte nach späterer Feststellung für Haussklaven am 1. August 1838, für Feldsklaven 1840 aufhören. Den Herren wurde dagegen eine Staatsentschädigung von 20 Mill. Pfund zuerkannt, dergestalt daß die Abschaffung der Sklaverei jedem Engländer im Mutterlande durchschnittlich 1 Pfund-Sterling kostete.

Das Lehrlingssystem erwies sich indeß als eine reiche Quelle von Streitigkeiten und Misverhältnissen. Während der Session von 1838 agitirte daher Lord Brougham auf das eifrigste in und außer dem Parlamente für den Antrag, die Beseitigung desselben auch für die Feldsklaven sofort eintreten zu lassen. Die Petitionen zu Gunsten der Neger fanden allein in der Frauenwelt mehr als 650,000 Unterschriften. Das Unterhaus verwarf nun zwar am 30. März den Antrag, und beschloß am 28. Mai ausdrücklich, weil die Bill von 1833 einem Vertrage gleichkomme, den ursprünglichen Termin des Jahres 1840 aufrecht zu erhalten. Allein in den westindischen Colonien folgten die gesetzgebenden Versammlungen überall durch freiwillige Beschlüsse dem Rathe

Brougham's, und am 1. August 1838 fand daher eine allgemeine unterschiedslose Entlassung aus der Lehrlingschaft statt. Nicht weniger als 639,000 Neger wurden nunmehr vollkommen freie Arbeiter, und schon im Jahre 1840 wußten die Berichte nicht genug die Fortschritte zu rühmen, welche die Neger „in Hinsicht auf Erziehung, Sittlichkeit, anständiges Benehmen und geistige Bildung" gemacht, seitdem sie aufgehört als „Mobilien" zu gelten und „wie Vieh gepeitscht" zu werden. Eine weitere Folge war die Abnahme der Verbrechen und die größere Sicherheit des Eigenthums, sodaß man das Militär in Westindien um mehr als die Hälfte vermindern konnte.

Einen ungeheuern Erwerb hatte England an Ostindien gemacht, das allmälig zu einem Reiche von mehr als 50,000 Quadratmeilen mit 130 Millionen Einwohnern angeschwollen war. Hier hatte das Streben nach Geld- und Handelsherrschaft seine höchsten Triumphe gefeiert. Aus einer rein kaufmännischen Gesellschaft, der Ostindischen Compagnie, war durch den Trieb der Speculation im Laufe zweier Jahrhunderte die politische Beherrscherin unermeßlicher Länder geworden, mit dem Privilegium, die Kräfte derselben allein und nach Belieben auszubeuten, einen großen Theil des Weltverkehrs ausschließlich zu vermitteln. Auf einer Stückzahl von drittehalb Tausend Actien liefen in London die Geschicke eines Weltreichs um; wer eine Actie kaufte, war Mitregent dieses Reiches und Theilhaber an der Dividende, welche die Einkünfte desselben sowie die Handelsprivilegien nach Abzug der Verwaltungskosten abwarfen. Nie schuf die Geschichte ein eigenthümlicheres staatsrechtliches Gebilde als diesen großartigen Complex mediatisirter asiatischer

Monarchien unter der Souveränetät einer Privatgesellschaft von Actionären. Natürlich wurde Ostindien nur als ein wucherndes Capital, als eine „große Quelle der Bereicherung“ betrachtet und behandelt; das Regiment der souveränen Kaufleute artete daher in Willkür, in Handels- und Steuerterrorismus aus, dem die englische Regierung trotz ihres Aufsichtsrechtes nicht zu wehren vermochte.

Freilich war schon im Jahre 1813 der Compagnie ein Theil ihres Monopols entzogen, der sogenannte ostindische Handel oder der Waarenvertrieb nach und von Ostindien her freigegeben worden; allein nach wie vor war ihr der Handelsverkehr mit China, namentlich der gesammte Theehandel, als ausschließliches Vorrecht verblieben, und die Summe wie die Schwere der Misstände hatte eher zu- als abgenommen. Mit dem Ablauf des damals auf 20 Jahre erneuerten Freibriefs bot sich nun die Gelegenheit zu einer gründlichern Abhülfe dar; das Ministerium ergriff sie; an den Vorarbeiten nahm auch Macaulay einen thätigen Antheil. Nach langen Unterhandlungen des Indischen Controlamtes, als der ministeriellen Aufsichtsbehörde, mit den Bevollmächtigten der Compagnie kam endlich ein Vergleich zu Stande, und am 13. Juni 1833 konnte der Präsident des Erstern, Charles Grant, der nachherige Lord Glenelg, dem Unterhause seinen Reformplan vorlegen. „Wollen die Engländer — sagte er in seiner Rede — ihre Stellung als ein großes handeltreibendes Volk behaupten, so müssen sie auf der Bahn einer freisinnigen Gesetzgebung fortschreiten oder den Verlust der großen Quellen ihres Reichthums erwarten.“ Die Ostindische Compagnie mit Einem

Schlage zu vernichten, das erschien allerdings als eine finanzielle und politische Unmöglichkeit; die Inder gar durch eine parlamentarische Verfassung zu beglücken, durfte vollends nur als frommer Wunsch für ferne Zeiten gelten. Aber schrittweise konnte man dem Endziele sich nähern, schrittweise die Herrschaft der Compagnie beseitigen und die Selbstregierung Indiens anbahnen.

Die Grundidee der Reform ging dahin: den Doppelcharakter der Gesellschaft als einer handeltreibenden und zugleich souveränen zu zertrennen und erst die eine, dann die andere Eigenschaft erlöschen zu lassen; als Handelsgesellschaft sollte sie sofort verschwinden, als souveräne Autorität über Indien vorläufig noch 20 Jahre fortdauern; diese Fortdauer sollte aber unter Bedingungen stattfinden, die geeignet wären, der Bevölkerung Indiens eine gute Regierung und die Förderung ihrer commerciellen, moralischen und religiösen Interessen zu sichern; und endlich sollte der Uebergang der indischen Souveränetät an die Krone Englands, gegen Uebernahme aller Verbindlichkeiten und mittels einer Entschädigung der Gesellschaft, angebahnt werden. Hierauf beruhten nun alle weitern Bestimmungen des Planes; es waren namentlich folgende: das Handelsprivilegium der Compagnie hört auf; der Handel mit China sammt dem Theehandel wird der freien Concurrenz eröffnet; alle Beschränkungen, welche dem freien Zugang von Europäern, sowie der sittlichen Heranbildung des Volks in Indien bisher entgegenstanden, werden aufgehoben; jedem Europäer soll das Recht zustehen, sich in Ostindien niederzulassen, Land zu erwerben und Handel zu treiben; jeder Eingeborene ohne Unterschied der Farbe, Abstammung und Religion,

soll zu allen öffentlichen Aemtern wählbar sein. Der Compagnie verbleiben zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Reiches das Salz- und das Opiummonopol, sowie die Landessteuern und anderweitigen Landeseinkünfte; ihre bisherige Dividende wird aber in eine feste Jahresrente von 630,000 Pfund umgewandelt, die auf die Territorialeinkünfte Indiens fundirt werden soll. Geht die Regierung des Reichs nach Ablauf von 20 Jahren an die Krone über, so hat die Compagnie das Recht, ihr Capital zurückzufodern; verlangt sie dies nicht, so dauert die Zahlung jener Jahresrente noch weitere 40 Jahre fort; mit dem Schlusse derselben steht es dem Parlamente frei, nach vorhergegangener dreijähriger Aufkündigung die Annuität zu 100 Pfund für 5 Pfd. 5 Sch. zurückzukaufen. Es soll ein Sicherheitsfonds von 2 Millionen Pfund gebildet werden, den man anwachsen läßt, bis er mit den Interessen die Summe von 12 Millionen erreicht; sein Zweck ist, die regelmäßige Zahlung der Jahresrente zu sichern, sowie schließlich die Actien selbst und damit die Ansprüche ihrer Inhaber zu amortisiren. Während man dergestalt das künftige Erlöschen der dermaligen Regierung Indiens vorsah, glaubte man doch, im Interesse des Landes selbst, ihre gegenwärtige Macht noch verstärken zu müssen. Um unabsehbaren Streitigkeiten vorzubeugen, sollte die gesetzgebende Gewalt der indischen Regierung nicht mehr blos auf die Eingeborenen, sondern auch auf die Europäer sich erstrecken und ihre Erlasse für alle Gerichte ohne Ausnahme bindend sein; zugleich aber sollte auch eine Revision der indischen Gesetze unternommen und ein öffentliches Gesetzbuch aufgestellt werden.

Durch die Parlamentsacte vom 28. August 1833 wurde der Reformplan, in Gestalt eines neuen Freibriefes, in allen seinen wesentlichen Bestimmungen sanctionirt. Das wichtigste und unmittelbarste Ergebniß war die Eröffnung des freien Handels mit China; vom 22. April 1834 an wurde auch der Theehandel der allgemeinen Concurrenz übergeben. Macaulay, der die ganze Reform und insbesondere die Revision der indischen Gesetze beim Parlament auf das eindringlichste befürwortet hatte, wurde eben um diese Revision zu leiten noch im Jahre 1833 zum vierten ordentlichen Mitgliede des Höchsten Rathes in Indien bestellt. Waren übrigens auch die souveränen Attribute der Ostindischen Compagnie dem Namen nach eher vermehrt als verkürzt worden: so entglitt doch das Wesen der Macht mehrundmehr ihren Händen. Der Schwerpunkt der Regierungsgewalt lag nicht sowol in dem Directorium der Actionäre zu London, als vielmehr in dem Obersten Rathe zu Kalkutta und in den Machtvollkommenheiten des Generalgouverneurs. Dieser aber, wiewol von den Directoren gewählt, bedurfte der Genehmigung der Krone. Der Einfluß der letztern auf die Leitung der ostindischen Angelegenheiten, oder das Uebergewicht des Controlamtes über das Directorium, war überdies sichtlich in fortdauerndem Steigen begriffen. Größere Finanzmittel und größere Armeen als diejenigen, worüber die englische Regierung unmittelbar verfügen konnte, hielten in ihrem Interesse die Herrschaft der Compagnie in Ostindien aufrecht; ein ergebenes Heer von 2 — 300,000 Mann, worunter nur etwa 30,000 Briten, stand ihr mittelbar auf den Kampfplätzen Asiens zu Gebote.

So hatte sich denn die englische Colonialpolitik in einem und demselben Jahre durch zwei gleich große reformatorische Acte ausgezeichnet: nach der amerikanischen Seite hin durch die Freilassung der westindischen Sklaven, nach der asiatischen durch die Freigebung des ostindisch-chinesischen Handels.

Von Zeit zu Zeit gerieth England mit seinen Colonien in ernste Conflicte; zumal wenn sie, eben durch die Erziehung des Mutterlandes, zu größerer Selbständigkeit herangereift waren. Ein solcher Rechts- und Reformstreit hatte im vorigen Jahrhundert den Abfall der Vereinigten Staaten bewirkt. Aehnliche Entwickelungen schienen nunmehr auch anderwärts sich anbahnen zu wollen.

4. Jamaica und Canada.

Eine heftige oppositionelle Bewegung ergriff Jamaica aus Anlaß der Sklavenemancipation. Mehr als die Hälfte der westindischen Neger befand sich auf Jamaica, nämlich 322,000; während die Insel nur etwa 37,000 Weiße zählte. Der Pflanzer bemächtigte sich die Furcht vor dem Uebergewicht der Schwarzen; sie weissagten den Untergang der Colonie, wenn nicht durch Gewalt, so doch durch Verfall der Bodencultur; denn die freien Neger würden sich der Arbeit entziehen oder doch so hohe Löhne fodern, daß es unmöglich sein werde, in der Zuckerproduction mit den fremden Sklavenländern zu concurriren. Deshalb sträubte sich die Colonialversammlung oder Assembly anfangs gewaltig gegen die Freilassung und, als dies vergeblich blieb, gegen deren Folgen. Die Herren suchten, hier wie anderwärts, das Lehrlingssystem zu ihren Gunsten auszubeuten, den Negern während der

Lehrzeit nur destomehr Arbeit aufzubürden; zahllose Rechtsstreitigkeiten, Mishandlungen und Zwangsmaßregeln waren das Ergebniß.

Da glaubten Regierung und Parlament in England zu Gunsten der Neger einschreiten zu müssen, in demselben Augenblick wo sie zu Gunsten der Pflanzer für Nichtabkürzung der Lehrzeit sich entschieden. So kam das Gesetz vom 11. April 1838 zur Verbesserung der Emancipationsacte, die sogenannte Gefängnißbill zu Stande, welche die Neger als Lehrlinge und Freie in Hinsicht auf Behandlung, Arbeitszeit und Rechtspflege, sowie gegen misbräuchliche Gefängnißstrafen, sicher zu stellen bezweckte. Die Colonialversammlung in Jamaica betrachtete dieses Gesetz als einen Eingriff in die Rechte der Colonien und trieb den Widerstand, den sie der Ausführung desselben entgegensetzte, so weit, daß die ganze innere Verwaltung der Insel dadurch in Stocken gerieth. Während sie nämlich einerseits sich auch ihres Theils für vollständige Beseitigung des Lehrlingssystems mit dem 1. August desselben Jahres entschied, beschloß sie doch zugleich, ihre gesetzgebenden Functionen nicht eher wieder auszuüben, als bis jene Gefängnißbill zurückgenommen sei. In gereiztem und drohendem Tone erklärte sie in einer Adresse: „Für denselben Staat können nicht zwei gesetzgebende Behörden nebeneinander bestehen; soll das britische Parlament Gesetze für Jamaica machen, so muß es sein Recht ohne Theilnehmer ausüben; Jamaica wird seine Vertreter nicht zu einer Scheinversammlung senden; die Wahlkammer wird zu existiren aufhören und Auflagen, soweit man sie fodert, müssen mit der Spitze des Schwertes eingeholt werden."

Das war der Grund, der das Whigministerium 1839 bestimmte, jenen Antrag auf eine fünf- oder wenigstens 2½jährige Suspendirung der Colonialverfassung einzubringen, an dem es beinahe, dem Andrange Peel's und Hume's gegenüber, mit seiner ganzen Existenz gescheitert wäre. Nach seiner Wiederherstellung beeilte es sich, am 30. Mai die Jamaicabill in veränderter, dem Rathe Peel's entsprechender Fassung vorzulegen. Die Colonialversammlung sollte noch einmal einberufen werden, um die erfoderlichen Schritte zur Regelung der innern Verwaltung zu thun; im Fall einer erneuten Weigerung aber der Gouverneur befugt sein, die Rechte der Assembly dictatorisch auszuüben. Nach einigen Modificationen durch das Oberhaus ging die Bill durch. Für den Augenblick schien damit ein Ausgang aus den Verwickelungen gefunden, um so mehr als die Colonialversammlung sich wirklich fügte und die Befürchtungen der Colonie nicht in Erfüllung gingen.

Zwar traten anfangs allerdings viele Arbeitsweigerungen vonseiten der freien Neger ein, theils weil sie andern Thätigkeiten sich zuwandten, theils aus Erbitterung oder wegen zu geringen Lohnes; und infolge dessen sank der Werth der Güter und die Zuckerproduction wirklich um ein Bedeutendes herab. Allein die Emancipation trug doch keineswegs allein die Schuld, hauptsächlich vielmehr der Umstand, daß Westindien sich ausschließlich auf die Zuckerproduction in einer Zeit beschränkte, wo die Bevorzugung des westindischen Zuckers in England nachließ. Auch nahm die Ausfuhr eher zu als ab, und nur die Preise wurden billiger. Dagegen aber mußte die bedeutende Entschädigung von 20 Millionen Pfund

mit in Anschlag gebracht werden. Zudem war die Krisis nur vorübergehend, um so mehr als sich das Mutterland der Selbstsucht der westindischen Pflanzer dazumal gefällig erwies. Das Verbot der Einfuhr fremden Sklavenzuckers in England und nicht minder die Gewöhnung der Neger an die freie Arbeit bewirkten schon 1840 wieder ein beträchtliches Steigen der Production wie der Güterwerthe. Am 11. August konnte die Regierung in der Thronrede erklären: „Sie habe allen Grund, bei dem heilsamen Werke der Verbesserung und Vervollkommung der Colonialzustände auf den herzlichsten Beistand vonseiten der Versammlung von Jamaica zu rechnen; das Betragen der emancipirten Neger, in ganz Westindien, sei wegen ihrer ruhigen Unterwürfigkeit unter das Gesetz und ihres friedlichen Wesens in allen Verhältnissen des geselligen Lebens bemerkenswerth gewesen.“ Und als ein Jahr darauf Wellington und Peel die Leitung der Geschäfte übernahmen, sahen sie sich genöthigt, die Maßregeln ihrer Gegner zur Aufhebung der Sklaverei, aus denen sie nur „Unheil“ geweissagt hatten, als die Quellen „glücklicher“ Ergebnisse zu bezeichnen.

Wagte Jamaica nicht, die Linie des passiven Widerstandes zu überschreiten, so hatte dagegen Canada sich bis zu thätlichem Widerstand, zu offener Empörung fortreißen lassen. Denn auch mit Canada war schon seit längerer Zeit die englische Regierung in Streitigkeiten verwickelt worden, die in den natürlichen Verhältnissen der Colonie nicht wenig Nahrung fanden. Obercanada hatte eine britisch-protestantische, das Untere eine überwiegend französisch-katholische Bevölkerung. Beide Provinzen waren in Verfassung und Verwaltung ge-

schieden; in beiden war nicht nur Gouverneur und Vollziehungsrath, sondern auch, wie in andern Colonien, die Erste Kammer oder der Gesetzgebungsrath von der Regierung abhängig, indem dessen Mitglieder von dieser auf Lebenszeit ernannt wurden; die Zweite Kammer, das Repräsentantenhaus oder die Assembly, ging zwar aus Wahlen hervor und übte namentlich das Recht der Steuerbewilligung, vertrat aber mittels des Census nur die Geldaristokratie. In Obercanada zählte bei 400,000 Einwohnern der Gesetzgebungsrath mindestens 7 Mitglieder, die Wahlkammer 15; in Niedercanada bei 800,000 Einwohnern der erstere mindestens 16, die letztere 50.

Die französische Partei ertrug die englische Herrschaft nur mit Unwillen, und der Zwiespalt zwischen den in Nationalität und Religion entgegengesetzten Bevölkerungen schürte die Erbitterung. Die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten erweckte die Neigung zur Unabhängigkeit oder zum Anschluß an die Union. Auch trat ein Handelsinteresse ins Spiel: Gerade die Zollgrenze gegen die Vereinigten Staaten schien dem Aufschwung und der Blüte Canadas hinderlich zu sein. Die allseitige Verstimmung machte sich in den Dreißiger Jahren durch eine hartnäckige Opposition Luft, die im Repräsentantenhaus von Niedercanada ihren Sitz hatte und von den Radicalen im englischen Parlament, namentlich von Roebuck, unterstützt wurde. Leiter der Opposition und der französischen oder Volkspartei war Papineau, 1787 von französischen Aeltern in Canada geboren, seinem Fache nach Jurist, ein Mann von außerordentlichen Rednergaben, ein Agitator im Geiste O'Connell's. Tiefer Widerwille gegen die englische Herrschaft bildete den Grundtrieb seines

Wirkens. Schon seit 1809 war er Mitglied der Wahlkammer, seit 1814 Vertreter des Westdistricts der Hauptstadt Montreal, seit 1815 Sprecher des Hauses. In dieser Stellung wurde er der Haupthebel der Bewegung. Mit der französischen Partei Untercanadas stimmte in den wesentlichsten Bestrebungen die Demokratie in Obercanada überein. Durch fortgesetzten Widerstand gedachte die eine wie die andere die englische Regierung zu ermüden, sie zu Gewaltmaßregeln hinzudrängen, und so der Sache der Unabhängigkeit auch in weitern, conservativen Kreisen Anhang zu verschaffen.

Doch waren beide Parteien geneigt vom Aeußersten abzustehen, wenn die Regierung die Hand zur Ausgleichung biete. Beide foderten: Erweiterung der Freiheiten und eine bessere Regelung der Finanzangelegenheiten mit ausgedehnterer Competenz der Assembly, namentlich aber Wahl des Gesetzgebungsrathes durch das Volk und Verantwortlichkeit der vollziehenden Behörde der Volksvertretung gegenüber. Während die demokratische Partei in Obercanada, weil sie nicht die parlamentarische Mehrheit besaß, sich begnügen mußte, ihre Foderungen in die Form von Petitionen einzukleiden, nahm in Untercanada die Assembly selbst, von der französischen Partei beherrscht, diese Angelegenheit in die Hand und faßte 1836 den Beschluß, nicht eher eine Steuerbewilligung eintreten zu lassen, als bis jene Foderungen gewährt seien.

Dennoch wurden die Anträge, beiden Provinzen gegenüber, abgelehnt; das englische Unterhaus verwarf sie mit 144 gegen 16 Stimmen. Die Assembly von Untercanada antwortete mit dem Beschluß einer allgemeinen Steuerverweigerung. Da löste der Gouverneur sie auf, und

nunmehr kam, im Jahre 1837, die Revolution zum Ausbruch. Der Zweck der Losreißung und Republicanisirung trat sofort in den Vordergrund. An der Spitze des Aufstandes stand anfangs Papineau selbst, neben ihm der ehemalige Kaufmann Brown; später Nelson und Andere. Es bildete sich eine Association, die „Söhne der Freiheit", mit einem Centralausschuß zu Montreal; diese organisirten sich zu Guerrillabanden. Ihnen entgegen erstand der Club der englischen „Loyalisten", die Freicorps im Dienste der Regierung ausrüsteten. Bald fanden blutige Zusammenstöße zwischen beiden Theilen statt. In Montreal Verhaftete wurden von den Freiheitssöhnen bei Chambly befreit. Am 25. November fand zehn Stunden von der Hauptstadt bei St.-Charles ein Treffen mit den königlichen Truppen statt, das ohne Entscheidung blieb. Um diese Zeit verschwand Papineau aus dem Vordergrund; zwischen ihm und andern Führern waren Mishelligkeiten eingetreten. Man hatte einen Preis von 1000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt, aber er war unsichtbar und daher auch ungreifbar geworden.

In England drängte sich die Frage auf: Ob Gewalt oder Nachgiebigkeit rathsamer sei. Man entschied sich für die erstere; neue Truppensendungen wurden angeordnet. Inzwischen war auch in Obercanada die Insurrection erfolgt unter der Leitung von Mackenzie, Parker, Ralph und Bridewell. Dennoch wurde in beiden Provinzen, namentlich durch den General John Colborne, das Feuer wenigstens innerhalb der Colonialgrenzen schon im December erstickt. Die Insurgenten zogen sich auf das Gebiet der Vereinigten Staaten zurück; dort verschanzten sie sich auf Navy-Island im Niagara, welche Insel zu New-York

gehörte. Von hier aus, durch Amerikaner verstärkt und unterstützt, rüsteten sie sich zu neuen Angriffen. Denn starke Sympathien hatten sich gleich mit dem Beginn des Kampfes in den Vereinigten Staaten für sie geregt. Unter andern führte ihnen denn auch damals ein nordamerikanisches Privat-Dampfschiff Carolina allerhand Bedürfnisse zu. Die Engländer in ihrer Erbitterung griffen es am 29. December an, steckten es in Brand und trieben es den Wasserfall hinab, sodaß mit dem Schiffe zugleich der größere Theil der Mannschaft zu Grunde ging; im Januar 1838 aber griffen sie auch Navy-Island an und vertrieben von dort die Insurgenten. Diese Verletzungen des amerikanischen Eigenthums und Gebietes machten großes Aufsehen in den Vereinigten Staaten; ein Congreßbeschluß verfügte die sofortige Aufstellung eines Observationscorps an der Nordgrenze unter General Scott, um die Neutralität zu schützen. Nachdem die Insurgenten am 14. Januar Navy geräumt, suchten sie sich auf den Inseln des Eriesees festzusetzen und von dort aus vorzudringen. Es gelang ihnen jedoch nicht; in verschiedenen Gefechten an der Grenze unterlagen sie; die meisten Todten und Verwundeten erwiesen sich als nordamerikanische Bürger, wodurch sich die Union auch ihrerseits compromittirt sah. Mit dem Februar und März schien der Aufstand völlig überwältigt.

Das englische Ministerium hatte indessen am 15. Januar Lord Durham, den kühnen Verfechter der Reform und der Volksrechte, den edelsten Vertreter des Whig-Radicalismus, zum Generalgouverner aller englischen Besitzungen in Nordamerika und zum Generalcommissär in Canada ernannt. Am 9. Februar erlangte auch die Bill

Gesetzeskraft, welche die Verfassung Niedercanadas bis zum 1. November 1840 suspendirte und dem Generalgouverneur eine unumschränkte Vollmacht gab, insbesondere die Befugniß, im Verein mit dem Rathe die gesetzgebende Gewalt zu üben. Durham, als er am 28. Mai in Canada landete, fand nur noch einzelne Zuckungen vor; namentlich führte noch der verwegene William Johnson mit seinen vier Söhnen und einer Schar Gleichgesinnter einen abenteuerlichen Flibustierkrieg auf kleinen Booten im Lorenzstrom. Hier wurde am 29. Mai, an demselben Tage wo Durham seine erste Proclamation in Quebeck erließ, das englische Dampfboot Robert Peel von den Canadiern verbrannt. Am 25. Juni aber erlag ein größerer Insurgentenhaufe bei Shortills am Niagarafall; Viele geriethen in Gefangenschaft. Damit erloschen die letzten Angriffsversuche.

Nun aber trat eine neue Wendung ein. Durham's Proclamation hatte Drohungen und Versprechungen verschmolzen; er wollte die Rolle eines strengen Richters mit der eines versöhnenden Vermittlers vereinigen. So gebrauchte er denn seine außerordentliche Vollmacht, um die in Haft befindlichen Insurgentenführer ohne richterlichen Spruch durch Ordonnanz vom 28. Juni zur Deportation nach den Bermudasinseln zu verurtheilen, mit der Drohung, daß sie im Fall ihrer Rückkehr als Hochverräther mit dem Tode bestraft werden sollten. Dieser Act, den Durham zugleich als eine Sicherheitsmaßregel betrachtet wissen wollte, wurde im englischen Parlament Anfang August mit der größten Heftigkeit als gesetzwidrig angegriffen. Lord Brougham machte diesmal mit den Tories gemeinsame Sache; bei seinen glänzendern Talenten nicht

ohne Eifersucht gegen den ihm sinnesverwandten, aber an würdevoller Uneigennützigkeit überlegenen Durham, erklärte er, jene Maßregel sei der Hochverrathsacte Wilhelm's III. schnurstracks entgegen, auch den Instructionen zuwider, die nicht gestatteten, eine Parlamentsacte und bestehende Criminalgesetze willkürlich abzuändern oder außer Kraft zu setzen; Niemand dürfe dem gerichtlichen Verfahren und dem richterlichen Urtheil entzogen werden. Er wollte durch eine declaratorische Bill die dem Lord Durham gegebenen Vollmachten ausdrücklich in diesem Sinn ausgelegt wissen und begehrte, daß dessen Ordonnanzen als die Vollmacht überschreitend annullirt würden. „Er sei noch immer der Ansicht, daß eine freiwillige Abtrennung jener Colonie vom Mutterlande das Rathsamste sein würde; da jedoch das Parlament ein Anderes beschlossen habe, so müsse wenigstens Alles geschehen, was den locker gewordenen Verband befestigen könne; dazu gehöre aber, daß man das canadische Volk vor jeder Willkürhandlung seiner zeitweiligen Ausnahmsregierung nachdrücklich beschütze." Das Ministerium, nachdem es anfänglich Durham in Schutz genommen, gerieth der Majorität gegenüber mehrundmehr in eine schwankende Haltung; denn Brougham's Antrag, am 8. August im Oberhause eingebracht, kam schon am 9., von Lord Lyndhurst und Wellington unterstützt, mit 54 gegen 36 Stimmen zur zweiten Lesung. Zwar erklärte Melbourne am 10.: „Eine solche Intervention würde nur der Partei in Canada zugutekommen, welche die Trennung der Colonie vom Mutterlande um jeden Preis wolle." Dennoch fand das Ministerium es schließlich gerathener, das Verfahren des Generalgouverneurs mis-

billigen zu lassen, als solidarisch für ihn einzutreten. Zum Danke für diese Concession nahm Brougham den declaratorischen Theil der Bill zurück, sodaß nur die vom Ministerium zugestandene Clausel übrigblieb, wonach Niemand wegen einer aus jener Ordonnanz geflossenen ungesetzlichen Handlung zur Verantwortung gezogen werden sollte. So schrumpfte das Ganze zu einer Indemnitätsbill zusammen, die am 13. August im Oberhause, am 15. im Unterhause die dritte Lesung erhielt.

Durch diese Misbilligung seiner Maßnahmen gekränkt legte Durham am 9. October sein Amt nieder, indem er zugleich in einer freisinnigen Abschiedsproclamation die Handlungsweise der englischen Regierung einer tadelnden Kritik unterwarf und an das Urtheil der canadischen Bevölkerung appellirte. Die nächste Folge dieses Schrittes war ein allgemeines Misbehagen selbst unter den Loyalisten und ein erneuter Ausbruch der Insurrection, gleich nachdem sich Durham eingeschifft um nach England zurückzukehren. Ganz Unter- und Obercanada gerieth in Brand; an der Spitze stand jetzt besonders Robert Nelson. Schon hatte man die Republik proclamirt und einzelne Erfolge auf verschiedenen Punkten errungen, als die Niederlagen bei Odeltown in Niedercanada am 9. und bei Prescot in Obercanada am 15. November den Aufruhr rasch wieder dämpften; unter den 700 Gefangenen befand sich auch der gefürchtete Johnson. Der Drang war vorüber noch ehe die nordamerikanische Regierung unterm 21. die Unterstützung der Insurrection verbot und die Theilnehmer mit Strafe bedrohte. General Colborne, am 14. December provisorisch zum Generalgouverneur ernannt, regierte nun unter der Herrschaft des Kriegsgesetzes, das,

am 4. November proclamirt, erst am 24. August des folgenden Jahres wieder aufgehoben wurde. Colborne hatte die äußere Ruhe hergestellt; aber erst dem neuen Gouverneur Lord Sydenham, dem frühern zum Peer erhobenen Handelsminister Thompson, gelang es die Gemüther zu beschwichtigen. Die Spannungen der englischen Regierung mit den Vereinigten Staaten wurden durch die Sendung des Lords Ashburton um so leichter beigelegt, als beide Theile in gleichem Maße compromittirt erschienen.

Um die Ruhe der Colonie auf die Dauer sicherzustellen, brachte das Ministerium in der Session von 1839 (3. Mai und 3. Juni) die Bill zur Vereinigung beider Canadas ein, sah sich aber durch den Widerstand veranlaßt, sie zurückzuziehen und die provisorische Verwaltung fortbestehen zu lassen. In der Session von 1840 wurde indessen die Unionsbill von Lord John Russell durchgesetzt (12. Juni, 23. Juli) und erlangte am 10. August Gesetzeskraft. Ihr zufolge bestand seitdem für beide Provinzen, wie Ein Statthalter, so auch ein gemeinsames Parlament; der Gesetzgebungsrath umfaßte wenigstens 20 Mitglieder, nach wie vor auf Lebenszeit von der Krone ernannt; zur Assembly, die alle vier Jahre erneuert werden sollte, wählte jede Provinz 39 Mitglieder; wählbar war nur wer 500 Pfund Rente aus Grundvermögen, Wähler wer einen Freibesitz von 40 Schilling Einkommen nachwies. Durch diese Verfassung wurde die Mehrheit in Niedercanada unterdrückt, der französischen Partei als solcher die Möglichkeit parlamentarischer Siege abgeschnitten. Das Haupt derselben, Papineau, der sich zuerst nach den Vereinigten Staaten geflüchtet,

entkam glücklich nach Frankreich und nahm seinen Wohnsitz in Paris. Der von seinen Gegnern so hart verfolgte und von seinen Freunden so schmählich verlassene Graf Durham starb am 28. Juli 1840 auf der Insel Wight. Mit ihm war die Aussicht auf Bildung eines radicalen Ministeriums erloschen.

IV. Der Antagonismus der englischen und russischen Politik in Asien.

1. Das gegnerische Vordringen.

Wenn England in seinen amerikanischen Colonien vor allem das ansteckende Beispiel der Vereinigten Staaten zu fürchten hatte, so sah es sich in den asiatischen durch die geheimen Umtriebe Rußlands bedroht. Denn beiden europäischen Großmächten waren dem Anschein nach die Geschicke Asiens verfallen.

Während Rußland von Norden her in universalstaatlichem Triebe sich Wege nach Innerasien zu bahnen suchte, den Persern 1827 Eriwan, den Türken 1828 Anapa abnahm, und die freien tscherkessischen Bergvölker im Kaukasus seit dem Beginn der Dreißiger Jahre zu unterjochen trachtete: bemühte sich England in handelspolitischer Absicht seine Herrschaft über die südlichen Inseln, Halbinseln und Küsten auszudehnen, um dann seinerseits von Süden her weiter in das Innere vorzudringen. Es rundete seine Besitzungen in Vorderindien ab, erwarb im Kampfe mit den Birmanen unter dem Banner der Ostindischen Compagnie 1826 große Strecken

von Hinterindien, und trachtete in den Dreißiger Jahren an den entgegengesetztesten Punkten, ostwärts an den chinesischen, westwärts an den arabischen Küsten sich festzusetzen. Für die Beraubung schiffbrüchiger Briten ließ man sich 1838 von dem eingeschüchterten und geköderten Sultan Mahassan von Yemen im südwestlichen Arabien die Halbinsel Aden mit der Stadt gleiches Namens abtreten und nahm sie, als der Häuptling wieder schwankend wurde, am 11. Januar des folgenden Jahres mit Waffengewalt ein. Damals trotz seines alten Glanzes kaum 600 Seelen zählend, wuchs die Bevölkerung der eroberten Stadt in wenigen Jahren auf 25,000 an. So gewann England einen festen Stützpunkt zwischen Afrika und Asien, ein Steinkohlendepot für die Dampfschiffahrt, einen ausgezeichneten Stapelplatz für seinen ostindischen Handel.

Zwischen der englischen Herrschaft im Süden und der russischen im Norden dehnte sich aber noch immer, in der Quere von Osten nach Westen, durch den ganzen Welttheil ein breiter neutraler Ländergürtel aus, der erst an irgend einem Punkte von den beiderseitigen Kräften völlig durchnagt sein mußte, ehe ihre feindlich entgegengesetzten Bestrebungen an eine gemeinsame Berührungslinie vorrücken und zu unmittelbaren Conflicten Anlaß geben konnten. Dieser Moment eines weltgeschichtlichen Zusammenstoßes der beiden europäischen Hauptmächte im Herzen Asiens schien, wenn auch langsamen, doch sichern Schrittes heranzunahen.

Der mittlere Theil jenes neutralen Gürtels bestand aus drei gesonderten Schichten. Die eine, das Land der Sikhs mit der Hauptstadt Lahore, lag zunächst an der englisch-ostindischen Grenze; die andere, Turkestan mit

der Hauptstadt Khiwa, zunächst an der russischen um den Aralsee; die dritte, Afghanistan mit den Hauptstädten Kabul und Herat, nahm die Mitte zwischen beiden ein und bezeichnete, um den paradiesischen Hindukuh gelegen, den innersten Knotenpunkt Asiens. Wurde Lahore von England, Turkestan von Rußland verschlungen, so mußte Afghanistan der Punkt des Zusammenstoßes, der Schauplatz der größten Entscheidungen werden.

Und wirklich strebte die Entwickelung diesem Laufe zu. Denn wiewol es im Interesse der beiden Großmächte lag, weil jede den Sieg der andern zu besorgen hatte, eine neutrale Scheidewand zwischen sich aufrecht zu erhalten: so konnte doch keine dem Reize widerstehen, innerhalb dieser Zwischenterritorien einen selbstsüchtigen und dem Gegner feindlichen Einfluß geltend zu machen. Dieser Streit aber um das Uebergewicht des Einflusses mußte nothwendig über lang oder kurz zu einem Kampfe um die Herrschaft sich gestalten.

Im Lande der Sikhs war nun der Einfluß Englands schon um die Mitte der Dreißiger Jahre so groß, daß Runghit-Singh, der Maharadscha von Lahore, als dessen Verbündeter galt. In Turkestan dagegen war Rußland seit dem misglückten Einfalle Peter's des Großen so völlig alles Einflusses beraubt und so entschieden als natürlicher Landesfeind betrachtet, daß nur die Alternative blieb, entweder die unmittelbare gewaltsame Eroberung Turkestans zu versuchen oder auf einem Umwege, über Persien, gegen die englisch-ostindische Macht zu operiren. Vor der Hand entschied sich Rußland für das Letztere. In Persien daher und in Afghanistan mußten die beiderseitigen Einwirkungen aneinanderprallen.

Rußlands Plan war, den Einfluß und die Herrschaft Englands durch die Kräfte Innerasiens aufzurollen oder doch zu schwächen; deshalb wurden die Beherrscher Persiens und Afghanistans auf alle Weise gegen England aufgehetzt; von den mediatisirten Fürsten Hindostans war zu erwarten, daß sie bereit sein würden, das englische Joch abzuschütteln.

2. Die Kämpfe in und um Afghanistan.

Die Wirren in Afghanistan waren den Umtrieben günstig. Ehemals von Persien abhängig, hatte es unter dem Geschlecht der Abdalli oder Durani um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine Unabhängigkeit erkämpft. Nur in Herat herrschte noch ein Abkömmling desselben, der Schah Kamran; in Kabul dagegen und den übrigen davon abhängigen Bezirken herrschten die Barakſis unter Dost-Mohammed, nachdem sie den letzten Durani, Kamran's Oheim, den Schah Schudschah, nach Lahore vertrieben. Rußland stellte sich nun auf die Seite der Barakſis, der rebellischen Usurpatoren, England auf die Seite der legitimen Duranis. Jenes wollte auch den Schah Kamran aus Herat vertrieben wissen; dieses wollte den Schah Schudschah wieder in Kabul hergestellt sehen.

An Herat lag der russischen Politik ungemein viel, weil es die Straße von Persien nach Indien beherrschte. Deshalb wiegelte sie sowol den Dost-Mohammed von Kabul, wie den Thronfolger von Persien, Abbas-Mirza, gegen Kamran auf; Jener wurde durch den dynastischen Haß gegen die Duranis, Dieser durch die Erinnerung an die alte Oberhoheit gestachelt. Gelang es, Herat

wieder an Persien zu bringen, so war damit der Schlüssel zu der Straße nach Indien für Rußland gewonnen, wenn Persien dem russischen Einfluß nach wie vor unterthan blieb. Wirklich ließ sich Abbas Mirza 1833 zu einem Eroberungszuge gegen Herat überreden; er mislang, weil Kamran durch die Engländer nachdrücklicher unterstützt wurde wie Abbas-Mirza durch die Russen. Nach dem Tode des talentvollen Abbas und dem Thronwechsel in Persien, den Rußland und England gemeinschaftlich ordneten, setzte ersteres seine Politik bei dem neuen Schah Mohammed Mirza fort. Schon 1837 wurde ein zweiter Zug gegen Herat beschlossen, aber durch innere Aufstände verhindert. Erst im folgenden Jahre kam die Expedition zu Stande, mit einem Heere von 60,000 Mann; sie begann unter Siegeshoffnungen am 10. Februar und endete am 9. September mit einem trostlosen Rückzuge. Diesen Erfolg hatte Herat wiederum dem Beistande der Engländer unter Major Todd und Lieutenant Pottinger zn danken. Durch den Letztern wurde zugleich englischerseits mit Kamran ein Vertrag abgeschlossen, wonach dieser sich verpflichten mußte, in keine Verbindung mit den westlichen Staaten sich einzulassen und den Schah Schudschah als Beherrscher von Kabul anzuerkennen.

Mittlerweile war nämlich zwischen Dost-Mohammed, der sich 1835 als Mohammed-Ghazi zum König von Kabul hatte krönen lassen, und Runghit-Singh von Lahore ein Streit über den Besitz von Kaschmir und Peschawer ausgebrochen. Der Maharadscha, in dessen Diensten der französische General Allard stand, hatte sich der erstern Provinz schon 1819, der andern 1823 be-

mächtigt. Dost-Mohammed wurde nun von Rußland zum Kriege gegen Lahore angefeuert. Vergeblich suchte Alexander Burnes als englischer Commissär zwischen Sikhs und Afghanen zu vermitteln; mit dem Jahre 1838 loderte auch auf diesem Punkte der Kampf auf. Es gab in diesem Jahre, zur Zeit der Belagerung Herats, in der That einen Moment der äußersten Gefahr für England; seine Macht in Ostindien schien zu wanken. Und nicht genug, daß der Fortbestand zweier ihm befreundeter Staaten in Frage gestellt war, deren Fall Rußlands Einfluß bis unmittelbar an die Grenzen der englischen Herrschaft ausgedehnt hätte: auch die benachbarten Reiche Nepal, Awa und Birmanien waren in Aufregung und schienen die erste günstige Wendung zur Erhebung benutzen zu wollen; zugleich gestalteten sich die Verhältnisse mit China immer verwickelter und unlösbarer; und endlich schien Persien ebenfalls aufgelegt, durch eine unmittelbare Fehde die Schwierigkeiten Englands zu vermehren. Denn ungescheut war der englische Gesandte am persischen Hofe, M'Neil, seiner Depeschen beraubt und gemishandelt worden; statt der Genugthuung erfolgte Hohn; der russische Einfluß war allmächtig, M'Neil mußte Teheran verlassen.

Aber man triumphirte zu früh; die englische Politik faßte rasche und kühne Entschlüsse, um den Gefahren ringsum zu begegnen. Wie man Herat unterstützte, so schloß man auch mit Lahore eine feste Allianz; und während zu Persiens Warnung eine englische Expedition von Bombay nach dem Persischen Meerbusen abging, die Insel Kharak daselbst und den Hafen Abuschähr an der Nordküste occupirte, erklärte Lord Auckland, der General-

gouverneur von Ostindien, noch ehe man den Ausgang vor Herat erfahren, am 1. October 1838 den Krieg an Dost-Mohammed von Kabul; sich berufend auf die Allianz mit Lahore, auf die feindseligen Absichten der Baraksi-Dynastie gegen Indien und auf die rechtmäßigen Ansprüche Schudschah's auf den ersten Thron von Afghanistan. Die günstigsten Erfolge begannen sich zu drängen. Geschreckt durch den traurigen Rückzug seines Heeres im Osten und durch die Operationen der englischen Flotte im Süden, wandte sich der geistesschwache Schah von Persien ängstlich dem englischen Einflusse zu, lud den verstoßenen Vertreter Englands zur Rückkehr nach Teheran ein und schickte, zu desto gewisserer Schlichtung der Differenzen, selbst einen Gesandten nach London ab. Infolge der britischen Siege in Afghanistan gab er alsbald den Foderungen der Engländer in allen Punkten nach, wogegen diese den Persischen Meerbusen wieder räumten.

Ueberall in Afghanistan waren zwar russische Agenten gegen England thätig gewesen; da Herat nicht hatte erobert werden können, so suchte man nunmehr es für ein Bündniß mit Kabul zu gewinnen, um den Engländern die vereinigten Kräfte des Landes entgegenzustellen. Und wirklich ließ sich Kamran von seinen Feinden umgarnen und gegen seine Befreier umstimmen. Doch unaufhaltsam drangen die Heerescolonnen der Ostindischen Compagnie, 26,000 Mann stark, vorwärts. Am Sudledge-Fluß besiegelte Lord Auckland den Bund mit Runghit-Singh durch eine persönliche Zusammenkunft in den letzten Tagen des November 1838; am 5. December brach das Expeditionsheer aus Ferrypore auf,

Ende des Monats traf Auckland in Lahore ein. Das nächste Ziel der Operationen war Kandahar. Am 16. Januar 1839 überschritt die erste Colonne in Begleitung des Schah Schudschah den Indus, am 31. die zweite, am 16. Februar die letzte; nach unsaglichen Beschwerden rückte man am 21. April in Kandahar ein, wo am 27. Schah Schudschah gekrönt wurde. Nun setzte man sich gegen Kabul in Bewegung; am 23. Juli wurde die Festung Ghizni erstürmt, am 4. August durch General Keane Kabul eingenommen; Dost-Mohammed, von seinen Truppen verlassen, ergriff die Flucht; am 7. hielt Schudschah seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt.

3. Rußland gegen Khiwa; Englands Triumph.

Durch die Nachricht über diese glänzenden Erfolge der englischen Waffen wurde die russische Politik in Petersburg in hohem Grade beunruhigt. Ihre bisherige Absicht, über Persien und Afghanistan der britischen Macht in Ostindien beizukommen, mußte sie als völlig gescheitert betrachten, und sie entschloß sich nunmehr, den andern Weg zu betreten, der sich ihrer Wahl von vornherein dargeboten, den Weg der Eroberung Turkestans. Gelang diese, so war der Eroberung Afghanistans ein Gegengewicht gegeben, und an den Grenzen beider Länder standen russische und englische Waffen einander gegenüber.

Ein Grund des Angriffs war bald gefunden. Die feindseligen Khane von Khiwa hatten Karavanen und Reisende ohne Unterschied geplündert und auch Russen in

die Gefangenschaft geschleppt. Das erfoderte Genugthuung, aber nicht auf dem Wege der Unterhandlung, denn man besorgte eine unwillkommene Nachgiebigkeit. Hatte doch der Khan 1837 auf die bloße Verwendung der Diplomatie 25 russische Gefangene ausgeliefert, und im August 1839 gab er sogar aus freiem Antriebe deren 80 frei. Allein man ließ sich hierdurch nicht beschwichtigen, denn man bedurfte eines Vorwandes; man wollte nicht unterhandeln, damit man „züchtigen" könne. Mit größtem Eifer und in tiefstem Geheimniß wurden in Orenburg die Rüstungen betrieben; von hier aus setzte sich am 1. December 1839 die Expedition unter General Perowsky in Bewegung, 20,000 Mann stark, mit 10,000 Kameelen. Erst durch die Kriegserklärung erhielt Europa von der Unternehmung Kunde; der Ueberraschung folgte die Einsicht, daß es nur gelte, eine Straße nach Indien zu gewinnen. Dies Ziel wurde jedoch nicht erreicht. Der Zug durch die Steppen zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee hatte mit der ungünstigsten Witterung, Kälte und Schneegestöber zu kämpfen; in kurzer Zeit war die Mehrzahl der Kameele gefallen. Kaum halbwegs vorgedrungen, sah sich Perowsky genöthigt, bei Akbulak Halt zu machen und am 11. Februar 1840 den Rückmarsch nach der Emba anzutreten; am 19. wurde dieser Fluß erreicht, aber der Heereszug war so gut wie vernichtet, nur winzige Trümmer gelangten nach Orenburg zurück. Auch dieser Versuch war also gescheitert, und Rußland konnte noch von Glück sagen, daß wenigstens seine Ehre geschont wurde, indem der Khan von Khiwa sich bereden ließ, seinerseits einen Friedensgesandten nach Rußland zu schicken (September 1840).

Dennoch aber mußte es sich behufs der Uebereinkunft die Vermittelung Englands gefallen lassen, d. h. derjenigen Macht, gegen die am letzten Ende der Zug gerichtet war. Zum Danke dafür blieb der russischen Diplomatie nichts übrig, als in Persien und Afghanistan von neuem gegen England zu wühlen.

Inzwischen hatten die britischen Interressen in Asien nach allen Seiten hin einen erhöhten Aufschwung genommen. Im Lande der Sikhs waren die Grundlagen der Selbständigkeit zusammengebrochen: Am 23. Januar 1839 starb zu Peschawer General Allard, die Hauptstütze Runghit-Singh's; fünf Monate später, am 27. Juni, zu Lahore der alte „Sieges-Löwe" selbst, der minder durch Tapferkeit als durch Schlauheit und Despotismus die Einheit und die Kraft des Reiches begründet hatte. Auf seinem Scheiterhaufen wurden elf seiner Weiber verbrannt, ein Act den die Engländer diesmal aus politischen Rücksichten zuließen, um nicht den Fanatismus des Volkes zu reizen, während sie derartigen Menschenopfern schon seit längerer Zeit zu steuern versucht hatten. Seitdem sank das Land durch Thronstreitigkeiten in eine Zerrüttung, die es schon damals der That wenn auch noch nicht dem Namen nach in ein abhängiges Verhältniß zur Ostindischen Compagnie versetzte.

Südlich von Afghanistan bis zur Meeresküste dehnt sich das Land der Beludschen aus. Diese waren durch den Eroberungszug der Briten, der sich über den Bolanpaß durch ihr Gebiet bewegt hatte, aufgeregt und kriegerisch gestimmt worden. Mir Merab, der Khan von Kelat und als solcher das angesehenste Haupt des Landes, hatte sich zu Feindseligkeiten verleiten lassen. Als nach

den Siegen in Afghanistan ein Theil der britischen Truppen heimkehrte, erfolgte die Vergeltung: am 13. November 1839 wurde die Festung Kelat mit glänzender Tapferkeit erstürmt, und hierdurch der Kreis der asiatischen Einwirkungen Englands in bedeutsamer Weise erweitert. Zwar fiel am 29. Juli 1840 jener Stützpunkt wieder in die Hände der Beludschen, und mit ihm der Lieutenant Loveday, der nachher unter Mishandlungen eines grausamen Todes starb. Allein ein neuer Feldzug verdoppelte die Erfolge: am 1. November wurde die Festung Dadur eingenommen und Nassir-Khan der Sohn Merab's geschlagen; am 4. aber wurde Kelat zum zweiten male erobert, wobei Merab selbst den Tod fand. Die Briten waren Herren von Beludschistan.

Andererseits hatte sich zwar Dost-Mohammed von Kabul, Rußlands Schützling, plötzlich wieder erhoben; selbst Schah Kamran von Herat hatte ihm Vorschub geleistet; im Jahre 1840 erschien er in offenem Felde gegen Schudschah. Allein am 18. September wurde er durch die britischen Truppen bei Bamean in Kabul's Nähe, am 2. November unter General Sale bei Purwur gänzlich geschlagen; verlassen und bedrängt ergab er sich am 7. den Briten als Gefangener und erkannte die Herrschaft Schudschah's an. Durch das siegreiche Treffen bei Kotriah am 1. December glaubte man die letzten Zuckungen afghanischer Eigenmacht gebrochen.

So schien England am Ende des Jahres 1840 im Norden und im Westen, an Afghanistan und Beludschistan, eine doppelte Vormauer Ostindiens gegen Rußland erworben, seine Herrschaft um mehr als 40,000 □Meilen und 14 Millionen Menschen vergrößert zu haben. Nimmt

man hinzu, daß die so langersehnte Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt im nördlichen Amerika vom Atlantischen nach dem Stillen Ocean mit der Erreichung von Cap Britannia durch Dease und Simpson am 17. August 1839 so gut wie vollbracht schien, daß man durch die Besitzergreifung von Neuseeland unter William Hobson am 21. Mai 1840 einen wichtigen Stützpunkt in der Südsee gewonnen hatte, daß an demselben Tage durch die Tapferkeit der englischen Besatzung von Aden im Kampfe mit den andringenden Arabern der Paß des Rothen Meeres neuerdings sichergestellt war, und daß man mit dem Ende des Jahres auch China zur Nachgiebigkeit und zu einem höchst vortheilhaften Frieden gezwungen zu haben glaubte: so war es, als ob im Bereiche Asiens und seiner Zugänge das Glück Englands einen sichern Höhepunkt erstiegen habe. Allein der Verwerthung der nordwestlichen Durchfahrt, auch wenn kein Zweifel mehr an ihrem Dasein aufkommen konnte, mußte sich hartnäckig das Eis entgegensetzen; in Afghanistan lauerte Schah Akber, Dost-Mohammed's Sohn, auf neue Wendungen; in Beludschistan stand Nassir-Khan immer noch aufrecht; in China aber hielt man zu viel von der List und zu wenig von Worten, um nicht freigebig in Versprechungen und beständig im Wortbruch zu sein.

4. Der chinesische Krieg.

Der Conflict mit China hatte sich ebenfalls aus der Stellung und den Beziehungen Ostindiens entwickelt. Noch immer war jenes kolossale Reich mit seinen 350 Millionen Bewohnern dem eigentlichen Weltverkehr verschlossen

geblieben. Eigenliebe und Fremdenhaß wehrten mistrauisch jede Berührung mit der abendländischen Cultur ab. Europäische Gesandtschaften und Consulate waren in China ebenso unerhört wie chinesische in Europa. Für das Himmlische Reich hörte Himmel und Erde an seinen Grenzen auf; was darüber hinauslag, darum kümmerte man sich nicht, das war Chaos. Was Unterhandlungen nicht vermochten, hatte Europa durch Religionsbekehrung zu erreichen versucht, allein vergeblich; die Sendlinge des Christenthums wurden wie böse Versucher betrachtet, verfolgt und in das finstere Chaos des Barbarenthums zurückgetrieben. Also geschah es noch im Jahre 1828. Dem lauernden Verdachte entgingen nur Männer, die wie Gützlaff es verstanden, sich in Sprache, Sitte und Gewohnheiten der Chinesen so völlig einzuleben, daß sie ihnen als Europäer völlig unkenntlich wurden.

Wie der Handel Chinas mit den Russen auf Kiachta, so war derjenige mit den Briten ausschließlich auf Kanton beschränkt; eine Anzahl chinesischer Kaufleute daselbst, die Hongs, waren die einzigen gesetzlichen Vermittler desselben, die privilegirten Zwischenhändler, und der Regierung verantwortlich. Von dem Dasein eines Staates England nahm diese dabei keine Notiz; denn sie hatet es nur mit der Ostindischen Compagnie zu thun, die ja von jeher im Besitze des Alleinhandels mit China war. Als aber im Jahre 1833 dies Vorrecht aufgehoben, der Handel nach China freigegeben, und demgemäß mit der Oberleitung oder Sicherstellung desselben die englische Regierung selbst beauftragt wurde: da mußte auch das bisherige völkerrechtliche Verhältniß beider Länder eine wesentliche Veränderung erleiden. China sollte es nunmehr

nicht sowol mit der Ostindischen Compagnie als vielmehr unmittelbar mit der englischen Regierung zu thun haben. Der Kaiser Tao-Kwang weigerte sich dessen; Lord Napier, zum Oberaufseher für Kanton ernannt, um die Handelsbeziehungen der Engländer zu regeln und die Gerichtsbarkeit über sie auszuüben, wurde so wenig wie seine Nachfolger, Davis und Elliot, in dieser Eigenschaft von den chinesischen Behörden anerkannt. Das war die eine Quelle der Zwistigkeiten.

Zu ihr gesellte sich als zweite die unheilvolle Opiumfrage. Die schädlichen Wirkungen des Opiums waren unzweifelhaft festgestellt; die chinesische Regierung hatte daher schon seit dem vorigen Jahrhundert wiederholt nicht nur gegen den Genuß, sondern auch gegen den Vertrieb desselben, Verbote erlassen und Strafen angedroht. Allein gerade der Opiumhandel bildete eine Haupteinnahmequelle der Ostindischen Compagnie; er war, als die übrigen Privilegien dahinsanken, der Verwaltung als Monopol verblieben. Diese war nicht gemeint, ihn aufzugeben, d. h. die Versteigerungen des Products in Ostindien zu unterlassen. Und so wurde denn von ihren Abnehmern, den englischen Kaufleuten, trotz der verschärften Verbote Chinas das Schmuggelgeschäft im ausgedehntesten Maßstab und so unbefangen wie zuvor betrieben. Nahm doch selbst der Missionar Gützlaff noch 1833 als Dollmetscher daran Theil. Es fruchtete nichts, daß die Opiumraucher in China mit Brandmarkungen, Geißelhieben und Todesstrafen, die ertappten Vorräthe mit Verbrennung bedroht waren; viele Tausende von Kisten fanden alljährlich Eingang und Absatz. Aber die Vereitelung aller ihrer Maßnahmen in dieser Angelegen-

heit reizte die chinesische Regierung bis zur höchsten Erbitterung.

Unter erfolglosen Reclamationen in völkerrechtlicher und commercieller Beziehung und unter den mannichfaltigsten Häkeleien kam das Jahr 1839 heran. Da entschloß sich der „Sohn des Himmels", die ungehorsamen Barbaren zu züchtigen, sie fühlen zu lassen, daß er „Alleinbeherrscher der Welt" sei. Lin, als Gouverneur nach Kanton gesandt, war beauftragt, den Opiumhandel um jeden Preis zu unterdrücken. Mit dem 30. März ergriff er die strengsten Maßregeln, foderte sofortige Auslieferung alles in Schiffen und Magazinen gelagerten Opiums, ließ die Hongkaufleute als Hehler mit Ketten belasten, die Factoreien der englischen Kaufleute schließen und diese selbst sammt dem Vertreter der großbritannischen Majestät, dem Oberaufseher Capitän Elliot, verhaften. Die Gewalt drang durch. Elliot wußte sich und seine Landsleute nicht anders zu befreien, als daß er diese gegen die unbefugte Zusage einer Entschädigung zur Ablieferung ihrer Opiumvorräthe vermochte. Hierauf, am 23. Mai, zogen sich Elliot und die Engländer von Kanton nach Macao zurück. Am 29. traf der Befehl des Kaisers zur Vertilgung des in Beschlag genommenen Opiums ein; und am 3. Juni wurden 20,291 Kisten im Werthe von 4 Millionen Pfund zu Hamun vernichtet, indem man den Inhalt mit Kalk und Oel versetzte und dann Alles in das Meer warf.

Von jetzt an nahm der Verlauf der Dinge einen immer ernsthaftern Charakter an. Jede Foderung der Briten steigerte die Erbitterung der Chinesen, jede Nachgiebigkeit ihren Hochmuth. Alle Versuche Elliot's zu

gütlicher Uebereinkunft schlugen fehl; von zahllosen Reibungen ging man endlich zu offenen Feindseligkeiten über. Am 3. November geriethen die englischen Schiffe vor Hongkong mit der chinesischen Kriegsflotte unter dem Admiral Kwang bei Tschumpi heftig aneinander, wobei die Chinesen den Kürzern zogen und sechs ihrer Dschonken einbüßten. Die Folge war, daß am 6. December der Gouverneur Lin allen und jeden Handel mit den Engländern verbot; ja, am 5. Januar 1840 wurde selbst der mittelbare Handel mit ihnen untersagt und jeder Brite als außer dem Gesetz erklärt. Aber den Chinesen genügte es noch nicht, ihren Gegnern allen Verkehr abgeschnitten zu haben: sie wollten sich auch ihrer Gegenwart entledigen. Im Februar wurden Elliot und die Engländer durch den chinesischen General Yih auch aus Macao vertrieben, und am 28. machte Admiral Kwang mit der chinesischen Flotte den Versuch, die englische durch Brander zu vernichten. Der Versuch, und gleich darauf ein ähnlicher, wurde zwar vereitelt; aber der Krieg war nunmehr nicht zu umgehen.

England entschloß sich ungern dazu. Es erschien als ein Wagniß, mitten unter den Gefahren, die Ostindien von andern Seiten umringten, auch den Kampf mit einer Macht aufzunehmen, die man noch nie in den Waffen erprobt, der unermeßliche Hülfsquellen und ungeheure Heeresmassen zu Gebote standen, und der man nothwendig erliegen mußte, wenn der Muth ersetzte, was ihr an Kriegsgeschicklichkeit gebrach. Dazu kam, daß der Verlust des Theehandels auf dem Spiele stand. Von den 65 Millionen Pfund Thee, die alljährlich China für etwa 28 Millionen Thaler verkaufte, vertrieb Eng=

land allein durchschnittlich 47 Millionen Pfund, wovon es selbst etwa 30 Millionen consumirte. Die Einbuße dieser Ausfuhr erschien doppelt empfindlich im Angesicht des Verlustes der Opiumeinfuhr, aus der die Compagnie eine reine Jahreseinnahme von 20 Millionen Rupien oder nahe an 2 Millionen Pfund Sterling zog.

Auch konnte man sich nicht verhehlen, daß ein Krieg im Interesse des Opiumhandels vor der öffentlichen Meinung in Europa wie in Asien als ungerecht und unmoralisch erschien. Die Noten des chinesischen Gouverneurs Lin an die Königin Victoria enthielten in undiplomatischer Form manche bittere Wahrheiten. „Eure Schiffe", schrieb er, „kommen der Reihe nach, um unser Gold zu holen; Habsucht schwellt ihre Segel an. Wenn ein Theil unserer Reichthümer diese Fremden mästet, kann man da nicht in Wahrheit sagen, daß die von ihnen angehäuften Schätze vom Fleisch und Blut der Chinesen herrühren. Warum bringen diese Fremden uns dafür ein zerstörendes Gift? Fern von uns sei der Gedanke, daß diese Ausländer Tod und Zerstörung unter uns aussäen wollen. Nein, diese gräßliche Absicht haben sie nicht; aber vor allem habgierig, kümmern sie sich wenig um die Folgen ihres Handels. Da Ihr die Einfuhr jenes Giftes in Eure Staaten verbietet, solltet Ihr auch dessen Ausfuhr nach fremden Staaten nicht gestatten. Alle Producte, die aus China nach Euerm Lande eingeführt werden, sind nützlich und vortheilhaft; wir liefern Euch zahllose Gegenstände des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit. Indem Euer Volk jene Producte von hier ausführt, vermehrt es nicht nur sein leibliches Wohlsein, sondern macht auch durch den Verkauf ungeheuern Gewinn.

Wenn Ihr aufhört, Opium zu verkaufen, so wird dieser Gewinn Euch gesichert sein. Nehmen wir an, daß Ausländer Opium in England einführen und Eure Unterthanen verleiten möchten, es zu rauchen: würdet Ihr nicht, als Beherrscherin dieses ehrenwerthen Landes, diese Versuche mit Entrüstung sehen und sie zu vereiteln trachten? Alle Monate und alle Jahre nimmt das Gift an Umfang zu; sein verpesteter Hauch dringt unaufhörlich zum Himmel, dessen Zorn er endlich erregen wird. Ihr müßt auf der Stelle die Pflanze, die so viel Unheil stiftet, mit der Wurzel ausrotten. Laßt den Boden gänzlich umpflügen und an die Stelle des Opiums Getreide säen.“ Ueberhaupt kam in Asien damals eine förmliche Agitation gegen den Opiumhandel in Gang. Im Reiche Siam wurde er mit gleicher Strenge wie in China unterdrückt; in der Provinz Assam sah sich die Compagnie sogar genöthigt, den weitern Anbau selbst zu verbieten. Es mangelte nicht an Engländern in der Verwaltung Ostindiens, im Heer und auf der Flotte, die darin einig waren, daß der Opiumhandel mit dem Sklavenhandel und der Seeräuberei auf gleicher Linie stehe.

Aber die Opiumfrage war auch in der That nicht der eigentliche Grund, der England zum Kampfe trieb. Der Secretär des Krieges, Macaulay, als ehemaliges Mitglied des obersten Rathes in Indien mit den Verhältnissen vertraut, erklärte am 7. April 1840 im Unterhause: „Es wird immer wiederholt, die Regierung beginne den Krieg, um die Contrebande mit Opium zu unterstützen. Gott verhüte, daß ein so abgeschmackter wie scheußlicher Gedanke je einem britischen Minister in

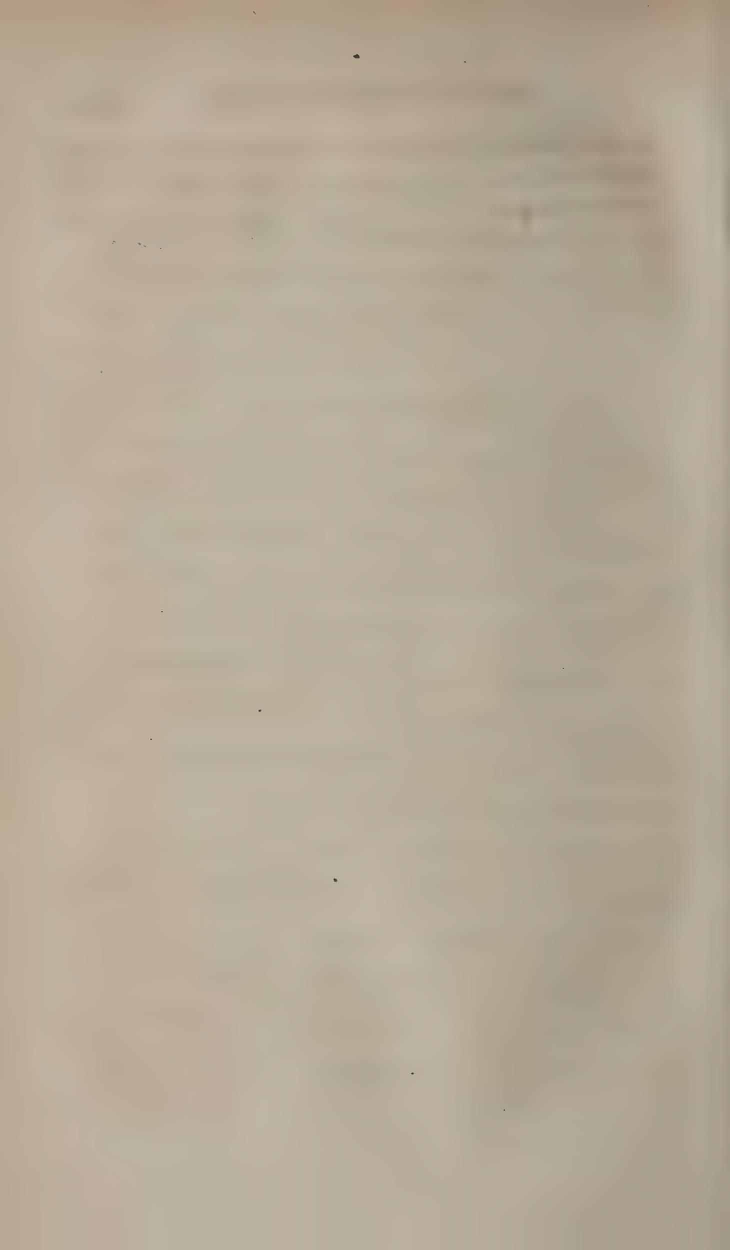
den Sinn komme! Freilich läßt sich bezweifeln, ob es von China weise gethan war, die Einfuhr eines Artikels ganz zu verbieten, der bei verständigem Gebrauch als schmerzstillende Arznei die heilsamsten Wirkungen hervorbringen kann; indeß räume ich ein, daß China berechtigt ist, das Opium von seinen Küsten auszuschließen." Wenn sich trotz dieses Geständnisses das britische Cabinet, und trotz der Größe des Wagnisses, zum Kriege entschloß: so geschah es vornehmlich, weil nach der hartnäckigen Vereitelung mehrjähriger Vermittelungsversuche und allem neuerdings Vorgefallenen der Friede eben nicht mehr möglich war, weil die Ehre Englands für den mannichfach angethanen Schimpf eine Genugthuung foderte, weil es sich für berechtigt hielt, seinen Vertretern und Agenten die völkerrechtliche Anerkennung zu verschaffen, und weil eine weltgeschichtliche Aufgabe darin lag, das seit Jahrtausenden verschlossene und abgesperrte „Reich der Mitte" endlich einmal dem Weltverkehr zu öffnen. Daher fiel denn auch das von Graham beantragte und von den Tory-Conservativen unterstützte Tadelsvotum am 10. April im Unterhause, freilich nur mit einer Mehrheit von 271 gegen 261 Stimmen, durch. Am 14. wurde die vom 3. datirte Kriegserklärung, in Form eines Geheimeraths-Befehls über Aufbringung chinesischer Schiffe, beiden Häusern mitgetheilt.

Schon am 15. März war eine Abtheilung der englischen Expedition gegen China von Madras abgesegelt; eine zweite folgte ihr am 6. Mai. Im Juni concentrirte sich die ganze Flotte unter Admiral Elliot und erschien am 28. vor Kanton. Sofort begann die Blockade

des Tigerflusses; am 3. Juli wurde die Festung Amoy zerstört, am 5. unter Commodore Bremer die Insel Tschusan bei Ningpo erobert. Einen Monat später, am 9. August, erreichte Admiral Elliot den nach Peking führenden Pehofluß, lief in denselben ein und bedrohte die Haupt- und Residenzstadt des Kaisers, während bei Macao die Chinesen in einem Seetreffen am 19. geschlagen wurden.

Das Uebergewicht der englischen Waffen hatte sich als unzweifelhaft herausgestellt; aber Handelsrücksichten ließen den Wunsch nach Frieden, und Leichtgläubigkeit das Vertrauen auf rasche Herstellung desselben stets in den Vordergrund treten. Statt die errungenen Vortheile zu verfolgen, ließ man sie auf die erste beste Beschwichtigung hin wieder fahren; statt zu handeln, unterhandelte man. Der Kaiser versprach Untersuchung, Nachgiebigkeit, Versöhnung; nur solle die Flotte weg, nach Kanton zurück; dort werde man unterhandeln. Elliot that, was der Kaiser wollte; aber der Kaiser beeilte sich nicht, zu thun, was Elliot wünschte. Zwar wurde der Gouverneur Lin am 23. October von seinem Amte abberufen, doch erst am 4. December dessen Nachfolger Keschan, der verheißene Friedenscommissar, eingesetzt. Nun begannen freilich die Negociationen, aber man kam durchaus nicht vom Fleck. Das Jahr lief zu Ende, und man stand an seinem Anfange. Denn es war noch ebenso zweifelhaft wie zuvor, ob China nachgeben und dem Verkehr sich erschließen, ob England Genugthuung, Entschädigung und die Abtretung der Insel Hongkong erlangen werde, auf die es vor allem sein Augenmerk gerichtet, um, wie

an der Südküste Arabiens, so auch an der Südküste Chinas sich festsetzen zu können. Der Kampf schien eines zweiten Acts, einer erneuten Energie zu bedürfen. Für den schließlichen Erfolg haftete die Entschiedenheit des britischen Charakters und der kräftige Antrieb der Palmerston'schen Politik.

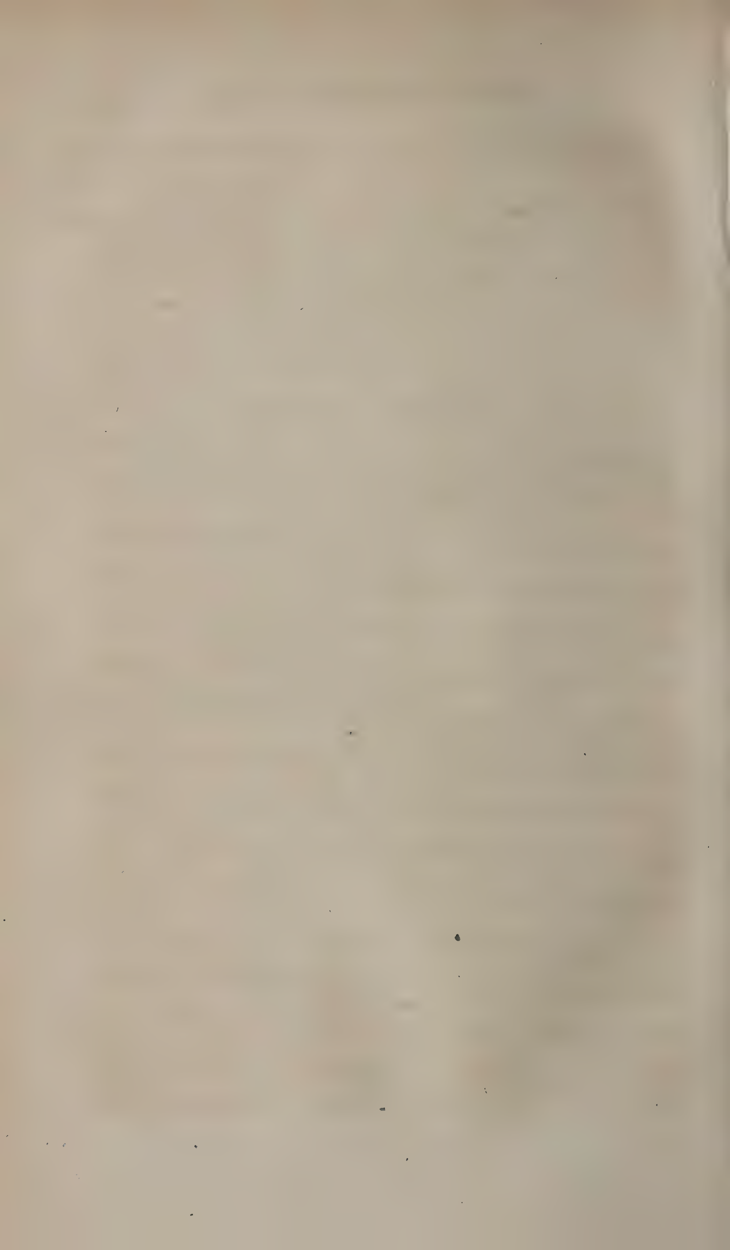


Persien

seit dem Niedergang der Sefi.

Von

Karl Friedrich Neumann.



Die Geschichte Asiens hatte in frühern Zeiten ein blos gelehrtes Interesse; nur von diesem Standpunkte aus ist sie betrachtet, ist sie behandelt worden. Dies änderte sich vollkommen im Verlaufe unsers Jahrhunderts, vorzüglich der letzten Jahrzehnde. Asien ward in die Weltbewegung, in das europäische Staatensystem hineingezogen. Seine Geschichte, im höhern Grade die neuere, hat für den Staatsmann, für alle denkenden Classen eine praktische Bedeutung; das europäische Gleichgewicht hängt an der Weltstellung der östlichen Länder. Wucht und Bedeutung der europäischen Reiche, die Hebel ihrer Industrie und Handelsbewegung können nur mittels einer genauen Kenntniß der asiatischen Staaten und Völkerverhältnisse begriffen werden. Im Gegentheile finden die Stellung und Verhältnisse der Völker und Fürsten Asiens nur in Beziehungen zu Europa ihre Erklärung. Reichlichen Stoff zu dieser westöstlichen oder ostwestlichen Erkenntniß liefert vorzüglich die Parlamentsliteratur der Engländer, namentlich die von ihrem Einbande sogenannten Blauen Bücher. Diese für alle Zweige des

Menschenlebens höchst wichtigen Quellen der neuern Geschichte umfassen, vom Jahre 1803, wo die Blauen Bücher zuerst in großer Ausdehnung erscheinen, bis Ende 1852, nicht weniger als 1721 Foliobände. Die meisten auf Afrika und Asien bezüglichen wurden während eines wiederholten längern Aufenthalts in London zu Rathe gezogen; die wichtigsten sind in meinem Besitze. Hieraus vorzüglich erlangt man die Einsicht der weströstlichen Völker und Staatenverschlingung, welche der Geschichtsschreiber des neuen Morgen- und Abendlandes niemals aus den Augen verlieren darf. Je näher aber der Osten dem Westen, desto mehr steigt des Westens Wagschale, der westliche Einfluß. Reigenführer ist die Pforte, dann kommt Persien. Zu diesem Reiche wendet sich, wegen seiner Ausdehnung von den türkischen Grenzen und Rußlands nach Afghanistan und Chiwa, nach dem Persischen Meerbusen und Baludschistans Gemarkungen, mit andern Worten wegen seiner Durchgangslage zwischen den beiden Weltreichen der Angelsachsen und Slawen richtet sich nach Persien mit gutem Grunde die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Knüpfen sich doch selbst an seine frühere Geschichte, an seine ehemaligen Geschicke große welthistorische Erscheinnngen, vielbesprochene Fragen ehemaliger und unserer Tage. Mit dem Niedergange des Sefihauses, mit den Wirrnissen im Sefireiche steht der russische Einfluß, die russische Herrschaft im Kaukasus und auf dem Kaspisee, über Georgier und Armenier in der innigsten Verbindung. Die wiederholt behandelte Aufgabe eines Zuges von den Gestadelandschaften des Kaspischen Meeres, über Herat nach Hindostan, von Sihon und Dschihon über Balkh und Bochara an den Indus und Satledsch

findet hier ihre praktische Lösung. Deshalb schien es geeignet, die neuere Geschichte Persiens gerade jetzt im „Historischen Taschenbuch" erscheinen zu lassen. Das Taschenbuch ist eine Zeitschrift. Zeitschriften haben aber neben ihren wissenschaftlichen noch andere Verpflichtungen. Sie sollen, jede nach ihrer besondern Weise, der Zeit und ihren Bedürfnissen dienen, — dienen im besten Sinne des Worts. Die Vergangenheit möge der Gegenwart vorleuchten, damit sie den rechten Weg einschlage, um der Zukunft die Bahn zu brechen, — der von uns allen erhofften bessern Zukunft.

München, im März 1854.

Aus den Alpengauen des Mittelreichs steigt eine nach Nordwesten ziehende, in mehre übereinander gethürmte Ketten sich spaltende Gebirgsmasse empor, seit den ältesten Zeiten Imaus, Himalaja, Schneewohnung, geheißen. Ihre westlichste Abtheilung an gigantischer Höhe und wilder Erhabenheit der östlichen keineswegs nachstehend, erhielt von den aus Turan nach Indien führenden Päſſen, den Namen Hindokuh, indisches Gebirge. Die äußersten, immer tiefer herabfallenden Ausläufer, Paropamisus bei den Alten, stehen, nur von Chorasans Wüsteneien unterbrochen, mit dem Elbrus des Kaspisees, dann in nördlicher Richtung mit dem Kaukasus, und in südlicher mit dem Taurus in Verbindung. Hier und da finden Abweichungen statt von jener normalen wellenförmigen Wendung. Die Gebirgsmasse entsendet einige schwächere Arme nach Süden, welche mit den Hauptketten sich mannichfach kreuzende, von der Natur selbst zu wirren Clanherrschaften bestimmte Querthäler bilden. So innerhalb der Alpengauen Afghanistans und im Soleimanischen

Hochlande, nach der treffenden Bezeichnung der Alten, Indischer Kaukasus genannt.

Die einsamen und einförmigen am Fuße der Gebirge sich hinziehenden Wüsteneien Chorasans sind mit den ewiggrünen Oasen, Herat und Jesd, Tubbus und Farrah geschmückt, deren üppige Fruchtbarkeit gleichsam Ersatz darbietet für die traurigen, durstigen Länder, welche ihre wenigen Gewässer, den Murghab, Herirud und Tedgen selbst aufsaugen, oder höchstens zum seichten, in mancher Jahreszeit ganz ausgetrockneten Sarahsee tragen. [1]) Um diese von der Natur selbst getrennten Theile des westlichen und östlichen Iran zu einem einzigen Reiche zu gestalten, bedarf es der kräftigen Hand; noch größerer Vorsicht und Klugheit aber sie auf längere Zeit zusammenzuhalten. Will man verhüten, daß in jenen durch Wüsten auseinander gerissenen Marken keine Aufstände sich erheben, keine selbständigen Fürstenthümer entstehen, so wollen der Herrschaft Zügel nicht straff angezogen werden. Selbst wenn mit großer Macht ausgerüstet, muß sich der Gebieter, mit einfacher Heeresfolge und geringer Abgabe begnügen. Solche verständige Mäßigung wird aber nur höchst selten im Morgenlande gefunden. Weder die Bande gleicher Abstammung und Sprache, weder die Fesseln, mit welchen Religion den Menschen zum Menschen kettet, noch die Schlinge angeerbter Gewohnheit und gleicher Vorurtheile reichen hin, die natürliche Beschaffenheit jener Länder, den angeborenen Hang unbedingten Befehlens und sinnloser Ungebundenheit ihrer Bewohner zu besiegen. Chorasan und Afghanistan waren deshalb von jeher und sind heutigen Tags noch das Land wilder Verwirrung, wo halbnackte, nach Raub und

Mord dürstende Nomaden herumschweifen, wo Clan-häuptlinge und kleine Tyrannen aus Blutrache und Herrschsucht sich gegenseitig die Hälse brechen.

Der Sage nach wurden schon in den mythischen Zeiten Feriduns jene östlichen Lande von den westlichen abgerissen. Türkische Stämme, an deren Spitze der grausame Sohak, hätten im Morgenlande, das heißt Chorasan zu deutsch [2]), ein besonderes Reich gegründet und, wie später Mongolen und Afghanen gethan, mit furchtbarer Härte in Iran geschaltet. Deshalb wird Chorasan, fußend auf den beiden Ecksteinen Bochara und Balkh [3]), von den persischen Dichtern das Schwert und die Zuchtruthe iranischer Völker genannt. Und zu keiner Zeit mit besserm Grunde, als im Beginn des 18. Jahrhunderts, während der Regierung des Königs Husain.

Unter den zahlreichen Stamm- und Gauherrschaften Afghanistans ragten zu der Zeit die Gildschi empor, durch Anzahl, Macht und Länderbesitz. Ihre Gemarkungen erstreckten sich über Kandahar bis Gandamak, über die beiden Landeshauptstädte Ghasna und Kabul. Sie mochten 30,000 Waffenfähige zählen, kräftige, zügelloser Freiheit und wilden Leidenschaften ergebene Männer. Die Sippschaft Hotoki leitet ihre Abstammung auf des Clans Urahne zurück, und genießt deshalb das größte Ansehen beim Gildschivolke. Aus ihr wird der Herzog gewählt, welchem des Heerbanns Führung obliegt und die Erhebung der geringen, so lang Kandahar unter Persien stand, nach Ispahan bestimmten Abgaben. [4]). Emir Wais bekleidet das herzogliche Amt, zur Zeit wo der Bagratide Dscheordschi als Statthalter nach Kandahar geht (1705), mit einem bedeutenden Heere. Dscheordschi

erhält von Schahinschah Husain, dem neunten Nachfolger Ismael's, des Begründers der Sefidynastie, den Auftrag jenes östliche Grenzland gegen Hindostans Gebieter, welche alter Ansprüche wegen, die Rückgabe ernstlich verlangen, zu schützen und die Selbständigkeit des afghanisch-sunnitischen Volkes zu brechen. [5])

Der neue Statthalter hatte sich ehemals im Heimatlande empört und gesucht sein väterliches Erbe, das er unter dem Namen Dscheordschi XII. eine Zeit lang beherrschte, aus persischer Hoheit zu befreien. Von den Unterthanen verlassen, sucht Georgiens König Friede zu machen; er erkauft sich Verzeihung des Geschehenen und sein neues wichtiges Amt. Nun will sich Dscheordschi überdies durch sorgfältige Ueberwachung der Reichsgrenzen, wie durch Aufrechthaltung des innern Friedens des Hofes volle Gunst erwerben. Emir oder Mir Wais erfreute sich aber durch Reichthum und einer bei den Gildschi seltenen menschlichen Weise solchen großen Anhanges, daß sein Ansehen das des Statthalters weit überstrahlte, was der Georgier nicht ertragen mochte. Der Herzog wird des Verraths bezüchtigt, gefangen genommen und mit der Botschaft nach Ispahan gesandt: des Reiches Sicherheit erheische, daß der Gildschi niemals wieder nach Kandahar zurückkehre.

Gewandtes, einschmeichelndes Benehmen, vor allem aber große Geldsummen, welche der reiche Mir Wais den Höflingen spendet, erhoben ihn bald der Art in der Gunst des trunkenen Husain und seines liederlichen Gesindes, daß sie ihm gestatten (1708) nach Mekka zu wallfahrten. Hier reifen seine längst gehegten Plane des Abfalls von den ketzerischen Schiiten. Auf des Herzogs

Anfrage erklärt die Heilige Synode der traditionsgläubigen Geistlichkeit an der Kaaba: Jeder Sunnit müsse sich gegen die Schiiten erheben, sie ihres Gutes und Lebens berauben, damit die Ketzerei vertilgt und die rechtgläubige Kirche zur einzigherrschenden erhoben werde. Mit diesem heiligen Gebote kehrt er nach Ispahan zurück, auf Mittel sinnend, das große Vorhaben ins Werk zu setzen.

Der Bagratide hatte sich, um die Neigung der Perser vollkommen zu erwerben, dem Islam ergeben. Der neue Glaube geht ihm jedoch nicht von Herzen. Dscheordschi unterstützt die Christen und versammelt deren viele, meistens georgische Landsleute, um seine Person. Diese Georgier, seit Jahrhunderten an Willkürwesen gewöhnt, benehmen sich ungebührlich gegen die in zügelloser Freiheit aufgewachsenen Afghanen. Sie misachten die altererbten volksthümlichen Sitten, schelten Jeden sich ihrem Treiben Widersetzenden Aufrührer und Verräther, und begehen empörende Grausamkeiten. Die Afghanen, erbittert über die verhaßte Christendespotie, harren sehnsuchtsvoll auf Gelegenheit, um sich in Masse zu erheben. Herzog Wais freut sich dessen. Gegen Dscheordschi soll Verdacht erregt und ihm selbst die Rückkehr ins Vaterland geöffnet werden. Der Gildschi hat des Reiches Schwäche kennen gelernt und ist mehr denn jemals entschlossen das Joch der schlechten Gesellen von Ispahan abzuschütteln. Eine Gesandtschaft Peter's des Großen gewährte die Aussicht, sein Ziel zu erreichen.

Viele seiner Erfolge in Europa und Asien verdankt Rußland den orientalischen Christen, Griechen und Georgiern, Armeniern und Nestorianern, welche zu diesem Staate als

dem Retter aus muselmanischer Knechtschaft emporsahen und, aller schlimmen Erfahrungen ungeachtet, theilweise wenigstens noch emporsehen. Von Rußland aus kann aber keine Besserung, keine Freiheit kommen. Die launenhafte Barbarei des Ostens kann durch das russische Wesen, wie es sich unglücklicherweise entwickelte, blos in eine europäische systematische Knechtschaft verwandelt werden. Es liegt in der Natur der Dinge. In jenem östlichen Slawenlande ist das Germanenthum, jener Urheber und Träger der modernen civilisirten Welt, theils durch äußerliche Ereignisse theils durch eigene Schuld vollkommen zu Grunde gegangen. Die russischen Großfürsten erschienen als Sklaven vor den Chanen der Goldenen Horde, ihren Lehensherren, und über Sklaven nur wollten sie selbst wieder gebieten in der Heimat. Die Glocke der Volksversammlung, die Stimme der höchsten gesetzgebenden Macht im Lande mußte verstummen. Recht und Gesetz liegt in des Fürsten Willkür. Das Reich wird wie eine Gutsherrschaft behandelt und nach Belieben ausgebeutet. Sittliche Erniedrigung folgt in raschen Schritten. „Den Nationalstolz vergessend, erlernten wir die niedrigsten Ränke der Sklaverei, welche bei den Schwachen die Stärke ersetzen. Die Tataren betrügend, betrogen wir uns gegenseitig; uns mit Geld loskaufend von der Barbaren Gewaltthätigkeit wurden wir habsüchtig; der Niedertracht fremder Tyrannen unterworfen, werden wir gefühllos gegen Beleidigungen und Schande. Der Russe zu Jaroslaw's Zeiten kannte Schläge nur bei Raufereien. Der Mongole brachte uns körperliche Strafen: Brandmarkung für den ersten Diebstahl, für Staatsverbrechen die Knute." [6]) Hierzu kommt,

am Ausgang des 16. Jahrhunderts, die Leibeigenschaft der ganzen bäuerlichen und gewerblichen Bevölkerung. Und jene Maßregel der Zaren Boris Godunow, welche (1593) dies Unglück über Rußland verhängt, wird von seinen Nachfolgern immer verschärft, immer erweitert. Katharina II., die Freundin der Philosophen, „die Semiramis des Nordens", schleudert gegen die freien Insassen Klein-Rußlands (1783) ähnliche Befehle der Knechtung. Alle Bauern müssen für ewige Zeiten am Boden haften, worauf sie in diesem Jahre leben und arbeiten.[7]) Gleiches Unheil droht der Bevölkerung wo immer die Russen ihre Herrschaft aufschlagen.

Die Entsittlichung ist furchtbar. Der Geschichtsschreiber seiner Nation, Karamsin, der Freund Alexander's, konnte unter allen Russen keine funfzig tüchtige und gewissenhafte Männer auffinden, welche die unersättliche Habsucht zügeln, für das Glück der Bevölkerung, für das Wohl ihrer Untergebenen leben mochten. „Die Statthalter der Provinzen bestehen aus unfähigem diebischem Gesindel, welches seine Unterlinge nach Belieben betrügen und rauben läßt, wenn ihnen nur ihr Theil davon wird."[8]) Der letzte Grund solchen allgemeinen Verderbnisses liegt im schlechten Staatsprincip. Gebietet der Herr mit Willkür, so gebietet der Diener mit Willkür, nimmt der Herr was ihm beliebt, so nimmt der Diener was ihm beliebt. Wer wird Einsicht und moralische Kraft von Beamten verlangen, wenn Unverstand und Selbstsucht auf dem Throne sitzen, darauf sitzen können.

Die Staaten der westlichen Christenheit, westlicher Bildung waren zu ferne, und immerdar mit wilden Kriegshändeln gegeneinander beschäftigt, um ihre Aufmerksamkeit

nach jenen unglücklichen Glaubensgenossen des Morgenlandes richten zu können. Frankreich sucht zwar seinen überwiegenden Einfluß auch zum Vortheil des Christenthums geltend zu machen. Es war dies aber ein höchst beschränktes verfolgungssüchtiges Jesuiten-Christenthum. Man wollte jede Spur von Schisma, selbst von Nationalität und Sprache, so bei den Armeniern [9]), gewaltsam ausreuten, um alle Bräuche und den tausenderlei Aberglauben der römischen Kirche, lateinische Sprache und unbedingten Gehorsam gegen den Papst, einführen zu können. Wie vor Jahrhunderten die selbständigen Christen im byzantinischen Reiche es vorzogen, die Heimat zu verlassen und sich lieber unter die Herrschaft der Ormusddiener und Moslim begaben, als daß sie im Vaterlande körperliche und geistige Knechtschaft ertrugen, — so auch jetzt die Bekenner der östlichen Nationalkirchen. Sunniten und Schiiten, welche sie ungestört beim Glauben ihrer Väter belassen und sich nicht in ihre innern Angelegenheiten mischen, sind diesen christlichen Völkerschaften lieber, als der zugleich revolutionäre und despotische Jesuit. So verblieb den morgenländischen Christen blos Rußland übrig, worauf sie ihre Hoffnung setzen konnten. Auch waren die östlichen Slawen, mit den Griechen gleichen Glaubens, damals einsichtsvoller als jetzt; man gestattete allen andern Religionen, selbst den nicht christlichen, vollkommene Freiheit. Wunsch und Hoffnung sind seit langer Zeit Prophezeihungen im Munde des Volkes. In Rußland, hieß es, entstehe der neue Messias, welcher den orientalischen Kirchen Erlösung bringt aus muselmanischem Joche. Die Umgestaltung im Slawenreiche, die Siege Peter's des Großen, seine Einsicht und

Thätigkeit nach allen Seiten scheinen die Verkündigungen mit raschen Schritten ihrer Erfüllung entgegenzuführen. Und alle Muselman, im Westen und im Osten, sehen mit Mistrauen und Furcht auf den ununterbrochenen, freundlichen Verkehr zwischen ihren christlichen Unterthanen und den geheimen oder offenkundigen Sendboten des ruhmvollen mächtigen Fürsten im Norden.

Bei dieser Stimmung des Hofes zu Ispahan schreibt der Statthalter aus Schamachie, der Hauptstadt Albaniens oder Schirwans, eine zahlreiche russische Gesandtschaft sei angekommen, an deren Spitze Israel Ori stehe, welcher seine Abstammung auf die alten armenischen Könige zurückführe. Er sei immerdar von einer großen Volksmenge umgeben, wähnend, die Zeit wäre erschienen, ein selbständiges, armenisches Königreich zu errichten. Kurz vorher hatte König Husain die Nachricht von dem großen Russensiege bei Pultawa erhalten. Man fürchtet nun, der Zar möchte seine Waffen gegen Persien wenden. Israel Ori, ein gewandter armenischer Kaufmann, mehrer orientalischen Sprachen kundig, leistete Kaiser Leopold und Peter in Unterhandlungen mit der Pforte gute Dienste. Des Armeniers Lug und Trug wußte die entgegengesetzten Interessen zur Befriedigung seiner Habsucht auszubeuten. In Rom spielt er den eifrigen Katholiken, erlangt ein Breve Clemens XI., das ihn zum päpstlichen Gesandten in Ispahan ernennt. Eine gleiche Beglaubigung erhält er vom Zar, und in Deutschland weiß er die Eitelkeit der Wittelsbacher trefflich zu benutzen. [10]) Dieser Mann und seine armenische Begleitung führten jedoch nichts Höheres im Sinne, als unter gesandtschaftlichem Scheine unverzollte Waaren nach Persien zu

bringen. Die europäischen Kaufleute des Landes, große Verluste befürchtend, streuten die abenteuerlichsten Gerüchte aus über die gefährlichen Anschläge des Ori, in der Hoffnung, die furchtsame Regierung würde ihm die Weiterreise untersagen. Und in der That ward Husain nur durch die Scheu vor Peter's Macht von dieser Maßregel abgehalten. Diese Ereignisse und das mannichfache Gerede schien Herzog Wais zur Vollführung seiner Plane äußerst günstig. „Sind nicht Georgier und Armenier nachbarliche, verwandte Völker", sprach er zum Staatskanzler, „bekennen sich beide nicht zum Christenthum? Wer steht euch dafür, daß die Georgier nicht zu gleicher Zeit im Osten des Aufruhrs Fahne schwingen, während sich die Armenier im Westen Eurer Herrschaft entziehen? Sendet mich nach Kandahar zurück. Dort will ich die verrätherische Bewegung dieser Christen überwachen." Die schlaue Rede führt zum Ziele. Mir Wais wird mit der Ehrenkleidung begnadigt und (1708), zu des Statthalters Verdruß, in sein ehemaliges herzogliches Amt eingewiesen. [11])

Der Gildschiherzog, entschlossen das Perserjoch abzuwerfen, geht leise und heimlich, mit Vorsicht und List an die Ausführung. Waffenkundige Georgier sind jenen der Ordnung widerstrebenden und blos im Gebirgskampf tüchtigen Afghanen weit überlegen. Ein Vorfall muß abgewartet oder hervorgerufen werden, um die Besatzung aus Kandahar zu locken; dann könnte man sich leicht der Person des Statthalters, seiner Umgebung und der Burg bemächtigen. Die Gelegenheit ist nicht lange ausgeblieben. Eine Gemarkung der wilden, in engen Thälern hausenden Kaker [12]) verweigert die Abgaben; Dscheordschi

entsendet eine zahlreiche Abtheilung Georgier, um sie zu erzwingen. Schnell ladet Herzog Wais den Statthalter zum glänzenden Mahle. Dscheordschi, von den ersten Beamten und seinen Freunden umgeben, erscheint und wird sobald er nach dem Essen der Ruhe pflegt, von bereitstehenden Banditen des Gildschihäuptlings sammt dem Gefolge ermordet. Wais und Genossen vorgebend, es sei auf königlichen Befehl geschehen, bemächtigen sich der Stadt und Burg Kandahar. Die Georgier werden ergriffen und gemordet; einige nur sind glücklich genug zu entkommen. Nun wird die ganze Völkerschaft zu einem Landtag nach Kandahar beschieden, und das heilige Gebot der Mekka-Geistlichkeit ihr vorgelesen. Die Gildschi beschließen, den Persern die Oberherrlichkeit zu kündigen (1709) und Mir Wais als unabhängigen Landesherzog zu erheben. [13])

Der neue Fürst sucht Zeit zu gewinnen, um die Herrschaft zu befestigen und eine Persien gewachsene Macht zu schaffen. Boten und Schreiben gehen nach Ispahan, mit aller Schuld des Aufruhrs die georgischen Miethstruppen belegend. Sie hätten das Volk durch zügellose Aufführung zu diesem Aeußersten gezwungen. Nicht rathsam sei es, gleich jetzt frische Heere gegen Kandahar zu entsenden; die Erbitterung wäre groß; leicht könnte es zu neuen blutigen Händeln kommen. Der Hof möge einige Zeit vorübergehen lassen, er möge abwarten, bis die Gemüther rnhiger wären; dann könnten wol die Afghanen freiwillig unter die Herrschaft des Perserkönigs zurückkehren. Man glaubte den gleißnerischen Worten. Man ließ aus Schwäche und Furcht zwei Jahre verstreichen, bis Anstalten getroffen wurden gegen

die Aufrührer an den östlichen Reichsgrenzen mit Waffengewalt einzuschreiten. Der Gildschiherzog hat jetzt seine Macht der Art begründet und erweitert, daß er den offenen Kampf wagen konnte. Kaichosro, welcher mit einem Haufen Georgier und Perser heranzieht, um den Mord seines Verwandten zu rächen, bleibt (1711) im Treffen. Sein Heer ist vernichtet oder zerstreut. Kaichosro war in jungen Jahren, gleichwie sein Onkel der Herrschaft wegen, zum Islam übergetreten, im Geheimen jedoch seinem Christenthum ergeben, und selbst ein eifriger Beschützer europäischer Missionare. Als Leibärzte verkleidet, folgten ihm Glaubensboten auf seinem Zuge gegen Kandahar. Einer hat seinen Tod in der Schlacht gefunden. Nicht besser erging es den andern persischen später nachfolgenden Truppen, obgleich die Afghanen zu keiner Zeit 30,000 Mann überstiegen haben. [14]) Bald brechen auf andern Seiten des iranischen Reiches Unruhen aus; man muß suchen, in den der Hauptstadt näher gelegenen Provinzen die Ordnung zu erhalten. Und so mangelten Mittel und Lust, auf dem weiten beschwerlichen Wege von Ispahan, durch Wüsten und Steppen, frische Truppen ins Afghanenland ziehen zu lassen.

Mir Wais verfährt in jeder Beziehung als unabhängiger Fürst. Der Herzog läßt Münzen schlagen, und in seinem Namen das Kanzelgebet lesen. Dem Perserreiche wird der Krieg erklärt. Afghanische Streifcorps durchziehen seine benachbarten östlichen Provinzen, rauben und plündern und kehren zurück mit reicher Beute beladen, unter Freudengeschrei, in die heimatlichen Thäler.

Beim Tode des Herzogs (1715) schienen die Söhne noch zu jung, als daß man einen selbständigen Nach-

folger hätte erwählen können. Ihr Onkel Abdalisis Chan ward von der Volksversammlung zum Vormund gesetzt und als Regent anerkannt. [15]) Abdalisis, unkriegerischen Geistes, tritt mit dem Feind in Unterhandlung, will Kandahar als Lehen annehmen und zu Entrichtung einer jährlichen Abgabe sich verpflichten. Die Friedensliebe misfällt den ehrgeizigen und habsüchtigen Planen des Volkes; eine mächtige Partei erhebt sich, an deren Spitze der achtzehnjährige Sohn des Emir Wais, Mahmud steht. Der Regent wird ermordet und Mahmud, sechs Monat nach des Vaters Tod, auf den Fürstensitz erhoben. Zu derselben Zeit erhebt sich ein anderer Afghanenstamm, die Abdalli, gegen die Sefi Herrschaft, und sucht Herzog Mahmud der Macht zu berauben. Es hatten nämlich die unerwarteten glänzenden Erfolge der Gildschi allenthalben, bei dem ganzen Afghanenvolke, Bewunderung und Erstaunen hervorgerufen. Ein Streben ward rege, hinter ihren Thaten nicht zurückzubleiben. Abdallah Chan war, im Beginne der Wirren zu Kandahar, Herzog des nach ihm genannten Stammes Abdalli, ein zahlreicherer als die Gildschi. Abdallah und sein Sohn Asadullah kündigen dem Perserfürsten den Gehorsam [16]) und ziehen, in Verbindung mit türkischen Usbeg, gegen Herat, das sie von Verrath unterstützt (1716) einnehmen, viele Burgen brechen, und schnell nacheinander die benachbarten Städte Ghorian, Mergab und Badghis besetzen. Das ihnen entgegenkommende Heer wird in einem Tage vernichtet. Die Abdalli, welche im Westen nichts mehr zu fürchten hatten, rücken auf der Straße von Herat gegen Kandahar, wo sie der junge Gildschiherzog erwartet. Sie werden mit großem Verluste geschlagen; ihr

Anführer bleibt auf dem Wahlplatz. Der Kopf Abdallah's wird mit einer freundlichen Botschaft an Husain gesandt [17]), und Herat fällt auf kurze Zeit in persische Hände zurück. [18]) Mahmud wendet nun seine Macht gegen Norden, wo er die schiitischen Hasarah, Nachkommen der Mongolen, welche Hulagu hier ansiedelte [19]), zwingt, der neuen Afghanenherrschaft den Eid der Treue zu schwören.

Durch diese und andere Niederlagen der Sefi ermuthigt, erheben sich die zahlreichen raubsüchtigen Stämme, im innern Lande wie auf allen Reichsgrenzen. Sie ziehen gegen wohlhabende Städte und Burgen und erregen unsagliche Verwirrung. Das Perserreich ging augenscheinlich mit raschen Schritten der gänzlichen Auflösung entgegen, zur Freude Mahmud's und seiner wilden Genossen. In Eile werden alle Vorbereitungen getroffen, um ein zahlreiches Heer durch die Wüste nach Kerman zu bringen. Mahmud stellt sich (1719) an dessen Spitze und besetzt, ohne bedeutenden Widerstand zu finden, in wenigen Wochen die ganze Provinz und die Hauptstadt gleichen Namens. Die Freude dauert nicht lange. Die ganze Persermacht, von einem tapfern, kundigen Krieger angeführt, zieht den ungeordneten Afghanen entgegen. Mahmud unterliegt (1720) und muß sich glücklich schätzen, mit wenigem Volke nach Kandahar entfliehen zu können. Die schwere Artillerie, woran die Gildschi großen Mangel litten, hat den Ausschlag gegeben. Luft Ali Chan, Husain's Feldherr, ergreift jetzt solche Maßregeln, daß er hoffen konnte, die Meuterer vollkommen zu demüthigen. Ein Aufgebot ergeht an den ganzen Heerbann des Reiches Iran, sich im nächsten Herbst in Schiras' Umgegend

zu sammeln, um dort die weitern Anordnungen zu vernehmen. Luft Ali Chan, mit dem ersten Minister verschwägert, und ein patriotisch gesinnter tüchtiger Mann, meint, in solchen sturmvollen Zeiten sollten alle Insassen gleich beisteuern zur Errettung der gefährdeten staatlichen und religiösen Selbständigkeit. Die Sonderrechte müßten aufhören, dann die reichen Besitzungen des Hofgesindes und der Geistlichkeit zum Unterhalt der Truppen verwendet werden. Kaum beginnt der Heerführer nach solchen Grundsätzen zu handeln, so wied er vom selbstsüchtigen Adel, von der Pfaffheit und allen Hoflakaien ein Landesverräther, ein Ketzer gescholten. Sie sind zu seinem und des Ministers Untergang verschworen. Der blödsinnige Schah glaubt den Verräthern. Der Minister wird geblendet, seines Vermögens beraubt nnd nach Schiras verbannt. Den letzten Helden des Reiches der Sefi setzt man ab und stellt ihn unter polizeiliche Aufsicht. Das Heer seines Führers beraubt, geht nach allen Richtungen auseinander und das Land steht wehrlos da, jedem kühnen Räuber preisgegeben.

Mit großer Freude hört man zu Kandahar wie im ganzen Volke der Afghanen, diese und andere misliche Vorfälle im Perserreiche. „Die Leshgier verheeren Schirwan und Wachtang, König von Karduel, ist ihr Bundesgenosse; ein Erdbeben verwüstet große Theile Aderbaidschans und die Bewohner seiner Hauptstadt Tauris werden unter den Ruinen begraben.“ Mahmud glaubt, jetzt sei die Zeit gekommen, seine Niederlage und den schmachvollen Rückzug aus Kerman durch ruhmvolle Thaten vergessen zu machen. Ein großes Heer, sammt dem zahlreichen Trosse auf 90,000 Mann angegeben, versam-

melt sich gegen Ende des Jahres (1721) in der Umgegend von Kandahar. 60,000 Kameele stehen bereit, Lebensmittel und Kriegsmunition durch die Wüste zu bringen. Truppen kommen nicht blos aus dem Gildschilande, sondern aus Hasarah und andern afghanischen Marken; selbst Hindu, wahrscheinlich raubsüchtige Dschats, und Parsen sollen sich in bedeutender Menge mit der Kandaharmacht vereinigt haben. Geduld und Beharrlichkeit beim vorgesteckten Ziele sind seltene Eigenschaften des Barbaren. Gewöhnlich gibt er auf, was nicht mit stürmender Hand genommen werden kann, was ihm einmal misglückt. Die Stadt Kerman war auf Luft Ali's Geheiß stark befestigt worden; sie widersteht widerholten Angriffen der in Belagerungen ungeübten, wilden Tapferkeit. Dies entmuthigt dermaßen, daß Mahmud Gefahr läuft, sein ganzes Heer möchte sich auflösen. 14,000 Streiter waren bereits in die Heimat zurückgekehrt. Kerman mußte aufgegeben werden. [20]) Mahmud zieht nun geraden Wegs über Jesd, das den Afghanen ebenfalls erfolgreichen Widerstand leistet, gegen Ispahan. Unter allen furchtbaren Wechselfällen Irans, verblieb zu Keeman eine größere Insassenmenge der Zoroasterreligion treu ergeben, als in irgend einer andern Provinz des Perserreichs. Diese Parsen, der Bedrückungen eingedenk, welche sie erlitten und noch erleiden mußten, waren, den Umsturz der bestehenden Dynastie herbeiwünschend, leicht geneigt, jede Unternehmung gegen die Sefi zu unterstützen. Schon beim ersten Zuge Mahmud's nach Kerman schlugen sie sich zu den Afghanen; jetzt folgen sie massenhaft dem Gildschiheere gegen die Hauptstadt.

Man ließ den Feind, ohne das geringste Hinderniß zu versuchen, bis auf zwei, drei Tagereisen von Ispahan vorrücken. Dann erst entschlossen sich die Großen, ein in aller Eile zusammengerafftes Heer entgegenzusenden, das unter gegenseitig sich widerstrebende Anführer gestellt wurde. Sie wurden vollkommen geschlagen. Der erschrockene Hof sendet Friedensboten mit glänzenden Versprechungen, sobald Mahmud von Ispahans Belagerung abstehen und zurückkehren wolle. Vor Ankunft der Gesandten sind die Gildschi unschlüssig, ob sie vorgehen oder umkehren sollen. Jetzt wo die Sieger, mittels der großen Anerbietung, von des Hofes Schwäche und Bestürzung Kenntniß erhalten, beschließen sie alsbald gegen die Residenz vorzurücken und die Belagerung ernstlich zu betreiben. Zum Scheine blos schickt Mahmud eine Gegenbotschaft mit Friedensbedingungen, in keinerlei Weise annehmbar. Farrabad oder Farrach Abad, das von Husain unfern Ispahans erbaute Lustschloß, welches mit leichter Mühe hätte befestigt werden können, wird von den Persern freiwillig verlassen und gleich darauf durch Afghanen besetzt. Von den feigen Armeniern, in der durch den Sendfluß von Ispahan getrennten Vorstadt Dschulfah [21]), welche bei der Herrschaft Wechsel wenig zu verlieren glaubten, war kein großer Widerstand zu erwarten. Auch sind sie kurz vorher auf Husain's Befehl aller Waffen beraubt worden. Die Perser mußten ihnen mistrauen, der vielfachen Mishandlungen eingedenk, welche man sich gegen das unglückliche Volk hatte zu Schulden kommen lassen. Und so ist, nach kaum einigen Stunden der Belagerung, die mit starken Ringmauern versehene Armenierstadt des Siegers leichte Beute. Es schalten

die Afghanen mit echt barbarischem Uebermuth. Nachdem sie Gold und Silber, kostbare Kleidungsstücke und alle werthvolle fahrende Habe weggenommen, werden die Reichen auf offener Straße gepeinigt, damit sie geständen, wo ihre und der Nachbarn Schätze vergraben lägen; 60 Jungfrauen der angesehensten Familien mußten dem Gelüste afghanischer Heerführer zum Opfer gebracht werden. Nur ein einziger Armenier, Jakobus Kardelean, ein betagter Mann aus altem Geschlechte, fühlte moralische Kraft genug, unter Schlägen und Mishandlungen aller Art nicht zu vergessen, was er sich, dem Freund und seinem Volke schulde. „Nehmt Alles hinweg, was ihr im Hause findet", entgegnete er den nachforschenden Peinigern, „euch soll's gehören. Meinen Nachbar und Freund werde ich nimmer verrathen." Diese Plünderung Dschulfahs bewirkt eine vollkommene Umwälzung in den Vermögensverhältnissen. Reiche waren arm, und die Armen, welche für Weniges die kostbaren Gegenstände den unwissenden Barbaren abhandelten, in kurzer Zeit reich geworden. [22])

In diesen Nöthen forscht der Hof nach auswärtiger Hülfe. Wachtang V., König von Georgien, der Gesetzgeber und Geschichtschreiber seines Volkes, versagt dem obersten Lehnsherrn den Gehorsam. Welche Schmach, welche Unbilden hatten die christlichen Iberer nicht auch von den Sefi seit Jahrhunderten erdulden müssen! Vor kurzem noch mußte Wachtang auf Husain's Befehl, sein siegreiches Schwert in die Scheide stecken, damit mohammedanische Leshgier das christliche Land raubend und plündernd durchziehen könnten. Wachtang schwor einen feierlichen Eid, den Persern nicht mehr zu gehorchen,

und er hat ihn gehalten.[23]) Die sunnitischen Türken freuten sich des Sieges ihrer afghanischen Glaubensgenossen, hoffend beim Untergange der Sefi der westlichen Lande Irans Meister zu werden. Peter's Heere, welche Husain ebenfalls angerufen hatte[24]), waren zu weit entfernt als daß sie zeitig genug zum Schutze des Schahinschah hätten herbeieilen können. Nun denke man sich eine Stadt, überfüllt von Menschen, welche hier dem Schwert und den Mishandlungen der Afghanen entrinnend, mit Hab und Gut eine Zuflucht gesucht und theilweise auch gefunden hatten; deren feigherzige schlechte Vorstände sich gegenseitig hassen und auf Verrath sinnen; dann einen Fürsten, der, den Anblick seines verweichlichten verzweifelten Volkes meidend, unter Weibern und Verschnittenen im Harem sich abschließt und jetzt mit Freuden abdanken würde, möchte nur ein Anderer der Herrschaft Bürde übernehmen. Erwägt man dies Alles im Geiste, so erhält man, wenn auch nur ein schwaches annäherndes Bild von Elend der vor kurzem noch so üppigen Residenz Ispahan. Während der ersten zwei, drei Monate der Belagerung war es noch möglich, mit Familie, mit aller Habe aus der Stadt zu entkommen; der König der Könige hätte, wären ihm Muth und Kraft nicht ganz entfallen, sammt seinen Schätzen Ispahan verlassen und sein Volk zum Widerstande aufrufen können. Gehorchte doch, mit Ausnahme der östlichen und westlichen Grenzlande, das ganze Reich Abbas' des Großen immer noch den Statthaltern und Beamten der Sefi! Der Gildschifürst hätte, wäre irgendwo in Iran eine Macht entstanden, die Belagerung aufheben, entweder dem neuen Fürsten entgegengehen oder zur

Heimat abziehen müssen. Vergebens sucht ein einsichtsvoller Mann, Schech Ali Hasin, die Beamten zur Thätigkeit und den Hof zur Abreise zu bringen. „Des Schicksals Beschluß“, sagt in östlicher Weise der Schech, „war entgegen. Gedankenlose Schwachköpfe behalten die Oberhand, und was geschehen mußte, geschah.“ [25]) Nach wenigen Wochen ist der Belagerten Zustand vollkommen verändert; die Afghanen haben alle Zugänge verschlossen und jede Zufuhr abgeschnitten. Bald stellt sich Hungersnoth ein, in deren Begleitung, wie gewöhnlich, Unmenschlichkeiten aller Art und pestartige Krankheiten. Das Volk stirbt in Masse hin auf den Straßen und die vom Tode noch Verschonten sind schwach und hinfällig, kriechen in den Gassen herum, unfähig jeder Anstrengung.

Unter solchen Umständen wird Tahmasp, der dritte Sohn des Königs Husain aus dem Harem hervorgeholt, zum Thronfolger und Statthalter seines Vaters ernannt. 500 tapfere Turkman nehmen den Prinzen in ihre Mitte und führen ihn, obgleich Armenier Tag und Stunde des Auszugs verriethen [26]), mitten durch zahlreich herumreitende afghanische Streifrotten, glücklich nach Kasbin, wo er sich nach Husain's Abdankung, der Meder und Perser Krone aufs Haupt setzt. Bald hernach findet die Noth auch im Harem Eingang und scheucht den physisch und geistig verkrüppelten Fürsten vom weichen Lager. Der König der Könige ist gezwungen, unter Wehegeschrei seines Volkes, mitten durch die Straßen seiner Hauptstadt zu ziehen nach Farrach Abad, in Mahmud's Hauptquartier, um sich dem ehemaligen Vasallen zu unterwerfen, ihm Krone und Herrschaft zu überlassen. Mahmud's gemeine Seele findet Gefallen darin, durch schmachvolle

Behandlung den Schmerz der gefallenen Herrschergröße zu mehren. Häuptlinge seines Volkes baten, er möchte Husain eine Strecke weit entgegenziehen. Vergebens. Man konnte ihn hierzu nicht bewegen. Der wilde Gildschi empfängt Husain in einem Saale seines eigenen Lustschlosses, und geht auch dann, als der Schah zur Thüre eintritt, kaum einige Schritte ihm entgegen. Die ungemeine Freundlichkeit und Ergebung des Fürsten ins Unvermeidliche bewegten einigermaßen das starre rohe Gemüth. Mahmud führt seinen hohen Gast zum Ehrenplatz auf dem Sopha und verspricht die Bedingungen, unter welchen ihm Krone und Regierung des Landes überlassen werden mußten, getreu einzuhalten. Mahmud wollte Persiens König als Vater verehren und dessen Söhne als Brüder betrachten. Der Harem des ehemaligen Herrschers sollte als Heiligthum bewahrt und nicht gestattet werden, daß den Persern, die jetzt seine Unterthanen wären, das geringste Leid widerfahre.

Am folgenden Tage (22. October 1722) hält Mahmud seinen Einzug zu Ispahan und verfährt während der ersten Tage, wie nicht selten bei den furchtbarsten Barbaren, mit Einsicht und Mäßigung. Eine Fülle Lebensmittel wird in die Stadt gebracht; die vor wenigen Stunden den Hungertod erwartende Bevölkerung stirbt jetzt an den Folgen gieriger Unmäßigkeit. Und gar bald zeigt sich die an Wahnsinn grenzende, witzige Grausamkeit des Barbaren. Husain's getreue Diener sind freundlich aufgenommen und mit Gnaden entlassen worden, während alle zu Mahmud Abgefallenen, die Bundesgenossen der Afghanen, als Reichsverräther das Leben verloren. „Kein Fürst könne“, so sprach der sophistische

Gildschiherzog, „Leuten vertrauen, welche den eigenen König verrathen. Bei nächster Gelegenheit würden sie auch an ihrem neuen Fürsten zu Verräthern werden.“

Tahmasp gehorchten die meisten Provinzen des Reichs. Sie sollten erobert und die neue „Zuflucht des Weltalls“ aus dem Lande gejagt werden. Hierzu bedurfte es aber solcher zahlreichen Heere, wie Sultan Mahmud sie nicht aufbieten konnte; es bedurfte überwiegender Einsicht, welche je nach Umständen Klugheit und Festigkeit, Milde und Strenge anwendet, um das Ziel zu erreichen. Mahmud, seine Heerführer und Genossen waren hiervon weit entfernt. Tolle Willkür und wilde Grausamkeit sind ihnen die einzigen Mittel der Herrschaft. Der Afghanen Niederlage vor Kasbin mußten die schuldlosen Bewohner Ispahans büßen; sie wurden in Rotten geordnet und nach Hunderten zusammengehauen. Nun ist die Zufuhr der Lebensmittel wie abgeschnitten. Kein Landmann findet es rathsam, zur Stadt zu kommen, um dort die Erzeugnisse seines Fleißes zu verkaufen. Man entsendet Streifpartien nach allen Richtungen, welche raubend und plündernd die Provinzen durchziehen und die Bauersleute von Haus und Hof jagen. Solch unsinniges Beginnen mehrt die Wirren, mehrt den Aufstand der Bevölkerung. Selbst verweichlichte Sklaven schöpfen Muth, um ihr Leben zu erretten. Einzelne Afghanenhaufen werden überrascht und bis auf den letzten Mann niedergehauen; andere unterliegen der verzweifelten Gegenwehr mancher Städte und Flecken. Die Puschtu sind entmuthigt. Da fühlt die Hofgeistlichkeit des Barbaren Menschlichkeit und Stärke genug, der Meinung zu sein: die Gottheit habe sich wegen der vielen verübten Gräuel von Mahmud

abgewendet; der Schah möge nun versuchen, den zornigen alten Herrgott durch vierzehntägige Buße und mancherlei Peinigungen zu besänftigen. Mahmud unterwirft sich der Bußübung mit aller Schärfe. Er hält pünktlich die strengen Vorschriften. Obgleich noch jung an Jahren, so konnte doch der von Anstrengungen, von sinnlichen Genüssen aller Art erschöpfte Körper die mit solcher Kirchenstrafe verbundenen Entbehrungen nicht gut vertragen. Von der Zeit an bleibt der Schah zerrütteter Gesundheit, leiblich und geistig. „Alles hat sich zu meinem Untergang verschworen", schrie er laut auf, „und deshalb will ich auch Alles ermorden!" Die ganze Verwandtschaft der Sefi, die Prinzen des Harems bis auf zwei kleine Kinder, welche Schah Husain selbst mit bluttriefendem Körper deckte — auch ihm hatten die Henker einige Säbelhiebe versetzt — sie wurden sämmtlich in Stücke zerhauen. Unter solchem rasenden Beginnen steigt die Unruhe, mehrt sich die Krankheit des Tyrannen mit jedem Tage. Der Art peinigen ihn die Schmerzen, daß er toll wird und die eigenen Hände zernagt. [27]) Alle Beschwörungskünste werden versucht, selbst die armenische Geistlichkeit von Dschulfah herbeigerufen, um die Dämonen zu bändigen. Die Diener der Kirche erfreuten sich reichlicher Geschenke; das Evangelium war aber so wenig wie der Koran im Stande, die teuflische Krankheit auszutreiben.

Nun bedurfte es gerade zu diesen Tagen eines kräftigen, tüchtigen Mannes, um den sinkenden Muth der Afghanen, deren Haufen vom Schah Tahmasp mehrmals gelichtet und aufgerieben wurden, emporzuheben. Und so beschlossen die Häuptlinge und Aeltermänner der Gildschi

Mahmud abzusetzen und einen andern Hotokisprossen zu erheben. Der älteste Prinz war fern in Kandahar, und die Umstände so dringend, daß man keine Zeit verlieren durfte. Da ward Eschref [28]), der Sohn des ermordeten Abdallah, aus dem Kerker geholt, wohin Verdacht ihn geworfen hatte, und als Schahinschah ausgerufen. Mahmud lag in den letzten Zügen. Dieser schauderhafte, an die Nichtigkeit alles Daseins mahnende Zustand bringt kein Mitleid ins wilde Herz des Eschref. Dem Sultan wird das Haupt abgeschlagen und am Fuße des neuen Herrschersitzes hin- und hergerollt. Solch ein würdiges Ende trifft den Wüthrich, im sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters. Möchte die Nemesis allen Tyrannen und Despoten ein ähnliches bereiten!

Es war Mahmud untersetzter Gestalt und mittlerer Größe; er hatte ein breites Gesicht und eine eingedrückte Nase, die Augen waren blau und schielend. Auf seinem kurzen Halse saß ein dicker Kopf, dessen ganzes Wesen barbarische Grausamkeit und des Mannes wildes Gemüth zeigte. An dem einen Opfer hat aber Eschref nicht genug. Gleiches Schicksal trifft alle Freunde und Hofleute, selbst die ganze, aus schiitischen Hasarah bestehende Leibgarde des Gemordeten. Und nicht besser geht es den Afghanen, welche Eschref zum Throne verhalfen. Ein Theil wird hingerichtet und der andere in den Kerker geworfen; der Habe wurden sie alle zum Vortheil des Tyrannen beraubt. Nur zwei Große des Afghanenvolkes können dieser furchtbaren, Freund und Feind zugleich treffenden Metzelei entrinnen. Auch eine Anzahl persischer Großen, von Mahmud's Wuth verschont oder nicht erreicht, wird durch Hinterlist in die Falle gelockt und des

Lebens beraubt. Nur Tahmasp weiß sich allen den mannichfachen Schlingen zu entziehen.

Die Festlichkeiten wegen des Friedens mit Schweden waren zu Ende, und Rußland kann dem wiederholten Hülferuf der Sefi Folge leisten. Zar Peter stellt sich selbst an die Spitze der Flotille mit einem kleinen Landungsheere. Man segelt von Astrachan längs der Westküste des Kaspisees nach Derbend, wo (1722), wie an vielen andern Orten, Besatzungstruppen zurückgelassen werden. Das ganze Uferland, bis zu Mansanderans Grenze, mußte den Russen huldigen. Dies war natürlich nicht der Perser Meinung, als sie um Hülfe gegen die Afghanen nachsuchten. König Tahmasp mußte in seinen Nöthen gute Miene zu falschem Spiele machen und mit Peter in freundliche Unterhandlung treten.[29]) Unter der Bedingung, daß die Russen sich verpflichten, die Afghanen aus Persien zu treiben, wurden ihnen, durch förmliche Uebereinkunft[30]) Derbend und Baku, die Provinzen Ghilan und Mansanderan, Schirwan, Daghestan und selbst Hafen und Stadt Astrabad überlassen. Peter's Tod vereitelt die Ausführung dieses unter andern Umständen so höchst wichtigen Vertrags. Hierzu kommt, daß auch die mit zahlreichen Heeren ins Land gefallene Türken den Schahinschah auf dem Fuß verfolgen und zwingen, sich in Mansanderans Bergwaldungen zu flüchten, zu verstecken (1725). Die größte Verwirrung herrscht jetzt im Lande. Die Statthalter der Provinzen und die Häuptlinge der herumziehenden Stämme, die Lehnsfürsten an der Nordostgrenze und längs des persischen Meerbusens erklären ihre Unabhän-

gigkeit, ziehen raubend und plündernd einher und suchen sich gegenseitig die Hälse zu brechen.

Eschref, der unter diesen Umständen von Tahmasp nichts zu befürchten brauchte, wendet seine Waffen gegen die siegreich vordringenden Türken. Es war ihm aber mit diesem Krieg kein rechter Ernst. Wie hätte auch der Afghane den größten Theil seiner Truppen gegen die Türken entsenden können, zur Zeit wo noch so viele Städte und Castelle, ganze Districte und Provinzen Irans seiner Macht widerstanden. Der junge Gildschifürst sucht sich mit dem Sultan in Güte zu vergleichen und schickt zu dem Ende, gegen Ausgang des Jahres (1725), eine Botschaft nach Konstantinopel. Der Krieg wird jetzt von den Osmanen nun mit größerm Nachdruck geführt. Der Rebell, welcher sich, was den Sultan höchlich verdroß, Schahinschah nannte, soll vollkommen vernichtet werden. Die Türken zeigten sich aber den Verhältnissen sowenig gewachsen, daß sie, obgleich dem Feinde an Anzahl weit überlegen, allenthalben geschlagen wurden und bald hernach den Frieden gerne eingehen (1727). Auch war Stambuls Geistlichkeit schon seit langer Zeit ein Krieg verhaßt, geführt gegen rechtgläubige Moslem. Eschref wird als König anerkannt, der Sultan hingegen als Kalife aller Muselman und sein Name vor dem Eschref's im Kanzelgebet erwähnt. Den Türken bleiben ihre Eroberungen; alle in den letzten Feldzügen verlorenen Waffen und Standarten, werden herausgegeben. [31]) Jetzt schickt Sultan Ahmed III. eine glänzende Gesandtschaft nach Ispahan und erkennt in förmlicher Weise den Gildschifürst als rechtmäßigen Gebieter im Perserreiche. [32])

Niemand bedurfte auch zu der Zeit des Friedens mehr als Eschref. Die Abdalli-Afghanen hatten sich neuerdings Herats bemächtigt und dort eine selbständige Herrschaft begründet; in den südöstlichen Ländern Irans erklärt sich ein Gildschihäuptling unabhängig und nimmt Kandahar; dann machen auch Tahmasp's Heere, von dem tüchtigen Kuli Chan aus dem Klane Kirklu des Afscharenstammes [33]) angeführt, solche Fortschritte im nordöstlichen Iran, daß sie zu Ispahan, am Hofe der Gildschi, große Besorgnisse erregen mußten. Nicht weniger als 18 Häuptlinge, an der Spitze von mehr oder minder bedeutenden Truppenmassen, erhoben Ansprüche auf eine unabhängige unumschränkte Herrschaft. [34]) Und eine Menge turkmanischer Räuberbanden zogen im Lande umher, auf allen Wegen und Straßen. Eschref, vor allem suchend dem Fortschritt des Schah Tahmasp ein Ziel zu setzen, verläßt die Residenz und geht den Persern entgegen, um Chorasan ihren Händen zu entreißen. Kuli Chan hatte vor kurzem Herat eingenommen (1728) und durch klug berechnete Milde den ganzen Stamm der Abdalli sich befreundet. Sie treten haufenweise in die Dienste des Schah und wünschen nach ihrer eigenen Erklärung nichts sehnlicher als gegen die Gildschi geführt zu werden, „damit sie ihre grenzenlose Ergebenheit dem neuen Herrn bewähren und die Schmach ihrer ehemaligen Niederlage auswaschen könnten. Sie hätten sich ja schon seit langer Zeit diesen Gildschi widersetzt und Alles aufgeboten, den Aufruhr zu dämpfen." [35]) Eschref wird von den vereinigten Abdalli und Persern bei Damghan, das Hekatompylos der Alten [36]) am Flusse Mahmandost vollkommen geschlagen, flieht in Eilmärschen nach Ispahan

zurück, wohin ihm Kuli Chan auf dem Fuß folgt. Alle zerstreuten in verschiedenen Städten herumliegende Gildschigarnisonen sammeln sich und brechen nun ebenfalls nach Ispahan auf, aus Furcht, sie möchten vom Hauptheer abgeschnitten und einzeln aufgerieben werden. In solcher Weise wird das Land seiner Bedränger los und in den Stand gesetzt, sich zu seinem König zu wenden.

Kaum ist Eschref in der Hauptstadt zurück (1728), so schaltet er, wie Barbaren zu thun pflegen. Der alte, an der Gildschiniederlage ganz schuldlose Schwelger Husain wird ermordet und die Bewohner Ispahans, denen er mistrauen mußte, gezwungen, Haus und Hof zu verlassen. Es wird Befehl gegeben innerhalb der Stadt eine neue Ringmauer zu errichten. Hier sollten die Frauen und Kinder, die Waffen und kostbaren Habseligkeiten der Afghanen gegen einen plötzlichen Ueberfall Schutz erhalten. Die Perser erscheinen, die Afghanen ziehen entgegen und schlagen in Ispahans Nähe eine Schlacht zu ihrem Nachtheile. Eschref rafft in verwirrter Flucht Alles zusammen, was mitgenommen werden konnte [37]), und eilt nach der Provinz Fars, die noch in Händen seines Volkes war. Unter dem Freudengeschrei der Perser hält Tahmasp den feierlichen Einzug in des Reiches Hauptstadt und bleibt daselbst, während Kuli Chan mit dem größten Theil des Heeres nach Chorasan zieht, um die hier hausenden Afghanen völlig aufzureiben. Die ordnungslosen Feinde flüchten, allenthalben geschlagen, von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, und suchen vergebens nach der Heimat zu entrinnen. Kranke, Weiber und Greise, die nicht nachkommen konnten, mordeten sie mit eigener Hand und legten sie haufenweise übereinander. Eine große

Anzahl dieser Leichenhügel wurden auf der Straße von Schiras nach Lar und weiter nach Balutschistan gefunden. Die Landleute erheben sich massenhaft, und stürzen, von Rache und Raubsucht erfüllt, wie wildes reißendes Gethier über die flüchtigen Gildschi. Eschref selbst fällt zu Balutschistan mit zwei, drei Begleitern in die Hände eines Brahuihäuptlings und verliert sein Leben durch Meuchelmord (1729). Der Kopf des Gildschi wird mit einem kostbaren Edelstein, welchen er am Arme trug, an Schah Tahmasp eingesandt. Dieser schenkt den Edelstein dem Boten, und dem Brahui eine kostbare Ehrenkleidung. Nur wenige Afghanen sind so glücklich, nach der Heimat zu entrinnen. Diejenigen, welche sich an Persiens Küsten einschiffen, gehen entweder im Meere zu Grunde oder werden, wo sie landeten, aller Habe beraubt und zur Sklavenarbeit gezwungen. In Maskat, auf der Küste Oman, fand Ali Hasin einige Jahre später Zwei des Volkes, welche durch Wassertragen ihren Unterhalt erwarben; der Eine war der Brudersſohn Eschref's, der Andere Chodadad Chan, Statthalter zu den Zeiten dieses Fürsten und einer der größten Herren im Afghanenlande. Ein Dritter, Sarwar Chan, ebenfalls vom fürstlichen Hause der Gildschi, fristete sein Leben durch Taglohn in einer Ziegelbrennerei. So endet die siebenjährige Herrschaft der Gildschi in Persien. Sie hat einer Unzahl Menschen das Leben gekostet, und gereichte dem ganzen Volke der barbarischen Afghanen zur Schmach und zum Verderben. [38])

Schah Tahmasp ergibt sich, nach des Vaters Beispiel, einem ausschweifenden schwelgerischen Leben und vernachlässigt die Geschäfte des Reichs. Alle Ermah-

nungen, alle Rathschläge waren in den Wind gesprochen, oder, mit Ali Hasin zu reden, das Geschick wollte nicht, daß sie ausgeführt werden. [39]) „Ordnung und Gesetz", sagt der wackere Schech, „sind durchgängig aus allen Reichen des Islam verschwunden. Fürsten wären nothwendig, ausgerüstet mit Macht, mit Einsicht und Klugheit, die sich geraume Zeit mit den Zuständen jeder Stadt, jedes Dorfes beschäftigen möchten, um mit verständiger Strenge die Willkür zu brechen und das Recht zu handhaben. Wo ist aber solch ein Fürst auf der ganzen Erde zu finden? Es fehlen ihnen sämmtlich die nothwendigen Eigenschaften eines Herrschers; ja, nach meiner Meinung sind heutigen Tages alle die Sultane, Häuptlinge und Befehlshaber der Welt weniger nütze, sie haben weniger Selbstbeherrschung, als die meisten ihrer Unterthanen. So habe ich sie wenigstens gefunden. Einige Fürsten der Franken will ich ausnehmen, welche sich selbst und ihre Staaten mit Klugheit und Festigkeit zu beherrschen wissen. Von ihnen ist aber wol, wegen der großen Entfernung ihrer Reiche, nicht zu hoffen, daß sie sich des armen, die fernen Küsten und Klimate bewohnenden geplagten Volkes annehmen." [40]) Kuli Chan hingegen besaß Beides, Klugheit und Strenge, welche die Umstände erfoderten, um die Ordnung im Innern herzustellen und nach außen den Frieden zu verschaffen. Der That nach war er schon seit mehren Jahren Herr des Reichs. Mit einsichtsvoller Bedächtigkeit harrte er der Zeit entgegen, wo es angehen mochte, auch Rang und Titel der Herrschaft zu erlangen und sich die Krone aufs Haupt zusetzen.

Husain, ein Bruder des ermordeten Sultan Mahmud, hielt sich während der letzten Jahre als selbständiger

Gildschiherzog zu Kandahar und gründete dort eine neue Stadt unter dem Namen Husainabad.[41]) Seines Volkes Unglück und die täglich wachsende Macht Persiens lassen ihn befürchten, die Waffen des unwiderstehlichen Feldzeugmeisters Kuli Chan würden sich bald auch gegen ihn wenden. Husain sucht deshalb ein Schutz- und Trutzbündniß aller Puschtustämme zu Stande zu bringen; er will die östlichen Theile Irans seinem Volke sichern und Afghanistans Selbständigkeit behaupten. Die vor kurzem Persien unterworfenen Abdalli billigten das Vorhaben; sie waren unter den Ersten, welche die Fahne des Aufruhrs gegen Iran erhoben. Abdalli nehmen neuerdings Herat und verheeren das kaum beruhigte Land mit Feuer und Schwert. Die persischen Heere, welche unter Anführung Ibrahim's, eines Bruders des Kuli Chan, von Mesched aus ihnen entgegenrückten, wurden (1729) in die Flucht geschlagen. Die Gefahr war so dringend, daß Kuli Chan seine Kämpfe gegen die Türken zu Aderbaidschan einstellen und in Eilmärschen nach Chorasan rücken mußte. Das Ostland war ihm erst vor kurzem von Tahmasp als Eigenthum überlassen worden. Die Afghanen, Abdalli wie Gildschi, kämpfen wie Verzweifelte; es herrscht aber kein Plan, keine Einigkeit in ihren Unternehmungen. Man schlägt sich lange Zeit mit abwechselndem Glück. Am Ende wird Herat von den Persern genommen und selbst Farrah auf dem Wege nach Kandahar besetzt. Die Abdalli sind gezwungen, sich der Gnade des Siegers zu unterwerfen (1731), und sie gelobten auf ewige Zeit den Persern Kriegsdienste zu leisten.[42]) Es mußten die Häuptlinge ihre nächsten Verwandte als Unterpfand der Treue ausliefern.

Während dieser Kämpfe im Osten stand Schah Tahmasp im Kriege gegen die Türken. Mehrmals geschlagen schließt er einen für Persien höchst nachtheiligen Frieden. Der siegreiche Feldzeugmeister kehrt aus Chorasan zurück und verwirft den Frieden. „Gib alle Marken Aderbaidschans zurück", so lautet seine Botschaft an den Sultan „oder bereite dich nochmals zum Kriege." Zu gleicher Zeit wird eine Bekanntmachung erlassen, um die Gründe solchen Gebahrens zu erklären. „Durch die göttliche Gnade und den Löwenmuth unserer Heere zwangen wir die Abdalli und Gildschi, des Gehorsams Halsband zu tragen, Ruhe und Frieden kehrten zurück ins Land Chorasan. Nun haben wir, nach Vollendung jener glänzenden Thaten, ein Schreiben des Ministers unsers Fürsten erhalten, verkündend, ein Friede sei mit der ottomanischen Pforte geschlossen, unter der Bedingung, die Gegenden diesseit des Aras sollen uns, die jenseit den Türken gehören. In der Weisheit Augen erscheint solcher Friede ein Bild im Wasser, falscher Glanz der Dünste im Dunstkreise. Ward doch nicht einmal die Freiheit der persischen Gefangenen, welche sonst allenthalben in Tractaten ausbedungen wird, erwähnt! Dieser Friede ist des Höchsten Willen entgegen und streitet mit des Reiches Wohl. Wir werden uns nicht dabei beruhigen. Von der Vorsehung geleitet und unter dem Schutze ihrer unsichtbaren Scharen, werden wir ohne Verzug an die Spitze unserer tapfern Heere, der Löwen im Kampfe, uns stellen." [43])

Der Erlaß zeigte Jedem, welcher noch nicht es wissen sollte, deutlich genug, wem die Macht im Perserreiche gehört. Und jetzt hält der Feldzeugmeister auch die Umstände für günstig, die Absetzung des Schah, der durch

den Friedensschluß in der Achtung seines Volkes, der Geistlichkeit vorzüglich, noch tiefer gesunken war, vorzunehmen. Sie ward rasch ausgeführt. Um vor der Hand noch einigen Schein der Legitimität zu bewahren, wird des Tahmasp Sohn, ein Kind von zwei Monaten, unter dem Namen Schah Abbas III. auf den Thron erhoben. Abbas wird ein glänzender Hofstaat beigegeben und nach Kasbin gesandt. Tahmasp muß nach einer ferner Stadt Chorasans ziehen, dort in ehrsamer Gefangenschaft hausen, damit er, um mit dem Perser zu reden, „seinen Geist an Unterwerfung gewöhnen, der neuen Regierung sich bequemen und den Rest seiner Tage dem Herrn der Welt widmen möge“.[44])

Kuli Chan hat jetzt (1734) alle Kronprätendenten, alle Statthalter der Provinzen, welche Unabhängigkeit erringen wollten, niedergeschlagen; er hat die Afghanen und Leshgier, die Georgier und sämmtliche Stämme am Westufer des Kaspischen Meeres gezüchtigt; er hat den Russen alle ihre in den letzten Jahrzehnden gemachten Eroberungen wieder abgenommen und die Türken durch wiederholte Niederlagen so gedemüthigt, daß sie, vom Sultan bis zum Bauern herab, sich nach Frieden sehnten. Selbst in den entferntesten türkischen Provinzen, in Syrien und Aegypten, erzitterten die Gemüther aus Furcht vor der Perser Heere. Diesen, durch seine zahlreichen Waffenthaten herbeigeführten glorreichen Zeitpunkt hielt der glückliche Feldherr für angemessen, die Anschläge seines Herzens ans Tageslicht zu bringen. Schah Abbas III. war vor kurzem gestorben oder ermordet worden, und Tahmasp wohnte, unter strenger Bewachung, bald zu Mesched, bald in Sebsawar, bald auch im Gebirgslande Masanderan.

Südöstlich des Araxes, von Ardebil zu den Kurmündungen, dehnt sich ein wasserreiches fruchtbares Tiefland, Mogan oder Magierebene geheißen. Nach diesen üppigen Weideplätzen beschied Nadir, wie wir den Kul-Chan von jetzt an nennen wollen, die Großen, die hervorragenden Landbesitzer, die Gesetzkundigen und Aeltermänner des Perservolkes zu einem Landtag, damit sie, nach altererbter Sitte der arisch-germanischen Völkerschaften bestimmen, wie es mit der Nachfolge im Reiche gehalten werden möchte. Der Feldherr, gleichwie geborene Fürsten, eingeübt in der Herrschsucht Lug- und Truggewebe, spielt vortrefflich die Heuchlerrolle. „Schah Tahmasp und Schah Abbas", so läßt der dem Schaugepränge beiwohnende Mahadi aus Mansanderan, dem wir vorzüglich folgen, seinen Helden sprechen, „Schah Tahmasp und Schah Abbas waren Sefikönige; die Prinzen aus ihrem Geblüte sind des Thrones Erben. Wählet einen Sprößling aus ihrem Geschlechte oder sonst einen tapfern und tugendhaften Mann zu euerm Beherrscher. Was ich gethan, daß ich den Königssitz befreit und das Reich den Händen der Afghanen, der Russen und der Türken entrissen, für mich ist das Bewußtsein hinlängliche Belohnung. Jetzt will ich zum Gastmahle gehen, zu Hause mich erholen, der Ruhe und Freude genießen." „Nieder mit unsern Häuptern in den Staub des Landesherrn", rufen alle insgesammt, „rechtmäßiger König ist Nadir, welcher mit flammendem Schwerte die Feinde verjagt, mit leuchtenden Blitzen ihr Dasein, vernichtet. Wir sind entschlossen unsere Augen nicht abzuwenden von seines Hofes Staub." „Das Verlangen nach Thron und Diadem wird sich niemals meines Herzens bemächtigen", antwortete seine Hoheit.

Nach Verlauf eines Monats läßt Nadir nochmals die Wahlversammlung einberufen und spricht: „Nach Abreise unsers Propheten (auf ihm und seinem Geschlechte ruhe des Höchsten Friede) ins jenseitige Leben, regierten vier Chalifen mit solchem Glanze, daß die Reiche Indien, Anatolien und Turkestan ihre Oberherrschaft erkannten. Ismael, Gründer des Sefihauses, verließ den rechtmäßigen Glauben und folgte der Schiitenketzerei. Sie ist der Grund des Verderbens, der Schwäche muselmanischer Völker. Perser, habt ihr in der That beschlossen, mich zur Herrschaft emporzuheben, so gehorcht meinem Willen, meinem Befehle. Die Sunna herrsche allenthalben im Reiche Iran, sie allein beherrsche die Erde." Die Versammlung unterwarf sich dem Gebote und ein Erlaß erging über die Religionseinheit zur Kräftigung, zur neuen Blüte des Islam. Auch die christlichen Völker, Armenier und Georgier sollten, soweit reichte Nadir's Einsicht an das neue Perserreich gekettet und von Rußland abgezogen werden. Der Armenier Katholikos Abraham III. von Edschmiadsin ward nach Mogan beschieden und sehr freundlich aufgenommen. Abraham mußte Nadir's Schwert segnen und dem Fürsten es umgürten. „Die Armenier sollen aus allen Ländern, wo sie unter dem Drucke leiden, sich nach Persien zurückziehen; sie würden vom neuen Schahinschah mit Freuden aufgenommen und gut behandelt werden."

Um die schöne Frühlingszeit, welche, nach Mahadi's Worten, „über den Saal der Gärten den Smaragd ihrer jungen Kräuter verbreitet und die Rosengänge mit ihrem tausendfärbigen Mantel bedeckt", wurden alle sinnreichen Künstler aufgerufen einen Pavillon zu erbauen

und darinnen einen festlichen Saal zu verzieren. Als dies geschehen, haben die geschickten Beobachter des Himmels den nächsten Donnerstag (26. Februar 1735) festgesetzt, zwanzig Minuten nach der achten Stunde, wo Seine Majestät, mit dem kostbaren Diadem geziert, Persiens glücklichen Thron betreten könnte. Doch fehlte es auch nicht an Unzufriedenen, welche die zur Bezeichnung der Krönungszeit gebrauchten Worte: Das Geschehene ist das Beste, umsetzten und sprachen: Nein das Geschehene ist nicht das Beste."

Nadir sucht jetzt seinen Ruhm noch mehr zu erhöhen und zugleich den Dank für die widerfahrene Ehre durch neue dem Volke willkommene Thaten zu bezahlen. Die Gildschi sollten für die dem Perserreiche zugefügte Unbilde büßen. Die Afghanen vermochten einem so geübten Feldherrn, an der Spitze eines zahlreichen tapfern, mit vortrefflich bedienter Artillerie ausgerüsteten Heeres, keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Kandahar fällt nach kurzer Gegenwehr. In ihrer Nähe wird, nach eitler Tyrannenweise, welche die Welt einreißen möchten, damit bei ihrem Namen eine neue beginne, eine neue prachtvolle Stadt erbaut (1736), wohin die Insassen des alten Kandahar ziehen mußten, Nadirabad, Stadt des Nadir genannt. [45]) Den gefangenen Gildschiherzog Husain, führt man mit Kindern, Weibern, Verwandten und seinem ganzen Anhang nach Masanderan, wo ihnen Wohnsitze gegeben wurden. Dagegen erhielten die bei Nischabur und in den Gegenden Chorasans hausenden Abdalli Befehl nach Kandahar überzusiedeln. Ihr Heimatland ward dem Gildschi Klane Hotoki, welche Nadir von Indiens Grenzen entfernen wollte, angewiesen. [46])

Nisa Kuli, Nadir's Sohn, hat mit eben solcher Schnelligkeit Balkh erobert und die Usbeg bis über Kundus hinaus gezwungen, sich der persischen Herrschaft zu unterwerfen. [47]) Der Prinz überschreitet den Amu und wendet seine Waffen gegen Bocharas Fürsten, der geschlagen und verfolgt nach Karschi flüchtet und von Nisa Kuli belagert wird. Nadir, auf Indien sinnend, misbilligt des Sohnes Vordringen in Mittelasien. Abul Feis von Bochara, ein kraftloser Sprosse des gewaltigen von Toktamisch, dem Gebieter Kaptschaks und Nachkommen des Dschinggis abstammenden Scheibani, erhält eine freundliche Zuschrift des Königs, mit der Erklärung: er wisse wohl, daß die Länder des Amu den Mongolen gehören [48]); der Sohn habe ohne des Vaters Vorwissen gehandelt. Abdul Feis möge nur Boten senden, damit die Zwistigkeiten in freundlicher Weise geschlichtet werden könnten. Zu gleicher Zeit ward dem Prinzen befohlen die Belagerung von Karschi aufzuheben und die Truppen diesseit des Dschihon zurückzuziehen. [49])

Südlich Sedschestans und Afghanistans hinab zum Meere, vom untern Indus gegen Laristans und Kermans Gauen erstreckt sich das steinige, sandige und durstige Land der Balutschen. Wasser erbittet sich der Balutsche von seiner Freundin:

> O Sabu, gib mir wenig Wasser,
> Von deiner Hand ist süß das Wasser,
> Des Hauses Herrin gib mir Wasser,
> Von deiner Hand ist kühl das Wasser.

Das Land wird durch einen gewaltigen, im Bezirke Lus beginnenden zur Wüste sich hinabziehenden Gebirgsstock von Kandahar geschieden. An seiner südwestlichen

Abdachung lagern sich mehre Alpengauen mit den fruchtbaren Thälern Wudd, Chosdan und Sorab eines gesunden Klimas und gleichwie innerhalb gemäßigter Himmelsstriche, regelmäßiger Folge der vier Jahreszeiten sich erfreuend. [50]) Der Küstensaum von Gondars Nähe, das östliche Baludschistans genannt, ist mit Ausnahme des Kreises Lus, welcher dem Häuptling von Chelat huldigt, eine unfruchtbare Sandwüste, ohne die geringste Vegetation, ohne Quellen und Flüsse, eine traurige Aufeinanderfolge gähnender Klüfte, nackter Anhöhen und wellenförmiger Sandhügel. Die Wüste füllt jenen ganzen Raum vom Meere bis zur Gebirgskette, welche die Binnenlande vom Gestade scheidet, entstanden entweder durch Zurückweichen der Gewässer oder bei jener großen Erdrevolution, die endigt mit der Emporhebung der Gebirge aus dem Meeresgrunde. Und doch erfreuen sich jene unwirthsamen Gegenden einer gemäßigten Temperatur, weil die Glut der Sonnenstrahlen durch häufige Stürme gemildert wird. Sie sind aber so furchtbarer Art, sie rasen mit solchem Ungestüm, daß man zweifeln kann, ob die Wohlthat nicht durch begleitendes Unheil überwogen wird. Flüsse und Bäche, auch den Kabustrom nicht ausgenommen, sind unbedeutend und können zu jeder Jahreszeit von Reiterscharen durchschritten werden. Die östlichen Wasser nimmt der Indus auf, die gegen Westen gehen im Wüstensand verloren. Längs der Flüsse, wie innerhalb der Quer- und Längenthäler, hausen zahlreiche nur selten im friedlichen freundlichen Verkehr miteinander stehende Stämme und Sippschaften. Scheinen doch die afghanischen und Balutschiländer, gleichwie der Kaukasus, durch die Natur selbst zu solchen Clanherr-

schaften gebildet, wo kindische Familienzwiste, wo Raubsucht und Fehdewesen niemals enden sollen.

Die beiden in mancherlei Beziehung verschiedene Stämme Baludschistans, Brahui und Balutschen, Namen welche vielleicht Gebirgsleute und Ebenenbewohner bedeuten [51]), gehorchten zur Zeit, als Nadir sich in Kandahar aufhielt, einem gewissen Abedallah, welcher in Chelat, der Hauptstadt des zur Provinz Sarawan gehörigen Bezirks gleichen Namens, wohnte. Seine Vorfahren sollen vor mehren Jahrhunderten die einheimisch-brahmanische Dynastie gestürzt und sich selbst auf den Thron gesetzt haben. Ihnen wird auch die gewaltsame Bekehrung des ganzen Landes zum Islam zugeschrieben. [52]) Früher schon hatte Nadir einige Rotten gegen die sunnitischen Balutschen entsandt, um sie wegen räuberischer Einfälle in benachbarte persische Provinzen, wie in Sedschestan, mit einer den Glaubenssätzen der Schiiten ergebenen Bevölkerung, zu züchtigen. [53]) Jetzt wurden von Kandahar aus neue Truppencorps dahin beordert, die Chelat, des tapfersten Widerstandes ungeachtet einnehmen und die beiden Söhne Abdallah's, Mohammed und Nassir, gefangen fortführen. Noch schlimmer ergeht's dem widerspenstigen Häuptling Mahmud von Sedschestan selbst, welcher sein Geschlecht bis auf die ältesten persischen Könige zurückbringen wollte. Er ward geschlagen und auf Nadir's Befehl hingerichtet. [54]) Nach einer Nachricht hätte der Schahinschah einen eigenen Statthalter in Baludschistan eingesetzt, nach einer andern sich damit begnügt, daß die Oberherrlichkeit Persiens anerkannt wurde. [55]) Mohammed ward, soviel ist sicher, nachdem sein Vater Abdallah in einem Treffen gegen einheimische

Meuterer das Leben verloren, von Nadir zum Herzog Baludschistans erhoben und mit großen Ehren der Gefangenschaft entlassen. Er regiert aber solcher Weise, daß Muselman und Hindu ihn im gleichen Grade verabscheuen. Sucht er doch sogar das Recht oder Unrecht der ersten Nacht, dessen sich ehemals Chelats Häuptlinge bei ihren Hinduunterthanen erfreuten, nicht blos zu erneuern, sondern über alle treugehorsamen Gläubigen auszudehnen.[56]) Das Volk schrie zu Nadir empor, und dieser sendet Nassir, Abdallah's zweiten Sohn, welcher dem Zuge nach Indien beigewohnt und sich wacker gehalten hatte, mit dem Auftrage, den Bruder zu ermorden und selbst das Lehnsfürstenthum anzutreten. Und so ist geschehen (1738). Nassir regierte mit ungemeiner Milde und Einsicht und verstand es auch, wenn es nothwendig schien, mit dem Schwerte dreinzuschlagen. In solcher Weise bringt Nassir es dahin, daß alle Häuptlinge Baludschistans und Katsch Gandawas seine Oberherrlichkeit entweder freiwillig anerkennen oder mit Waffengewalt dazu gezwungen werden. Die ererbte Weise der Stammes= und Sippschaftregierung ist aber dadurch nicht geändert. Die Clane haben das Recht, der freien Wahl ihrer Häuptlinge, nur unterliegt sie der Bestätigung aus Chelat. Mit Zuziehung der Volksversammlung besorgen die Häuptlinge die innern Angelegenheiten und führen, wenn von Lehnsherrn aufgeboten, den Heerbann zur allgemeinen Versammluug. Nur Kedsch und Gandawa, die Hauptstädte der Provinzen Mekran und Katsch Gandawa, bildeten eine Ausnahme. Sie und die umliegenden Gauen wurden als eroberte Länder behandelt, und regiert von einge=

setzten mit besoldeten Balutschirotten umgebenen Statthaltern. 57)

Der Verkehr zwischen den Timuriden in Indien und dem Sefi in Persien ist selten freundlicher Natur gewesen. Sie schickten sich zwar manchmal Gesandtschaften, jedoch nur, um über Dies oder Jenes Beschwerde zu führen und gegenseitig Anfoderungen zu stellen, zu deren Erfüllung keiner der Höfe Lust bezeigte. Widerlicher Hochmuth und kindische Eitelkeit östlicher Fürsten, die sich ausschließlich Herren der ganzen Erde, allgemeine Zuflucht des Weltalls nennen, hindern jede Annäherung, jede dauernde freundliche Verbindung zwischen verschiedenen Staaten. Diese Aufgeblasenheit wäre allein hinreichend gewesen, im Stillen fortwährenden Groll zwischen den beiden benachbarten Staaten, Hindostan und Persien, zu erzeugen und zu unterhalten. Die Sefi benahmen sich jedoch freundlicher und hülfreicher gegen die Timuriden als diese gegen jene. Baber und Humaiun hatten Aufnahme und Schutz am Hofe zu Ispahan gefunden, während die Oberherren Hindostans sich der über Persien hereinbrechenden Unglücksfälle immerdar zu erfreuen schienen. 58) Schah Husain ließ den Padischah im Osten wiederholt durch Gesandte begrüßen und um Hülfe nachsuchen. Seine Abgeordneten wurden aber mehr als Spione denn als Botschafter eines Nachbarreiches betrachtet und behandelt. Die Unwissenheit ist groß in allen jenen östlichen Ländern. Man hatte zu Delhi gar keine Kunde der Zustände Persiens, während der ersten Jahrzehnde des 18. Jahrhunderts. Man wähnte die Schahinschah wüßten von der Schwäche und Zerrissenheit Hindostans und wollten sie bei passender

Gelegenheit zur Vergrößerung der eigenen Macht benutzen.

Die Padischah Hindostans konnten überdies es nicht vergessen, daß Kandahar ehemals zu ihrem Reiche gehörte. Hoffend, das Land wieder zu erwerben, unterhielten sie fortwährend freundlichen Verkehr mit den aufrührerischen Gildschi [59]), und gestatteten ihnen später, gleichwie allen andern Afghanen, als das Racheschwert nahete, in den nordwestlichen Gemarkungen Wohnsitze, wo sie im Kreise Kuttair die nach ihnen genannte Herrschaft Rohilkand [60]) gründeten. Rohillas, Bergbewohner, ist nämlich allgemeiner Name der Afghanen in Hindostan. Nach Wiederlangung der Macht sendet Tahmasp ein Schreiben an den Großmongolen Mohammed, anzeigend, daß das Schwert auf dem Nacken der afghanischen Verräther und Räuber sitze. Indien sei der einzige Staat, wo das schändliche Gezücht vom Schrecken vor Persiens Waffen sich erholen könne. Der Fürst möge ihnen weder Eintritt noch Aufenthalt im Lande gestatten. Das Verlangen Irans ward zu Delhi den Worten nach billig gefunden. Auch fehlte es nicht an den stärksten Freundschaftsversicherungen. Mohammed und seine Räthe zeigten sich aber später wie früher den Afghanen gewogen. Ebenso erfolglos war eine andere Botschaft, im Namen Schah Abbas III. nach Indien gesandt. [61]) Nadir schickt nun einen neuen Abgeordneten, der wegen zweideutigen Betragens Klage führt. Dieser wird gewaltsamerweise in Hindostan zurückgehalten; die wiederholten Klagen und Schreiben des Nachfolgers der Sefi werden nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Man konnte und wollte auch den Zudrang der Afghanen nicht hindern. Die Padi-

schah bedurften ihrer. Sie dienten den Statthaltern der Provinzen und Marken als Söldner, und bildeten die tapfersten, zuverlässigsten Krieger unter dem großmongolischen Heere. [62])

Die nothwendigen Anordnungen zu Kandahar sind getroffen, und Nadir zieht auf der Straße über Ghasnah nach dem großmongolischen Kabullande, wohin die geschlagenen Afghanen massenhaft flüchteten. Solange ihnen hier die Zuflucht gestattet ist, kann man zu Kandahar nicht auf dauernde Ruhe rechnen. Habsucht und Unverstand des Hofes zu Delhi verweigerten seit langer Zeit die Summen, wofür einige Stämme in herkömmlicher Weise die Päße Afghanistans bewachen. Nadir fand deshalb nirgendwo Widerstand. Alle Wege und Zugänge öffneten sich dem Sieger von Kandahar. [63]) Der Statthalter von Ghasna ging ihm an der Spitze seiner Beamten und Diener entgegen und unterwarf sich dem Sieger. So auch zu Bhamian und Kabul. Alle Länder bis zu den Ufern des Amu sind in wenigen Monaten den unüberwindlichen Fahnen des Schahinschah unterworfen. [64])

Von Kabul aus schickt Nadir ein neues Schreiben an den Hof, „welcher den Himmeln gleicht“, worin über Treulosigkeit der indischen Regierung Klage geführt und erklärt wird: Persiens erwählter König habe den Zug blos zur Züchtigung der Afghanen unternommen; man sei weit entfernt, eine Gemarkung erobern zu wollen, welche dem hindostanischen Reiche gehört. Den Perser, welcher die Botschaft brachte, begleiteten auf Nadir's Befehl mehre Häuptlinge aus Kabul, damit sie ihren Gebieter über des Landes Zustände aufklären möchten.

Die Gesandten kamen über Lahor nach Delhi, wo sie Niemand anhören, Niemand auf ihre Foderungen eingehen wollte. Die Minister Mohammed's suchten, wie glaubwürdige Personen, welche zu jener Zeit in Delhi lebten, berichten, alle Nachrichten über Schah Nadir ins Lächerliche zu ziehen. „Die Häuser Delhis haben gar hohe Dächer, und die Bürger können ja schon den Perserschah und seine Rothmützen, wenn sie Lust dazu bezeigen, aus der Ferne sehen." [65]) Die Gesandtschaft war in den Augen „des Fürsten der Zeit" [66]) ein vom Wesir Nisam-al-mulk und der turanischen Hofpartei angezetteltes Truggewebe. Man glaubte oder gab vor, sie sei vom Vicekönig Afghanistans hervorgerufen, von des Nisam's nahem Verwandten; ein Nadir sei gar nicht vorhanden.

Nadir macht nochmals einen Versuch. Er schickt wiederholt Boten nach Indien mit einem Geleite von zehn Rothmützen, die zu Dschelalabad von einem Pöbelhaufen angegriffen und bis auf Einen erschlagen wurden. Der Vorfall verlangt Rache. So bricht der König unverzüglich von Kabul auf, zieht gegen Dschelalabad, läßt die Einwohner niederhauen und die Stadt verbrennen. Von hier geht's nach Peschawer. Um die Stadt zu decken, wurden zu Hindostan in größter Eile Truppen zusammengezogen, einige um die Chaiberpässe hausende Afghanenrotten angeworben, und mit ihnen in einem engen Thale eine feste Stellung eingenommen. Nadir schickt dem Führer eine des Kriegers entschiedenes schlaues Wesen bezeichnende Botschaft: „Wisse, an dem Tage werde ich dort sein; du thust am besten, auszuweichen bis ich vorüber bin." Nadir erscheint, erstürmt die Verschanzungen und läßt

Alles niederhauen, was irgend Widerstand versucht, Hindu wie Afghanen. Von Peschawer eilt Nadir ungehindert nach Atak, setzt sein Heer in Böten über den Fluß und kommt in Lahors Nähe, wo die schrecklichste Verwirrung herrschte. Zwei Räuberbanden trieben sich im Lande umher, jede mehre tausend Köpfe stark, brandschatzten und plünderten und hemmten allen Verkehr. Die Regierung ist zu schwach, um dem Unwesen zu steuern. Der Statthalter von Lahor bezieht eine vortheilhafte Stellung am Rawiflusse und erwartet den Feind in fester Zuversicht, größere Truppenzahl und des Geschützes Ueberlegenheit würden ihm den Sieg verschaffen. Nadir selbst, blos von einer Kisilbaschtruppe begleitet, eilt dem Heere voraus, um die Bodenverhältnisse und der Gegner Stellung zu erkunden. Sobald er zum Fluß kommt und jenseit des Feindes zahllose Scharen sieht, sprengt er, ohne Rücksicht auf das Misverhältniß der Streitkräfte, sein Pferd ins Wasser, und ihm nach alle Kisilbasch, trifft aufs Vordertreffen der Mongolen und wirft schnell ihre Reihen. Die Andern ergreift panischer Schrecken; sie glauben das ganze Heer der Perser auf dem Halse zu haben. Die Flucht ist allgemein; selbst der Statthalter wird mit fortgerissen. Das Rennen hörte nicht auf, bis man hinter den Stadtmauern sich sicher glaubte. Nadir folgt auf dem Fuße und erscheint vor Lahor, das bald gezwungen ist, seine Thore zu öffnen. Die Perser rücken auf der nächsten Straße gegen Delhi. Die Gefahr schreckt den Padischah aus seiner Ruhe. Mohammed verläßt mit der Hofhaltung und einem starken Heere die Hauptstadt, um in eigener Person dem Fortschritt des Feindes Einhalt zu thun. Die Mongolen gehen aber so langsam vor-

wärts, daß sie innerhalb zweier Monate nur bis Karnal kommen, ein Ort vier Tagmärsche von Delhi entfernt. Hier ließ Muhammed ein befestigtes Lager aufschlagen, die Verschanzungen rings herum mit Geschütz versehen und die Kanonen mittels Ketten aneinander befestigen. Nadir's Gesandter, der Turkmann Mohammed Chan, befand sich immer noch am Hofe des Padischah. Und nochmals sendet der König der Perser andere Boten an Mohammed, um auf seine Beschwerden Bescheid zu erhalten. Vergebens. Auch ließ man den Gesandten, fürchtend, er möchte des Reiches Zustände berichten, nicht reisen. Im Gegentheil, die Mongolen rüsten zum Kampfe und sehen nur der erwarteten Verstärkung entgegen. Sadet Chan ist mit seinen Scharen noch nicht eingetroffen; mehre Radschah hatten Contingente zugesagt, vorzüglich rechnete man auf den Beistand des tapfern Radschputenvolkes. Die Hindufürsten hielten kein Wort; nicht ein einziger hat den versprochenen Zuzug geleistet.

So groß war die Nachlässigkeit der mongolischen Heerführer, daß trotz Nadir's Nähe keiner wußte, wo der Feind steht oder herkommt. Man begreift die Bestürzung, als eines Morgens die Grasmäher mit blutigen Köpfen ins Lager zurücklaufen, berichtend: sie seien von Streifscharen angegriffen und beinahe abgeschnitten worden. „Der Feind rückt an!" fliegt es wie ein Lauffeuer durchs Lager und versetzt sie Alle in Angst und Schrecken. Hätte nicht die Kunde, jene lang und sehnlichst erwartete Verstärkung des Sadet Chan werde alsbald eintreffen, den gesunkenen Muth der indischen Truppen erhoben, sie wären wol alsbald geflohen und die Hauptstadt ohne Schwertstreich preisgegeben worden. Eine Schlacht mußte

geschlagen werden; es lagerten die feindlichen Heere in geringer Entfernung; schon der Mangel mußte dazu zwingen. [67]) Doch Niemand erwartete, daß ein Vorpostengefecht so schnell die Entscheidung herbeiführt. Das Gepäck des Sadet Chan, er ist der Ahne der königlichen Familie von Audh, wird angegriffen. Der General eilt mit der ganzen, vor wenigen Stunden eingetroffenen Mannschaft zur Hülfe herbei und fodert den Beistand des Padischah. Nisam-al-mulk, der Wesir, glaubt, an diesem Tage solle man jedem Kampfe entsagen. „Schon ist's um die dritte Stunde des Nachmittags (16. Januar 1738); Sadet's Leute sind vom langen Marsch erschöpft und nicht im Stande, andauernden Widerstand zu leisten. Der Padischah möge dem General befehlen, seine Kampfgier bis morgen früh zu zügeln; dann wird man das ganze Heer in Schlachtordnung bringen, das Geschütz im Vordertreffen, und unter dem Schutze der Majestät Hindostans einen glänzenden Sieg erkämpfen". Mohammed, wähnend, aus dem Wesir spreche Eifersucht, erklärt: „Sadet Chan hat sich zu weit entfernt, als daß man ihn zurückrufen könne; vielleicht ist er schon im Handgemenge mit dem Feinde begriffen. Einen so tapfern Offizier darf man allein der Wuth der Rothmützen nicht aussetzen. Feig und unedel wäre dies. Mögen Andere thun, was sie wollen; ich für meinen Theil werde gehen und Sadet Chan unterstützen." Alsbald besteigt Mohammed seinen Elefanten und reitet, blos von den eigenen Truppen und einiger leichten Artillerie gefolgt, aus dem Lager. Der Nisam muß nun ebenfalls ausrücken. Kaum sieht Nadir, daß sich auf allen Reihen die Schlacht entspinnt, als er, eine Heeresabtheilung zu des Lagers Schutz zurück-

lassend, mit den Kerntruppen zu Hülfe eilt. Seine Ankunft entscheidet schnell den Kampf. Die tapfern Kisilbasch machen einen wüthenden Angriff; in kaum zwei Stunden sind die Indier geworfen und fliehen in der größten Unordnung, mit Hinterlassung einer großen Menge von Todten und Verwundeten. Besonders hart sind die vom „Fürsten der Zeit" angeführten Scharen mitgenommen; Mohammed selbst wird verwundet und bewußtlos aus dem Getümmel getragen. Als die Getreuen spät am Abend den Padischah zurückbringen, finden sie zu ihrem großen Erstaunen vom Lager nur Reste übrig. Die eigenen Leute haben, wie sie des Fürsten Misgeschick hören, einen großen Theil der Habe und des Schatzes, Zelte, Fuhrwerk, Pferde und Zugthiere genommen, sind auseinandergelaufen und nach allen Seiten zerstreut. Man mußte sich, so gut es angehen mochte, von neuem einrichten.

Sadet Chan setzt den Kampf immer noch fort; alle dem Gemetzel Entronnenen scharen sich um ihn und bilden dicht geschlossene Reihen. Auch diese können endlich dem ungestümen Andrange der Kisilbasch nicht mehr widerstehen. Ein junger Türke aus Nischabur, Sadet Chan's Landsmann, schwingt sich mittels eines herabhängenden Seiles auf dessen Elefanten empor, und zwingt den General, sich zu ergeben. Nadir nimmt den Gefangenen gütig auf, läßt ihn ins Lager führen und spricht: „Ich bin bereit, mit dem Padischah Friede zu schließen und nach meinen Staaten zurückzukehren, wenn mir zwei Kror Rupien, 24 Millionen Gulden leichten Geldes gereicht werden. Ist für die sichere Bezahlung dieser Summe gesorgt, stecke ich den Säbel in die Scheide und

ziehe von dannen." Sadet berichtet die frohe Kunde. Mohammed, eben das Hoffnungslose seiner Lage überdenkend, fühlt die größte Freude über die glückliche Wendung der Dinge. Auf der Stelle geht ein Bote mit unbedingter Vollmacht ins feindliche Lager.

Asof Dschah, unter dem Titel Nisam=al=mulk, des Reiches Stütze, bekannt, erlangte nach und nach solch einen Einfluß in Hindostan, daß Mohammed sich gern seiner entledigt hätte. Der Nisam weiß aber, bald durch Verbindung mit den Maharatten, bald im Verein mit unzufriedenen Statthaltern, seine vom Fürsten unabhängige und ihm selbst Trotz bietende Stellung zu behaupten. Kurz, bevor Nadir gegen Indien vorrückte, ward Asof Dschah mit Mohammed ausgesöhnt. Er stand jetzt in solchem Ansehen bei Hofe, daß man ihn dem Sieger entgegensendet, um auf die vorgeschlagenen Bedingnisse Friede zu schließen. Vor den Perserfürsten geführt, verspricht der Gesandte in des Gebieters Namen die Bezahlung der zwei Kror, und schnell wird der Vertrag unterzeichnet. Asof kehrt eilends mit der freudigen Botschaft zurück. Er weiß seinen Eifer, seine Verdienste bei Führung des wichtigen Geschäfts unter ein so vortheilhaftes Licht zu stellen, daß der Padischah ihm allein das Gelingen zuschreibt, ihn mit Lobsprüchen überhäuft und zur Würde eines Emir=al=Omrah, zum Hausmeier, erhebt. Auf seinen Rath macht sich die Majestät Hindostans am andern Morgen mit Sonnenaufgang auf den Weg, begibt sich ins Perserlager und wird von einem Sohne Nadir's bewillkommt. Der Fürst Hindostans läßt den kaiserlichen Palankin halten, steigt heraus und umarmt den Jüngling. In Nadir's Zelt eintretend, geht

dieser seinem Gaste bis zur Teppichsspitze entgegen und bewillkommnet ihn unter wiederholten Umarmungen. Den Padischah bei der Hand nehmend, führt er ihn zu seinem eigenen Thronsessel und Beide setzen sich nebeneinander.

Jetzt erst hört Sadet Chan, sein Feind habe die Würde eines Hausmeiers, „welche ihm selbst für seine Verdienste gebühre", erhalten. Des Mannes Wuth kennt keine Grenzen. Er will sich rächen, an Mohammed, an dem Nisam, an ganz Hindostan. Nach der Rückkehr des Padischah ins eigene Lager verlangt Sadet Gehör bei Nadir und spricht folgende Worte: „In dem weiten und großen Lande Hindostan ist Niemand so mächtig als der Nisam; Niemand ist so erfahren, so listig in Geschäften, wie er. Ew. Majestät haben sich mit zwei Kror Rupien befriedigen lassen. Wollen Sie wirklich für diese Kleinigkeit alle Ihre Eroberungen aufgeben? Zwei Kror sind in einem Lande wie Indien nichts, gar nichts; solche Summe könnte ich aus meinem eigenen Vermögen aufbringen; im kaiserlichen Lager, in seinem Palaste sind ungeheure Schätze aufgehäuft. Dies Alles würde den Persern zu Theil werden, überdies die Reichthümer der Großen, der Wechsler und Kaufleute in der Hauptstadt. Sie dürfen nur geradeswegs auf Delhi ziehen; es sind nur einige Meilen dahin." Die Rede öffnet Nadir die Augen über den Werth seiner Eroberung. Habsucht und Raubgier werden rege; er beschließt, den gegebenen Wink zu benutzen. An Nisam-al-mulk schreibt er einen eigenhändigen Brief und ladet ihn zur nochmaligen Unterredung. Dieser, dem geschlossenen Vertrage, dem gegebenen Worte trauend, erscheint, wo ihm Nadir selbst

die Eröffnung macht: „Noch denselben Abend mußt du wiederkommen und den Gebieter zu einer zweiten Unterredung mitbringen. Der Vertrag soll nicht verletzt werden. Ich hege keinen bösen Anschlag gegen das Reich Mohammed's, gegen sein Leben, gegen seine Ehre. Ich möchte ihn nur wiedersehen, weil ich noch Einiges ins Reine zu bringen habe." Der Padischah muß sich dem Willen des Siegers fügen. Mohammed erscheint, wird in ein eigenes Zelt geführt und dort gefangen gehalten. Kurz darauf kommt in seinem Namen eine Botschaft: Die Weiber, der ganze Hofstaat, sämmtliche Minister und hohe Staatsbeamte sollen zu ihrem Gebieter kommen, damit ihm nichts an seiner gewohnten Bequemlichkeit abgehen möge. Zugleich ward im indischen Lager eine Bekanntmachung erlassen, daß es Jedem freistehe, dort zu bleiben oder nach Delhi zurückzukehren. Die Meisten wählten Letzteres. So auch der Verräther Sadet Chan, welcher in Begleitung eines höhern persischen Beamten dahinging, mit dem Befehle versehen, ihnen Beiden möchte die Burg geöffnet und die Stadtschlüssel übergeben werden. Kurz nach ihrer Abreise bricht auch Nadir mit allen seinen Truppen auf und nähert sich der Reichshauptstadt. Eine indische Armee war nicht mehr vorhanden; sie hatte sich auf die Nachricht von Gefangennehmung des Fürsten zerstreut. Die Soldaten, in Haufen plündernd und brennend das Land durchziehend, wurden theils vom Feinde, theils von den erbitterten Bauern erschlagen. Zwei Tage nach Mohammed (26. März 1738) hielt Nadir seinen Einzug in der Stadt; beide Fürsten nahmen ihre Wohnung in der Burg. Alles ging nun im gewöhnlichen Geleise, als ob gar nichts vorgefallen

wäre. Die persischen Truppen lagerten theils vor den Thoren, theils waren sie in den Häusern der Stadt einquartiert; Andere befanden sich in Zelten auf der Ebene zwischen der Stadt und dem Flusse. Das beste Einvernehmen schien unter ihnen und den Eingeborenen zu herrschen. Niemand hätte vermuthet, daß sie sich schon am nächsten Tage feindlich anfallen und gegenseitig morden würden.

Mit Sonnenaufgang verbreitete sich das wol absichtlich ersonnene Gerücht, Nadir sei nicht mehr am Leben. Ueber die Art und Weise seines Endes war man nicht einig. Während Diese ihn eines natürlichen Todes sterben ließen, schrien Andere, auf Mohammed anspielend, eine Weibsperson, eine seinem Lager gefolgte Kalmukin, hätte ihn ermordet. Die Sage verbreitete sich mit Blitzesschnelle und wurde allgemein geglaubt. Bewaffnete Haufen erschienen in den Hauptstraßen Delhis; alle Perser wurden ermordet — eine große Anzahl in wenigen Stunden. Die Nacht kommt herbei, und immer legt sich der Aufruhr noch nicht, ja er schien im Gegentheil noch stärker anzuschwellen. Die Perser räumten die Stadt und scharten sich um ihren Fürsten auf der Burg. Dieser blutige Tag kostete mehr Leute als der ganze Feldzug. Siebentausend seiner besten Krieger wurden Nadir erschlagen, während im Treffen bei Karnal, was unglaublich scheint, der ganze Verlust in drei Todten und zwanzig Verwundeten bestanden haben soll. [68]) Von den vielen indischen Edeln, die ringsum in allen Stadttheilen wohnten, hielt es keiner für geeignet, das Volk zu besänftigen und über die Falschheit des Gerüchts aufzuklären. Mehre gaben sogar ihre persischen Sicherheitswachen, die sie aus-

drückich vom Schah erbeten und erhalten hatten, dem eindringenden Volke preis und ließen sie vor ihren Augen niederschlachten.

Bei Tagesanbruch entbrennt der Aufstand mit noch größerer Wuth. Nadir steigt zu Pferde, um sich den Einwohnern zu zeigen, sie durch den Augenschein zu belehren, daß er noch lebe und bereitstände, das Racheschwert zu schwingen. Als er, durch die Straßen reitend, allenthalben der Seinigen Leichenhaufen bemerkt und das ganze große Blutbad erkennt, ergreift ihn gewaltiger Zorn. Jeder Gedanke der Milde und Verzeihung entflieht seinem Herzen. Den außen harrenden Soldaten, deren Mordlust er bisjetzt zurückgehalten, wird befohlen, an den treulosen Einwohnern furchtbares Vergeltungsrecht zu üben. Die Kisilbasch stürzen, entfesselten Tigern gleich, in die Straßen, erbrechen die Häuser und beginnen alle erdenklichen Gräuel. Im Anfang ward Alles, was ihnen unter die Hände kam, erbarmungslos gemordet, Frauen und Töchter geschändet, die Wohnungen der Plünderung übergeben und angezündet. Die Leichenmassen in Häusern und Straßen verpesteten die Luft; manche Plätze waren selbst, weil die Todten haufenweise gethürmt dalagen, unzugänglich.[69]) Da wurden schnell aus den Balken und Dielen der Häuser große Holzstöße auferbaut, die Leichen der Hindu und Moslem ohne Unterschied hineingeworfen und verbrannt. Einige Tage danach starb Sadet Chan, der Urheber aller dieser Gräuelthaten. Die zwei Kror Rupien, welche er versprochen, waren nicht vergessen; sie mußten von seinem Neffen und Erben bezahlt werden. Mit allen diesen Summen, mit allen jenen ungeheuern, im Palaste vorgefundenen Schätzen ist

Nadir's Habsucht noch nicht gesättigt; Delhis Bürgerschaft wird befohlen, große Kriegssteuern zu entrichten, um sich von wiederholter Plünderung loszukaufen.

Die Ereignisse in Persien bewogen Nadir zur schleunigen Rückkehr. Deshalb drang er nicht weiter nach Süden vor; deshalb gab er die östlichen Eroberungen, bis auf Kabul, Sindh und einige Districte Pendschabs, deren Einkünfte zur kabulischen Besatzung verwendet werden sollteu [70]), als Lehnsherrschaft zurück an Mohammed Schah. Zuvor ward sein Sohn, Nasir-Allah, mit einer Prinzessin des Timuridenhauses vermählt. Beim Hochzeitsfeste gab Mohammed dem Perserfürsten ein prächtiges Gastmahl, wo die Vornehmsten und Edelsten, wie heutiges Tages noch an einigen feudalistischen Höfen des Westens, die Speisen auftrugen und die Tafel bedienten. Folgender Vorfall möge den Kleinigkeitssinn des Hofgesindes, und was seine Annalisten Geist nennen, bezeichnen. Ein gewisser Häuptling mußte nach dem Essen den Kaffee herumreichen. Dieses Amt, sagt Gholam Husain, war gar schwieriger Art. Wem sollte der Fürst die erste Tasse präsentiren? Seinem Herrn und Padischah? Da mußte er befürchten, Nadir's Hochmuth zu kränken, was üble Folgen nach sich ziehen konnte. Sie dem fürstlichen Gaste zu reichen, wäre eine Verletzung der seinem Gebieter schuldigen Ehrfurcht. Siehe, da kommt der gewitzigte Mann auf den glücklichsten Einfall. Er füllt die Tasse, gibt sie in Mohammed's Hände und spricht die Worte: „Euer Diener ist zu unbedeutend, als daß er sich herausnehmen dürfte, dem König der Könige aufzuwarten; es geruhe der Padischah, der mein Herr ist und sein Bruder, sie ihm selbst darzureichen.“ Dieses

sinnreiche Auskunftsmittel gefiel beiden Monarchen, und sämmtlichen Gästen der Art, daß sie den Emir mit Lobsprüchen überhäuften. Emir Chan, fügt der Geschichtsschreiber hinzu, verdiente in der That dieses Lob; er war ein Mann von feinen Manieren und ungemein geistreich. Alles, was er that, zeugte von geläutertem Geschmack und großer Gewandtheit. Beim Ende des Gastmahls, hieß Nadir sämmtlichen Großen Hindostans einen Kreis bilden, führt Mohammed Schah in deren Mitte und überreicht ihm eine mit Juwelen besetzte kostbare Tiara. Hiermit sollte angedeutet werden, der Padischah habe sein Reich als persisches Lehn zurückerhalten. Wie ehemals Timur, so entführt auch Nadir eine große Anzahl Handwerker und Künstler ihrer Heimat. Sie sollten ihm in seinen fernern Unternehmungen gegen Chorasan und Bochara beistehen, und den Persern in den mannichfachen Kunstfertigkeiten Hindostans Unterricht ertheilen. [71])

Solange Nadir mit Indien beschäftigt war, bewies er sich milde und freundlich gegen Bochara. Jetzt hieß es: die Bevölkerung jenseit des Amu, die Usbeg vorzüglich, sind von jeher die Quelle aller Unordnung und Empörung in Chorasan gewesen; sie müßten gezüchtigt, zur Ruhe verwiesen werden. Die indischen Handwerker und Künstler wurden nach Balkh beordert, um Böte, Kähne und Flöße zu zimmern, worauf das Heer, alles Kriegsgeräthe und der Proviant nach Chuaresm und Turkestan gebracht werden könnte. Zuvor sollten jedoch die afghanischen Jusoffi mittels einiger Streifcorps, die den Auftrag hatten, gegen diesen mächtigen unbändigen Stamm mit unerbitterlicher Strenge zu verfahren, gezüchtigt

werden. Alle Afghanen dieses Stammes, deren man sich mit dem Schwert in der Hand bemächtigte, sind dem Schwert verfallen. Zu Kabul wurden Regierung und Verwaltung der neueroberten Länder geordnet, dann alle Schätze, Juwelen und das kostbare Geräthe, worunter der berühmte Pfauenthron, sowie überflüssiges Heeresgepäcke, die großen Kanonen und Elefanten nach Herat abgesandt. Ehe Nadir selbst nach Iran zurückkehrt, mußte noch das den Gehorsam verweigernde Sindh unterworfen und gezüchtigt werden. Der Schahinschah rückt mit seinen Truppen auf höchst beschwerlichen Wegen durch zahlreiche Engpässe, Waldungen und Sümpfe bis nach Amirkat [72]) vor, wohin sich die Herrscher der Länder am untern Induslaufe zurückgezogen hatten. In wenigen Monaten kommt auch dieses durch die Bodenverhältnisse schwierige Unternehmen zu Stande. Sindhs Statthalter aus der Kalorafamilie fleht um Gnade; es wird ihm (1739) der District Thathah zurückgegeben; die an Baludschistan grenzenden Marken hingegen mit diesem Lande vereinigt; dann Schikarpur sammt der Umgegend zu einer eigenen Statthalterschaft erhoben und einem Perser übertragen. Dasselbe geschah mit Multan und den andern von Nadir in jener Gegend erworbenen Ländern. [73]) Man wollte sich durch schwächende Theilung des Gehorsams versichern.

Im folgenden Jahre (1740) ward Bochara und Chuaresm bezwungen, und theils mittelbar theils unmittelbar mit dem persischen Reiche vereinigt. Abdul Feis von Bochara, welcher Nadir's Gnade sucht, erhält mit Ausnahme einiger in Balkhs Nähe gelegenen Gauen, sein Land als Lehnsherrschaft Irans zurück.

Für jedes Haus in Bochara sollte er zwei Man Weizen und ein Man Gerste als Zins entrichten. Ilbans, Chuaresms oder Chiwas Gebieter wird mit den Waffen in der Hand ergriffen und hingerichtet. An seine Stelle kommt Taher Chan, ein Verwandter des Königs von Bochara, der bald hernach von Abul Chair, Häuptling einer Kirgisenhorde, überwunden und ums Leben gebracht wird. [74]) Dies ist der von Chiwas Bewohnern gegen den persischen Statthalter herbeigerufene Abul Chair, welcher später gezwungen wird, sich in russischen Schutz zu begeben. [75])

Nicht so leicht ward es den Persern im Kampfe gegen die Leshgier und andere kaukasische Völker, wo die Natur den barbarischen wie civilisirten Eroberern beinahe unübersteigliche Hindernisse entgegenstellt. Auch Nadir mußte sich damit begnügen, einige ihrer Castelle zu zerstören und in andern persische Besatzung zurückzulassen. Die Aufmerksamkeit des Herrschers ward nach andern Gegenden, nach andern Richtungen in Anspruch genommen. Kaum erschwingliche Abgaben, viele Grausamkeiten und die religiösen Neuerungen hatten allenthalben im persischen Lande eine dumpfe Gährung, hier und da selbst Aufstände hervorgerufen. Und wiederholte Zwistigkeiten mit der Pforte führen endlich zu einem neuen Kriege. Die Türken erleiden schnell nacheinander mehre Niederlagen und waren bald froh, auf dem Grunde des frühern Vertrages mit Ahmed IV. den Frieden (1747) zu erhalten. Bestimmt ward, daß die nach Mekka pilgernden Perser sich des Schutzes osmanischer Behörden erfreuen, daß beide Staaten, zur Ausgleichung entstehenden Zwiste, sich alle drei Jahre Gesandte schicken und

die Gefangenen gegenseitig ausgetauscht werden. Die Perser versprechen, sich beleidigender Ausdrücke gegen Sunniten zu enthalten, allen türkischen Unterthanen freien Zutritt, ungehinderten Aufenthalt in Iran zu gestatten und nur an den Reichsgrenzen von kaufmännischen Waaren Zölle zu erheben. [76])

Nadir Kuli Chan scheint in der That — er selbst versichert es in bestimmten Worten — wenigstens im Beginn seiner großen Laufbahn, von patriotischem Gefühle beseelt. Der Noth des gemeinen Mannes wollte er steuern und die Herrschaft auf dem allein sichern und gerechten Grunde jeder bürgerlichen Ordnung, auf dem Volkswohl erhöhen. „Eine unbestreitbare Wahrheit ist es", so schreibt er an Mohammed Ali, den Statthalter von Fars [77]), „daß wir niedrige Personen nur deshalb von der ewigen Vorsehung mit Macht und Ehren ausgerüstet sind, damit wir die Sorgen und Kümmernisse vom Haupte des armen bedrängten Mannes verscheuchen. Die Regierten zu beschützen ist Pflicht der Regenten. Unsere Aufgabe ist es, des Schwachen Feinde zu bekriegen, Empörungen sowie allen andern Krankheitsstoff im Staate auszumerzen und unser Ohr der Hülflosen Angstgeschrei nicht zu verschließen." Dies waren nicht ganz leere Worte. Nadir hat in der That alle Meutereien der Großen niedergeschlagen und der armen Unterthanen sich angenommen. Auch feiert ihn jetzt noch der Perser, welcher von einer menschlichen Regierung, von einem menschlichen Regenten in unserm Sinne gar keinen Begriff hat, als des Vaterlandes Retter, uud übersieht gerne seine zahlreichen furchtbaren Grausamkeiten. Sein größtes für den Islam, für Perser und Türken

ersprießlichste Unternehmen, die Beseitigung des Schisma, scheiterte an der Hartnäckigkeit, am gleichmäßigen Unverstande des Sunniten wie des Schiiten und am widerlichen herrschsüchtigen theologischen Gezänke.[77]) Dies bringt ihn wilder Verzweiflung nahe. Hierzu kam ein verunglückter Anschlag auf sein Leben. Der Schahinschah wird mistrauisch in höchstem Grade. Seine Verdachtsucht und Wuth kennt keine Grenzen mehr; er mordet die Unschuldigen wie die Schuldigen; es schien die Welt sollte in eine Einöde verwandelt werden, damit der Tyrann von Menschen nichts mehr zu befürchten hätte. Niemand war des Lebens sicher; selbst nicht die uächsten Verwandten und Vertrauten. Der Selbsterhaltung wegen wenden sie sich sämmtlich ab vom bluttriefenden Manne und sinnen auf seinen Untergang. An ihrer Spitze steht sein Neffe Ali Kuli Chan, welcher zu Sedschestan die Fahne des Aufruhrs schwingt. Nun schreiten die Verschworenen rasch zum Ziele. Nadir wird zu Chabuschan in der Provinz Chorasan von drei Hauptleuten seiner eigenen Affscharengarde im 59. Jahre seines Alters gemordet (7. Juni 1747), mit ihm alle Prinzen seines Hauses — es waren 17 —; nur der dreizehnjährige Schahroch ward am Leben erhalten. Im Gewirre raubt ein afghanischer Häuptling viele Edelsteine, worunter der aus Indien stammende, Mondgebirge genannt. Ein Armenier erwirbt den Schatz und verkauft ihn an die russische Krone. Von ihm stammt die reiche Familie Lasareff in Petersburg und Moskau.[79])

Ali Kuli, unter dem Namen Adel Schah von den Verschworenen auf den Thron erheben, ist den schwierigen Verhältnissen in keiner Weise gewachsen. Zwistig-

keiten entstehen, welche das Reich 50 Jahre lang zerrütten und seiner gänzlichen Auflösung nahe bringen. Mehre Condottieri folgen schnell aufeinander, die nur suchen, sich gegenseitig im Rauben und Morden, im Sengen und Brennen zu überbieten. Diese immer wiederkehrenden, sinnlosen Blutscenen erregen Abscheu und Entsetzen, daß selbst der Geschichtschreiber zweifelhaft wird, ob das grausenhafte unvernünftige Getriebe dieser wilden Thiere, Menschen genannt, würdig ist der Aufzeichnung. [80]) Adel Schah ist ein Schwelger und Wollüstling; er wird von seinem Bruder Ibrahim gefangengenommen und geblendet. Nicht lange werden Beide, Ibrahim und der Blinde auf Schahroch's Befehl ermordet. Auch Schahroch werden endlich, weil ein Blinder im Orient nicht herrschen kann, die Augen ausgerissen. Ein Gleiches geschieht Demjenigen, der solches befohlen, so wie vier oder fünf Generalen Nadir's, die bald im eigenen Namen bald für irgend einen unmündigen Prinzen die Herrschaft erringen wollen. Und dies Alles geht vor in einem einzigen Jahre (1748). Zum Glück der unglückseligen Insassen ragen bald aus dem entmenschten Getriebe und schwankenden Zuständen die Sippschaften Abdalli und Kadschar über alle andern ehrgeizigen Stämme hervor. Die Einen errichten ein beschränktes Königthum im Afghanenlande, die Andern gründen das neue Herrscherhaus im persischen Reiche.

Alle die zahlreichen kurdischen und türkischen Clane, welche seit den frühesten Zeiten die Gemarkungen vom Oxus bis zum Euphrat viehweidend durchziehen und nur geringen Ackerbau betreiben, werden zu allen Zeiten von Raubsucht und Ehrgeiz ergriffen, sobald sich Wirren in

Persien erheben. Sie machen sich auf, um die Herrschaft über das ganze Reich oder über einzelne Gauen zu erringen. So auch die jetzt in Teheran gebietenden türkischen Kadschar, während der Regierungen Husains und des Schah Tahmasp. Fath Ali, Häuptling der Kadschar Masanderans, ist auf Befehl Nadir's (1726), dem er im Wege stand, enthauptet worden; sein Sohn Mohammed Hasan mußte unter den Zelten der wandernden Turkman Sicherheit suchen. Nach Nadir's Tode eilt Hasan zur Heimat, versammelt zahlreiche Genossen und kämpft gegen Kerim, den Fürsten des persischen Stammes Send. Kerim, unter dem bescheidenen Titel eines Wakil oder Geschäftsführers Persiens regierend, besetzt (1758) Masanderan, fängt die angesehensten, einflußreichsten Männer der Kadschar ein und sendet sie nach verschiedenen Landesmarken in Verbannung. Die beiden ältesten Söhne des gefallenen Hasan, Aga Mohammed und Husain Chan, kommen nach Schiras, der Hauptstadt Kerims, und erfreuen sich hier, ein seltenes Ereigniß östlicher Geschichte, eines vergnüglichen, ungestörten Lebens in der Nähe ihres großmüthigen Feindes, des Sendherrschers.

Kerim stirbt (1779), und das Herz des entmannten Aga Mohammed ist nicht von Dankbarkeit, sondern von Rache erfüllt. Nicht eher wollte er ruhen, bis der letzte Sprosse Kerim's gefallen und sein eigenes Haupt mit Persiens Krone geschmückt werde. Aga Mohammed hat Wort gehalten. Rücksichtslose Grausamkeit gegen den Feind und wilde Härte gegen die nächsten Freunde, von Klugheit und Beharrlichkeit getragen, lassen ihn in wenigen Jahren das erwünschte Ziel erreichen. Unfern der

Stammgenossen Weideplätze, mit deren Tapferkeit er seine Macht stützt, zu Teheran, am Fuße jener hohen Bergkette, die Iran trennt von Masanderan, hat der einsichtsvolle Häuptling (1785) die Hauptstadt des Kadscharenhauses errichtet. Der Schahinschah sieht bald seine Herrschaft über alle die westlichen Provinzen des alten Perserreichs, Georgien allein ausgenommen, der Art befestigt, daß er einen Zug nach Osten, gegen Mesched, führen konnte. Schahroch's Sohn flieht zu den Afghanen und sein blinder Vater muß bald die schwache Feste (1795) übergeben. Mohammed läßt den hochbetagten Mann erst allen erdenklichen Qualen aussetzen und mordet ihn endlich, zur Sühne des an Nadir's Familie noch nicht gerochenen Blutes seines Ahnen. Im folgenden Jahre ereilt ihn die Rache. Der erste Kadscharenkönig fällt durch die Hand seiner eigenen Diener. Die Macht des neuen Hauses ist jedoch bereits der Art befestigt, daß es seinem Neffen Fath Ali, dem Sohne des Husain Kuli, leicht wird, alle Aufstände niederzuschlagen und das ganze ihm hinterlassene Erbe anzutreten.

Fath Ali sucht nun den Umfang der Monarchie innerhalb der Grenzen herzustellen, wie zur Zeit der Sefi. Bald wendet er seine Waffen nach Westen, gegen Georgien, bald nach Osten, gegen Chorasan. In beiden Richtungen treten ihm sogleich die Weltstaaten Rußland und England feindlich entgegen; sie hindern seine Plane. England unterstützt zwar anfangs die Eroberungszüge gegen Afghanistan, und auch die immer wirren Volkszustände scheinen Persiens Bestrebungen zu fördern. Aber die mangelhafte Regierung, die einsichtslose Verwaltung, die Feigheit seiner Heere, sowie die durch die Stellung

Rußlands und infolge der veränderten Weltverhältnisse veränderte Politik Großbritanniens gestatten dem Schahinschah ebenso wenig auf der östlichen wie auf der westlichen Seite das ersehnte Ziel zu erreichen.

Kaum hat man in Hindostan den Einfall und die Eroberung Aegyptens durch Bonaparte erfahren, so geht ein einheimischer Agent nach Teheran. Er wird gut aufgenommen, und ihm folgt eine glänzende Gesandtschaft, an deren Spitze der als Krieger, Staatsmann und Schriftsteller ausgezeichnete Schotte John Malcolm ist. Fath Ali und seine käuflichen Diener fügen sich, durch große Geschenke und noch größere Versprechungen gewonnen, allen Wünschen Großbritanniens. „Die beiden Staaten sollten dieselben Freunde, dieselben Feinde haben. Wenn eine fremde Macht gegen Persien oder England Krieg beginnt, so werden sich die befreundeten Reiche gegenseitige Hülfe leisten. Franzosen sollten ausgeschlossen und den Engländern Freiheiten und Handelsvortheile gewährt werden (1800)."

Bonaparte kehrt nach Europa zurück und das französische Heer, seinem Schicksal überlassen, ist zur Räumung Aegyptens gezwungen. Die Engländer halten selbst längere Zeit das Nilthal besetzt. Sie sind von aller Furcht eines Franzosenzuges nach Hindostan befreit und kümmern sich wenig mehr um die unter dem Oberstatthalter Wellesley durch so viele Mühen und großen Geldaufwand angeknüpften Verbindungen mit den Staaten Mittel- und Westasiens. Der Friede oder Waffenstillstand von Amiens befestigt die englischen Staatsmänner noch mehr in ihrer Sorglosigkeit; man hat die Verhältnisse jenseit des Indus gänzlich aus dem Auge ver-

loren. Fath Ali vergeudet seinerseits die geringen Kräfte seines Reiches in unaufhörlichen nutzlosen Kämpfen gegen die Russen, um ihnen Georgien und andere Besitzungen des ehemaligen Perserreichs zu entreißen, welche sie während der vieljährigen Wirren in Iran durch Gewalt und Hinterlist erworben hatten. Vergebens werden die englischen Freunde wiederholt aufgerufen, den Kadscharen, nach dem Wortlaute des Vertrags, beizustehen; sie weigern sich dessen und treten in freundliche Beziehungen zu dem mächtigen Feinde des Bundesgenossen. Fath Ali sucht nun bei Frankreich um Hülfe nach. Mittels eines reisenden Armeniers gelangt seine Botschaft an den französischen Gesandten in Konstantinopel; der Schah gibt seinen Wunsch zu erkennen, „sich mit dem Helden des Jahrhunderts zu verbinden".

Man hatte in Frankreich nur geringe Kenntuiß persischer Zustände. Der Machthaber will zuverlässige Kunde einziehen, bevor er dem Schah Gehör schenkt. Herr Jaubert wird (1805) in größter Heimlichkeit nach Persien gesandt, um des Reiches Lage und die Stellung seines Fürsten zu erforschen. Der Gesandte findet Alles in verhältnißmäßig gutem Zustande, und die Macht des Schah der Art befestigt, daß er es für geeignet hält, Unterhandlungen zu beginnen. „England", erklärt Jaubert im Auftrage Napoleon's, „sollte Persien, bestehenden Tractaten gemäß, wenn es mit Rußland in Krieg verwickelt wird, unterstützen. Das Gegentheil davon geschieht. Die Engländer sind die besten Freunde der Russen, während mein Gebieter gegen Beide zieht. Darum laßt uns die alten Bünde erneuern. Die Vortheile für euch sind sonnenklar. Wir werden euch helfen, die Russen

aus Georgien und andern persischen Ländern zu vertreiben." Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward Jaubert von einem persischen Gesandten begleitet, welcher Auftrag hatte, ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen.

Die Abgeordneten des Sultans und des Schah erschienen zu gleicher Zeit (März 1807) in dem Schlosse Finkenstein bei Warschau, und baten um die Allianz des Mannes, welcher allein mächtig genug schien, Rußlands Eroberungssucht Schranken zu setzen. Mit Persien ward sogleich ein Vertrag geschlossen und unter Anderm bestimmt, die Staaten sollten beständige Botschafter an den gegenseitigen Höfen unterhalten. General Gardanne kommt als französischer Gesandter nach Teheran; ihm sind einige Hauptleute beigegeben, mit dem Auftrage, die persischen Truppen in europäischer Taktik zu unterrichten. Napoleon legte zu der Zeit auf die Freundschaft des Schah großes Gewicht. Stand sie doch in inniger Beziehung zu den großen, weitaussehenden Planen des außerordentlichen Mannes gegen die russische wie gegen die englische Macht im Morgenlande. „Der Schah von Persien", schreibt er aus Warschau dem Seeminister, „verlangt 4000 Mann Fußvolk, 10,000 Flinten und 50 Kanonen. Wann können sie eingeschifft werden und wo können sie landen? Sie mögen dem persischen Reiterheer von 80,000 Mann einen Anhaltspunkt und neue Kraft verleihen. Rußland könnte dadurch genöthigt werden, starke Heerhaufen nach dieser Seite zu werfen. Ein Marineingenieur im Gefolge des Generals zur Untersuchung der Häfen wäre ohne Zweifel von großem Nutzen." Der Minister erhielt den Auftrag, über die Ausführung der Unternehmung eine Denkschrift vorzulegen.

Wenige Wochen nach Rückkehr des persischen Gesandten ward zu Tilsit das bekannte Bündniß zwischen Frankreich und Rußland geschlossen. Die östlichen Bestrebungen, früher gegen die beiden Feinde gerichtet, zielen jetzt nur gegen England. Napoleon und Alexander verbürgten sich gegenseitig ihre Besitzungen. Von Rückgabe russischer Eroberungen an Persien konnte keine Rede mehr sein. Rußland verpflichtet sich, England seine Vermittelung zum Frieden mit Frankreich anzubieten; denselben Dienst leistet letztere Macht dem Zar bei der Pforte. Würde man jenseit des Kanals den Antrag von sich weisen und am 1. November (1807) nicht eingewilligt haben, unter der Bedingung Friede zu schließen, daß aller Mächte Flaggen vollkommener Unabhängigkeit und gleicher Rechte genießen, daß Frankreich seine seit dem Jahr 1805 von England gemachten Eroberungen zurückerhalte, — so sollte Rußland, noch im Laufe des Monats, Großbritannien anzeigen: Man werde gemeinschaftliche Sache mit Frankreich machen. Gegen Ende des Jahres sei der Gesandte von London abzuberufen und der Krieg zu erklären.

Kaiser Alexander gibt sich der Hoffnung hin, durch Nachgiebigkeit in dieser Richtung das Ziel aller russischen Selbstherrscher, die Theilung und Vernichtung des türkischen Reichs, zu erlangen. Zu diesem Ende war bereits ein förmlicher Vertrag ausgearbeitet und vorgelegt, welchen Thiers in der „Histoire du Consulat et de l'Empire“ mittheilt. Aus demselben Grunde lieh auch der Zar allen Planen Napoleon's, um die Engländer in Asien anzugreifen, geneigtes Gehör. In vertraulichen Stunden sprach man damals zu Petersburg

viel und häufig von Eroberungszügen nach Indien. „Wenn nur die große Entfernung, wenn nur die Wüsten nicht wären", meinte der Zar, „und Lebensmittel für Menschen und Thiere leicht herbeigeschafft werden könnten." — „Ach", erwiderte einst der französische Gesandte Caulaincourt, der sich wol wenig um die Erd- und Völkerkunde Asiens bekümmert haben mag, „die russischen Truppen, welche von Irkutsk an die Ufer des Rhein kamen, mögen mit derselben Leichtigkeit zum Indus ziehen."

Seit den Unterhandlungen mit dem persischen und türkischen Gesandten auf dem Schlosse Finkenstein widmete Napoleon dem Leben und den Thaten des großen Macedoniers eine vorzügliche Aufmerksamkeit. In einem Schreiben an den Minister des Innern aus dieser Zeit forscht der Kaiser nach einer persischen Lebensbeschreibung Alexander's, die, wie er höre, von den Nachrichten der Griechen und Römer ganz abweiche. Der Minister möge nachsehen lassen, ob sich das Werk nicht unter den handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Bibliothek befände. Den asiatischen Planen haben es auch die Mechitaristen auf St.-Lazaro bei Venedig zu verdanken, daß sie von dem Gesetze, welches Aufhebung aller geistlichen Congregationen in Italien anordnet, ausgenommen wurden. Der Kaiser hoffte mittels der armenischen Mönche, welche allenthalben im Morgenlande Verbindungen unterhalten, mannichfache Förderung. Die Kämpfe in Spanien und die bald entstehenden Irrungen mit Rußland zogen die Aufmerksamkeit schnell vom Osten ab und wendeten sie ausschließend zum Westen. Napoleon hat aber niemals vergessen, daß man England nur in Asien erobern könne.

Würde der Russenzug gelungen sein, so wäre der Kampf um die Weltherrschaft im Fünfflußgebiete, am Ganges und der Dschamna entschieden worden.

Unter solchen Umständen war es für England hohe Zeit, gleichwie im Beginn des Jahrhunderts geschehen, eine umsichtige Thätigkeit in den westlichen und mittelasiatischen Ländern zu entwickeln. Man hatte endlich, durch schlimme Erfahrungen belehrt, die Ueberzeugung gewonnen, daß eine schwankende neutrale Politik einem großen, im Wachsen begriffenen Staate, dem angloindischen Reiche, nicht geziemt, daß sie in Verhandlungen mit östlichen Fürsten, wo sie immer für Schwäche gilt, am wenigsten zum Ziele führt. Gesandte und geheime Agenten gingen ab nach verschiedenen Richtungen, mit dem Auftrag alle Mittel anzuwenden, um die Beherrscher der Reiche, um die Oberhäupter der zahlreichen Stämme mit England zu befreunden. Man hielt zu Kalkutta das französische Getriebe in Persien für so gefährlich, daß sich die indische Regierung entschloß, die Ankunft des von England nach Teheran abgeordneten Botschafters, nicht abzuwarten. General Malcolm war bereits von Bengalen nach dem Persischen Meerbusen abgesegelt, als Sir Jones Bridges (1808) in Bombay landete. Malcolm erhält zu Abuschehr die Weisung, nicht an den Hof zu kommen, sondern mit des Schah Sohne, dem Statthalter von Schiras zu unterhandeln. Der General weigert sich dessen und kehrt nach Kalkutta zurück, um in Begleitung eines englischen Geschwaders nochmals im Persischen Meerbusen zu erscheinen. Der Kadscharenhof sollte wegen ehrfurchtswidrigen Benehmens gezüchtigt werden. Bridges, dem Gesandten der angloindischen Regierung auf

dem Fuß folgend, weiß sich unterdessen, durch Bestechungen und geschmeidiges, nachgiebiges Wesen, den Zutritt am persischen Hofe zu erkaufen, wo er bald sehr gern gesehen wird.

Gardanne hatte durch falsche Versprechungen, durch unkluges, die Eingeborenen im hohen Grade beleidigendes Benehmen den ganzen französischen Einfluß in Persien schnell und von Grund aus vernichtet. Napoleon würde, so sprachen die Franzosen, auf dem Wege der Unterhandlung, und sollte dieser nicht fruchten durch Gewalt Rußland dahinbringen, alle dem Reiche des Schahinschah entrissenen Länder zurückzugeben. Letzteres wäre sicherlich nicht nothwendig. Kaiser Alexander würde schon aus Furcht und Achtung vor Napoleon, Frankreichs Wünschen schnell nachkommen und die streitigen Gebiete zu seiner Verfügung stellrn. Man möge deshalb jeden Kampf gegen Rußland als überflüssig aufgeben und an dessen Stelle, während der Herbst- und Wintermonate, alle Vorbereitungen für den im Frühjahr beginnenden Zug gegen die englische Macht in Hindostan treffen.

Um dieselbe Zeit, wo dem Schah solche hochklingende Verheißungen werden, besetzen die Russen Eriwan, Nachitschewan und andere Bezirke im alten Armenien. Der Kronprinz Abbas Mirsa muß sich schnell an die Spitze seiner Rothmützen stellen und in eigener Person gegen die Russen ziehen, damit sie nicht nach Tauris vorrücken. Jetzt gelten die Franzosen am Persischen Hofe für Lügner und Betrüger; man ist entschlossen, sich England in die Arme zu werfen.

Bridges benutzt die Stimmung. Schnell kommen

Präliminarien zu Stande, welche einem künftigen Freundschaftsbündniß zu Grunde gelegt werden sollten. Alle Allianzen Persiens mit europäischen, im Kriege mit Großbritannien begriffenen Völkern wurden aufgehoben; ganzen Massen wie Einzelnen einer solchen Nation soll der Zutritt in Persien untersagt bleiben, mögen sie nach Indien ziehen wollen oder nicht. Dem Schah bleibt jedoch nicht benommen, durch europäische Offiziere irgend eines England befreundeten Volkes seine Truppen in westlicher Kriegskunst einüben zu lassen. Sollten europäische Heere über Chiwa und Turkestan nach Indien vordringen wollen, so wird auch dann die persische Regierung alle ihre Macht aufbieten, dies zu hindern. England verspricht hingegen, den Kadscharen mit einer jährlichen Hülfssumme von 200,000 Toman, ungefähr 170,000 Pfund Sterling, beizustehen, wenn sie von irgend einem europäischen Fürsten angegriffen würden. Auch soll Fath Ali, aber auf seine eigene Kosten, Kriegsschiffe und Landungstruppen im Persischen Meerbusen erhalten, wenn immer Persien die Hülfe Großbritanniens in Anspruch nimmt. Im Krieg zwischen Persien und Afghanistan möge England neutral bleiben. Würden jedoch die Briten gegen Afghanistan ziehen, so verpflichtet sich Persien ebenfalls den Krieg zu erklären.

Peter der Große, der Schöpfer des heutigen Rußlands, hat längs der Ostsee, am Schwarzen und auf allen Seiten des Kaspischen Meeres festen Fuß gefaßt, damit seine Nachkommen von hier aus die russischen Eroberungsplane gegen Europa wie gegen Asien fortsetzen möchten. Die Selbstbeherrscher sind mit wenigen Ausnahmen, wo das Glück auf kurze Zeit ihre Waffen

nicht begünstigte, im Riesenschritt auf den vorgezeichneten Bahnen fortgegangen. Peter nimmt (1723), wie wir sahen, Daghestan, Schirwan, Ghilan, Masanderan und Astrabad von Persien. Zu Katharina I. Zeiten wird (1727) Mabur, wo der Araxes in den Kur mündet, Mittelpunkt der Grenzen zwischen Rußland, Persien und der Türkei. Wenn auch Anna Iwanowna den größten Theil der Eroberungen, selbst Asow nicht ausgenommen, aufgeben mußte, so gewann doch Rußland einige Jahrzehnde später, durch den Frieden zu Kutschuk Kainardschi, viel mehr als es jemals besessen hatte. Asow wird ihm nochmals überliefert, die Krim für unabhängig von der Pforte erklärt, das heißt, den Slawen preisgeben. Auch die beiden Kabardah sind der Kaiserin überlassen. Die Tscherkessen achten jedoch wenig auf diese von fremden Mächten über sie getroffene Bestimmung. Sie behaupteten ihre Unabhängigkeit. Wenn hierzu gezwungen, schwören sie Treue und Gehorsam auf ewige Zeiten, brechen jedoch sobald sich Gelegenheit ergibt, den aufgenöthigten Eidschwur.

Die neuerworbene Stellung, die festen Plätze innerhalb des Kaukasus werden alsbald dazu benutzt, um die seit Jahrhunderten bestehende Verbindung mit Georgien und Armenien enger zu knüpfen. Die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Imerethien bekennen sich (1783) als Lehnsleute Rußlands, wofür versprochen wird, sie gegen feindliche Angriffe zu schützen. Man trifft Anordnungen, welche vom Bestreben zeugen, sich jenseit des Kaukasus auf Kosten Persiens wie der Pforte immer mehr und mehr zu vergrößern. In Wladikawkas wird eine griechische Kirche erbaut, und die Heer-

straße weiter nach Tiflis geführt. Untersuchungen über den Metallreichthum jener Gegenden sind eingeleitet, und Schulen für die Gebirgsvölker wie zur Dolmetscher-Erziehung angelegt. Zu Astrachan baut man Schiffswerfte, und die Insel Schiloi, in Bakus Nähe, wird von russischen Truppen besetzt. Schnell ist ein Hafen für Kauffahrer und Kriegsschiffe eingerichtet; die Chane Bakus und Derbends müssen zu russischen Vasallen herabsteigen. Bald werden ihre Gebiete unmittelbar mit Rußland vereinigt. Persien, das zerrüttete Persien muß sich dies Alles gefallen lassen. Auch die wiederholten Versuche der zur Macht gelangten Kadscharen, jene entrissenen Länder wieder zu gewinnen, sind unglücklich ausgefallen. Sie verfuhren in Petersburg mit großer Vorsicht und Klugheit. Anfänglich läßt man die Chane unter russischer Oberherrlichkeit fortbestehen, wie zu Karabag — die alte armenische Provinz Ardschah —, Schirwan und Scheki. Nach Verlauf einiger Jahre (1820) sind auch sie entfernt und ihr Land zu Rußland geschlagen. Ein Gleiches geschieht mit Guriel (1828). Georgien ist schon früher (1800) als selbständiger Staat vernichtet und in ein russisches Gouvernement umgeschaffen. Die fürstlichen Familien der Bagraditen oder Bagration und Orpelier müssen ihren Gnadensold in Rußland verzehren und glücklich sein, wenn sie im Despotendienste Auszeichnungen erwerben.

Die Hoffnungen auf Napoleon, um durch seine Hülfe Rußlands Uebermacht zu brechen, waren zerronnen. An die Stelle des französischen Bündnisses, des französischen Einflusses ist der englische getreten. Leicht ward es nun Großbritannien, zu einer Zeit, wo man in Petersburg

nach dem Westen blickte, im Osten den Frieden zu vermitteln. Im Vertrag zu Gulistan (1813) überläßt Persien Daghestan, Schirwan, Baku, Karabag und Talisch auf ewige Zeiten an Rußland; es entsagt endlich seinen Ansprüchen auf Georgien, Imerethien, Mingrelien und Guriel. Der letzte russische Posten kommt nach Gomri, zehn deutsche Meilen von Eriwan. Die Grenzen sind jedoch durch keinen Fluß, durch keine Gebirgskette bestimmt; sie haben keine Festung, keine Stadt zum Anhaltspunkt. Zwischen beiden Staaten bleibt ein Strich herrenlosen Landes, wo sich Turkman und Kurden herumtreiben, die bald nördlich bald südlich Einfälle machen und zu unaufhörlichen Klagen Veranlassung geben. Persien, das seinen Verlust nicht verschmerzen kann, will sich absichtlich zu keiner bestimmten Abgrenzung verstehen. Der Krieg beginnt (1827) von neuem, und nimmt mit dem Frieden zu Turkmantschai (1828) ein schnelles, für die Kadscharen trauriges Ende. Das ganze Fürstenthum Eriwan südlich wie nördlich des Araxes, Nachitschewan, Edschmiadsin, der alte Sitz des armenischen Katholikos und das Gebirge Ararat mußten Rußland überlassen werden. Allen Christen der während des Krieges von den Russen besetzten Länder ist gestattet, mit Hab und Hut auszuwandern, und sich im neuen russischen Gebiet, Provinz Armenien genannt, oder in andern transkaukasischen Marken niederzulassen. Für die Auswanderer ward jedoch gar schlecht gesorgt, sie sind größtentheils zu Grunde gegangen. [81])

Persien muß überdies die Kriegskosten, 20 Millionen Silberrubel zahlen, und Rußland erhielt nicht blos einen fruchtbaren Landstrich. Mit Eriwan hat man den

Schlüssel zum Herzen Persiens in Händen. Das geistliche Oberhaupt der armenischen Kirche ist der Unterthan des Zars, und im langen Klostersaal zu Edschmiadsin hängt das Porträt des Kaisers mit der Unterschrift in armenischer Sprache: Nikolaus Paulowitsch Kaiser aller Russen und König Armeniens. Die mehr denn zwei Millionen zählenden, in allen Ländern zerstreuten Söhne Haik sind hierdurch in innige Verbindung mit dem großen Slawenreiche gekommen. Dies von Peter ebenfalls schon eingeleitetete Ereigniß gewährt großen Vortheil, und könnte noch größern gewähren, würden die Russen das Volk nicht durch schrankenlosen Despotismus in geistlichen wie in weltlichen Dingen sich entfremdet haben. An des Katholikos Stelle ward eine Heilige Synode eingesetzt und zu allen Mitteln gegriffen, um die Armenier der griechischen Kirche zu unterwerfen. Die Feindschaft zwischen Armeniern und Griechen ist aber unüberwindlich; sie wurzelt bereits in den Jahrhunderten vorchristlicher Zeiten.

Durch solche wiederholte Erfahrungen belehrt, kommen die Kadscharen zur Ueberzeugung, es sei unmöglich, die Russen über den Kaukasus zu schlagen. Man sah, daß keine christliche Macht, aus Furcht oder geheimen, vielleicht religiösen Gründen, eines muselmanischen Reiches wegen mit Rußland Krieg beginnen wolle. Auch England hat vertragswidrig, hat treulos gehandelt. Gleich nach dem Frieden zu Turkmantschai sucht es sich mittels einer runden Summe, von der Verpflichtung der Hülfsgelder loszukaufen. Alles Zögern, alles Sträuben ist vergeblich. Die für Persien vortheilhaften Bedingungen werden aus dem neuen Vertrage (1828) gestrichen; der

Schah ist gezwungen, sich der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu fügen. Zwar sträubt sich das religiöse Gefühl der Gesetzkundigen, das Nationalgefühl des Volkes dagegen, — nichts hilft gegen die unvermeidliche Nothwendigkeit. Man muß Schutz und Freundschaft bei dem Erbfeind des Reiches suchen.

Rußland ist seit der Zeit in allen wichtigen innern und äußern Angelegenheiten des persischen Reiches die leitende Macht. Der russische Gesandte ist es, welcher Fath Ali bewog, den ältesten Sohn des (1833) verstorbenen Kronprinzen Abbas, mit Uebergehung der eigenen 75 Söhne, als Nachfolger zu ernennen. Nicht blos daß England sich hiermit zufrieden erklärt (1834), dem Gesandten zu Teheran wird überdies befohlen, sich in Betreff aller persischen Angelegenheiten in vertraulicher Weise mit dem Russen zu benehmen. Rußland ist es, welches den jungen Schahinschah in den tollen Planen bestärkt, die Persermacht, wie ehemals unter dem Sefi, über Herat und Kandahar auszudehnen. Man sieht es gern, wenn die Fürsten West- und Mittelasiens sich gegenseitig schwächen, wenn verschiedene Abtheilungen des Islam, Sunniten und Schiiten sich gegenseitig morden. Der Gewinn bleibt immer dem nach der Weltherrschaft strebenden Slawenreiche.

Mohammed Schah will nun den Vater Abbas, welcher Chorasans Widerstand gebrochen und jenen ganzen Osten beruhigt hatte, nacheifern; er will als Kriegesheld morgenländischer Geschichte glänzen. Weniger ist ihm daran gelegen, den Künsten des Friedens Eingang zu verschaffen, welchen Abbas, ein ausgezeichneter Mann für einen östlichen Prinzen, ebenso große Aufmerksamkeit

gewidmet hatte. Gingen doch auf Veranlassung dieses Fürsten, junge Leute nach England, um dort ihre Studien zu vollenden und wissenschaftliche Werke aus dem Englischen ins Persische zu übersetzen. Sie sollten in der neuerrichteten Druckerei zu Tauris gedruckt werden. Abbas nimmt Europäer in seine Dienste, errichtet aus ihnen, aus den Kriegsgefangenen und russischen Ueberläufern besondere Bataillone; er sucht dadurch bei dem einheimischen, verweichlichtem Volke eine Nacheiferung, kriegerischen Sinn zu erregen. Der Fürst wagt es sogar, die seit Jahrtausenden überlieferte, weibische Tracht der Meder und Perser, welche Semiramis erdacht haben soll, theilweise wenigstens zu verändern und den Männer Aderbaidschans den freien Gebrauch ihrer Glieder zurückzugeben. Persien ward jedoch, gleichwie die Pforte, durch diese zersetzenden Elemente europäischer Bildung nur schneller dem Verfalle entgegengeführt. Diese Staaten erfreuen sich weder von außen noch innen der nothwendigen Ruhe, welche solche Umgestaltung erheischt; sie ermangeln der moralischen Kraft, um dem auflösenden Getriebe freier Bewegung das Gleichgewicht zu halten. Die wiederholten Schwankungen und der endliche Zusammensturz werden aber nicht wenig durch die Rivalität der europäischen Machthaber zu Konstantinopel und Teheran befördert. Die glatten und feinen Worte der russischen und englischen Regierung, die Gesandten beider Staaten sollen bei allen persischen Ereignissen in Friede und Eintracht handeln, waren und sind blos Worte. Widerstreitende Interessen lassen sich nicht durch höfliche Redensarten ausgleichen.

Kaum hören die Häuptlinge Chorasans vom Tode

des Schah Fath Ali (23. October 1834), so greifen auch sie, gleichwie viele andere Clane im Perserreiche, zu den Waffen. Mit Ausnahme der Städte Nischabur, Sebsawar und Mesched sind sie bald die Herren in jenem Ostlande. Muhammed trifft Vorbereitungen zur Abwehr. Nicht blos die Unterwerfung aufrührerischer Lande führt er im Sinne. Auch Herat soll gezüchtigt werden, selbst nach Ghasna und Kandahar reichten die Pläne des über sich und seine Hülfsmittel in größter Täuschung lebenden Schah. Kamran, der afghanische Häuptling, hatte sich, als Abbas Mirsa vor Herat stand, zur Schleifung des Castells Ghoriand und zu einem jährlichen Tribut von 10,000 Toman verpflichtet. Der Afghane denkt niemals an Erfüllung seines Wortes. Er soll bestraft, und alsdann Persiens Herrschaft zu den Grenzen Indiens, über Baludschistan und das südliche Afghanistan erweitert werden. Graf Simonitsch, der Gesandte des Zar, unterstützt Mohammed: „Er möge nur zur Ausführung solcher großen würdigen Vorsätze schreiten.“ Der englische Gesandte hat im Gegentheil den Auftrag, alle Mittel anzuwenden, um die Fürsten von jeder Unternehmung gegen die Afghanen zurückzuhalten. „Persien steht ganz unter russischem Einfluß; die Ausdehnung seiner Herrschaft nach Indien könnte blos als Erweiterung der russischen Macht, als ein Befördern des slawischen Intriguenspiels betrachtet werden.“ In Herat würde sich ein Agent des Zars niederlassen, welcher leicht ein Spioniersystem über ganz Afghanistan und die östlichen Lande verbreiten möchte. Auch habe bereits ein Sendling der Barakſi Fürsten von Kandahar

öffentlich am Hofe zu Teheran erklärt, mit Hülfe seiner Gebieter könne der Schah bis nach Delhi vorrücken, und dort neuerdings den Islam zur Herrschaft erheben. Selbst Dost Mohammed von Afghanistan schiene, unter gewissen Umständen und Bedingungen geneigt, Persien beizustehen und sogar die Oberherrlichkeit der „Zuflucht des Weltalls" anzuerkennen. Er verlangte des Schah Beistand gegen die Sikh, um ihnen Peschawer zu entreißen, um der Afghanen altes Erbtheil aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. „Würde aber der König der Könige", läßt der Barakſi Häuptling seiner Botschaft hinzufügen, „dem Gesuch nicht willfahren, so müsse er sich den Engländern in die Arme werfen, welche dann unwiderruflich Herren würden von ganz Afghanistan. Persien möchte später zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Flamme der Gewaltthätigkeit dieses Volkes keine Grenzen kenne."

Der englische Gesandte greift nach allen Mitteln, um die Gefahr vom indischen Reiche fern zu halten. Kamran wird ersucht, alle Verpflichtungen gegen Persien zu erfüllen. „Die britische Krone habe viele Besitzungen in Hindostan und müsse schon ihres eigenen Interesses wegen, an den Zuständen, an den Ereignissen der benachbarten Lande den größten Antheil nehmen. Möge Afghanistan unter einem oder mehren Herren stehen; England werde immer ein scharfes Augenmerk auf seine Verhältnisse und Zustände haben." Kamran will aber von Anerkennung der persischen Oberherrlichkeit nichts hören; bereit sei er, seinen jährlichen Tribut nach Teheran zu senden und dem Schah mit Zuzug beizustehen. Hierbei mögen die Schiiten es bewenden lassen und sich nicht

weiter in die innern Angelegenheiten der Rechtgläubigen zu Herat mischen.

Der erste Zug des Schah gegen Chorasan nimmt ein trauriges Ende. Während des Winters werden neue Vorkehrungen in größerm Maßstabe und mit russischem Gelde getroffen. Im beginnenden Frühjahr sollten die Lieblingsplane des jungen Fürsten und des zarischen Gesandten ausgeführt werden. Man behauptete zwar in Petersburg, Graf Simonitsch handle gegen seine Verhaltungsbefehle. Der Graf mußte aber seine geheimen Gründe, seine geheimen Verhaltungsnormen haben, im Widerspruche mit den dem englischen Gesandten vorgelegten Depeschen. Er bleibt (1837) dem frühern politischen Verfahren getreu; nur enthält er sich der Begleitung des Schah auf dem Zuge, um keinen offenen Bruch mit England herbeizuführen. Der Russe versucht sogar mit den Baraksifürsten unmittelbare Verbindungen anzuknüpfen und sie zu vermögen, sich in des Zaren Schutz zu begeben. „Rußland würde ihnen dann gegen die Sikh beistehen." Zu diesem Ende wird der Pole Witkowitsch, Adjutant des Generals Perowski zu Orenburg, nach Kabul gesandt, und von dem Schah mit Empfehlungsschreiben an die vorzüglichsten Häupter Afghanistans versehen. Sie enthüllen die großen geheimen Plane Rußlands auf Mittelasien; man will von hier aus, woran Peter ebenfalls schon dachte, weiter gegen Indien vorrücken. Die Majestät Persiens erklärt, sie werde nach Herats Einnahme gegen Balkh ziehen, um sich längs der Ufer des Oxus wider Chiwa zu wenden, wo die Truppen im nächsten Frühjahre (1838) mit den von Orenburg kommenden Russen zusammentreffen. „Im darauf fol-

genden Jahre gedenke die «Zuflucht des Weltalls» die siegenden Paniere des Islam am Indus zu entrollen."

Die Spannung zwischen England und Persien mußte unter diesen Umständen immer zunehmen; der Krieg zwischen den beiden Weltstaaten schien damals bereits unvermeidlich. Der Gesandte Großbritanniens steht in ununterbrochenem freundlichen Verkehr mit Herat, während Mohammed Schah gegen das Fürstenthum anrückt. England, erklärten seine Minister, sei nicht berechtigt, aufrührerische Vasallen des Königs der Könige zu unterstützen; es widerstreite dem Vertrage. „Mitnichten", erwiderte M'Neil; „Niemand soll und wird uns wehren, nach allen Gegenden Boten zu senden, mit diesem und jenem Fürsten Verbindungen zu unterhalten." Der Schah greift zu Gewaltmaßregeln. Ein persischer, seit 30 Jahren in englischen Diensten stehender Reitknecht wird auf der Straße von Herat nach Teheran gefangen genommen und in mancherlei Weise mishandelt. Persien verweigert nicht nur die verlangte Genugthuung, seine Antwort ist selbst im höchst gereizten Tone abgefaßt. „Man könne es nicht verschmerzen, daß die englischen Offiziere im persischen Dienste auf Befehl ihrer heimatlichen Regierung sich weigern, den Zug gegen Herat mitzumachen." Der Schah hoffte, da Ghorian bereits gefallen, gar bald in Herat einziehen und dann mittels russischer Hülfe der Macht Großbritanniens Trotz bieten zu können. Hatte doch Witkowitsch im persischen Lager die Versicherung gegeben, nächstens würde ein russisches Heer zu Astrabad landen, um des Schah Bewegungeu zu unterstützen. Und mit den Barakfifürsten von Kandahar ist bereits, unter russischer Bürgschaft ein Vertrag geschlossen, wonach sie

sich als Lehnsträger Persiens bekennen. Dafür sollen sie die Verwaltung Herats, wohin persische Besatzung kommt, erhalten. Persische und russische Geschäftsträger würden zu Kandahar wohnen, welchen die Landeshäuptlinge versprechen, im Handelswesen vollkommenes Vertrauen zu schenken. Mit dem Worte Handelswesen bezeichnen Europäer in ihren Verträgen mit östlichen Fürsten nicht selten alle Staatsangelegenheiten.

Ungeachtet aller Anstrengung, aller wiederholten Ausfälle und Raubzüge der Afghanen und umwohnenden Turkmanstämme war Persien dennoch im Stande, auf länger als sieben Monate für 40,000 Mann Lebensmittel herbeizuschaffen; eine Thatsache, welche nicht blos die bekannte Fruchtbarkeit der Oase Herat, sondern auch ihre Wichtigkeit für England bestätigt. Wie leicht wäre es nicht, wenn das Fürstenthum in russische Hände oder unter russisch-persischen Einfluß käme, längs der Straße von Herat, Farrah und Kandahar eine Armee gegen Hindostan zu führen. Weder die natürliche Beschaffenheit, noch, wenn europäische Einsicht und Verstand das Ganze ordnen, Mangel an Lebensmitteln würde selbst eine große Truppenmasse verhindern, von Georgien und dem südlichen Gestade des Kaspisees nach Herat, von hier nach Kandahar und dem Indus vorzudringen. Fuhr doch der russische Gesandte in seinem Wagen von Teheran nach Herat, und ebenso leicht hätte er zum Bolanpasse gelangen können. Die englische Regierung ermißt alsbald die ganze Wichtigkeit und alle Gefahren, welche für Indien erwachsen könnten. M'Neil erhält die Weisung, dem Schah zu

erklären: Im Fall er auf seinem Eroberungsplane gegen Afghanistan bestände, so würden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten aufhören. England werde alle Schritte thun, welche die Erhaltung der Ruhe in seinen östlichen Besitzungen erheischen könnte. Habe man doch blos zu Indiens Schutz Verträge mit Persien geschlossen! Würde der Schah die Selbständigkeit der Staaten zwischen seinem Reiche und Hindostan bedrohen oder vernichten, so handle er gegen den Geist der Bündnisse, und diese seien erloschen.

M'Neil verläßt Teheran und reist, gegen den ausdrücklichen Wunsch der persischen Regierung, in des Schah Lager vor Herat, um ihm persönlich vorzustellen, welche nachtheilige Folgen seine Unternehmung und Rußlands Einflüstern für ihn und sein Reich haben könnten. Und dies ist in sehr ernstlicher, selbst drohender Sprache geschehen. Mit Zustimmung des hierüber erschrockenen Mohammed geht der englische Gesandte in die belagerte Stadt und sucht den Frieden zu vermitteln. Es wäre ihm gelungen, hätte nicht Graf Simonitsch, der unterdessen ebenfalls im persischen Lager erscheint, den Schah vermocht, jede friedliche Ausgleichung zurückzuweisen. Der russische Gesandte reicht bedeutende Summen, um den rückständigen Sold der Truppen zu zahlen; er läßt selbst durch Offiziere des Generalstabs in seiner Begleitung Batterien errichten und andere kriegerische Maßregeln ergreifen. In solcher feindseliger Weise standen Russen und Engländer damals bereits vor Herat einander gegenüber. Alle Maßregeln der anglo-indischen Regierung, die Anhäufung einer großen Armee am Indus und der Kriegszug hinauf nach Afghanistan waren im Grunde

gegen Rußland gerichtet. Ein Bruch schien unvermeidlich.

England war während der letzten Jahre im westlichen und mittlern Asien von den Russen überflügelt worden. Man kann dem gefährlichen Getriebe nicht länger zusehen, und ist gefaßt, mit Gewalt wiederzunehmen, was des Feindes schlaue Boten durch Unterhandlungen, was alle die tausenderlei Künste der Hinterlist, des Betrugs und der Bestechung dem großbritannischen Reiche entrissen hatten. Damals schon dachten weitsehende Staatsmänner Großbritanniens daran, Rußlands Stellung in Asien durch einen europäischen Krieg zu brechen. [82]) M'Neil übergibt dem Schah seine letzten Vorschläge. Mit Herat solle ein Abkommen getroffen und Diejenigen, welche sich am Gesandtschaftskurier vergriffen hätten, gezüchtigt werden; ein Handelsvertrag müsse geschlossen und der Statthalter von Buschir, der sich gegen den englischen Residenten Drohungen erlaubt hätte, abgesetzt werden. Ueberdies möge Persien von dem beanspruchten Rechte, seine im Dienste der Briten stehenden Unterthanen ergreifen und züchtigen zu lassen, keinen Gebrauch mehr machen. Mohammed erklärt: Nimmermehr werde er sich solchen Foderungen fügen. Der Gesandte verläßt (Juni 1840) Persien und harrt der kommenden Dinge in den türkischen Grenzlanden.

Die Thätigkeit, welche Großbritannien zu der Zeit in Asien entwickelt, die Umsicht, womit anfangs alle die verschiedenen Unternehmungen in China und Afghanistan, in Arabien und dem Persischen Meerbusen geleitet und ausgeführt wurden, erregen der Mit- und Nachwelt Erstaunen und Bewunderung. Seit einigen Jahren bereits

war man bemüht, mittels Dampfschiffahrt eine regelmäßige Verbindung zwischen Indien und Europa einzurichten. Lange blieb es zweifelhaft, welche Straße die bessere, die schnellere sei; man schwankte zwischen dem Wege im Persischen Meerbusen und den Euphrat hinauf und jenem über Aegypten und das Rothe Meer. Die Untersuchungen auf jenem Flusse und längs seiner Ufer lieferten kein günstiges Ergebniß; die alte Handelsstraße über das Rothe Meer wird nochmals aufgenommen. Die Uferlandschaften des Arabischen Meerbusens, die Häfen in seiner Nähe, so berühmt in den Jahrhunderten des Alterthums und Mittelalters, erlangen jetzt wieder eine große, eine welthistorische Bedeutung; vor allen Aden, am Eingange zum Rothen Meere gelegen, von dem benachbarten Vorgebirge Mandeb auch Mandebspforte genannt.

Mit Recht heißen Ort und Umgegend seit den ältesten Zeiten Aden, Paradies. Hier herrscht ewiger Sonnenschein; ein wolkiger Tag bildet eine seltene, angenehme Abwechselung. Nach dieser berühmten Oertlichkeit ward jetzt die Aufmerksamkeit Englands gerichtet. Man sucht und findet bald Gelegenheit, sich ihrer zu bemächtigen. Englische Unterthanen aus Dekhan leiden bei Aden Schiffbruch; sie wurden von den Umwohnern der Habe beraubt und mishandelt. Nun segelt ein Schiff aus Bombay ab, um den Sultan zur Entschädigung zu zwingen. „Der Abgeordnete möge auch erkunden, unter welchen Bedingungen die Araber geneigt wären, Aden auf ewige Zeiten den Engländern abzutreten. Man müsse den günstigen Augenblick, welcher vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehre, benutzen, um einen Ort zu er-

langen, woran sich in Zukunft die wichtigsten Interessen knüpfen könnten." Der Gesandte vermochte den albernen, dem Geize verfallenen Sultan unter anlockenden Bedingungen, in die Abtretung des gewünschten Landes zu willigen. Der alte Mann, theils aus Furcht vor benachbarten Stämmen, theils durch religiöse Einflüsterungen umgestimmt, will sein Wort zurücknehmen, die Präliminarien nicht zum Vertrag erheben. Da erzwingt man das sogenannte Recht mit den Waffen in der Hand. Einige hundert Mann werden nach Arabien beordert, und in wenigen Minuten steht der Ort unter der Macht der Briten (11. Januar 1839), welcher durch natürliche Lage bestimmt ist, zwischen Afrika und Asien dieselbe Stellung einzunehmen, welche Gibraltar hat zwischen Afrika und Europa.

Zu gleicher Zeit zieht auf Befehl Lord Auckland's, des Oberstatthalters im anglo-indischen Reiche, ein Geschwader mit einem Regiment Sipahis nach dem Persischen Meerbusen, um die Vorstellungen des Gesandten in Persien durch kriegerische Schaustellung zu unterstützen. M'Neil, wie alle britischen Gesandten am Hofe zu Teheran, steht in ununterbrochener Verbindung mit der anglo-indischen Regierung. Auf seinen Rath, auf sein Ansuchen ward die feindliche Bewegung unternommen. Vor der Hand, lauteten die Verhaltungsbefehle, sei blos die Insel Charek zu besetzen, um hier die weitern Gebote des Gesandten, unter dessen Leitung Schiffe und Truppen gestellt sind, zu erwarten.

Die Engländer landen (19. Juni 1838) auf Charek, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Weder Buschirs Statthalter noch jener von Fars wagt die Freibeuter

zu beunruhigen. Man muß sich die neue Weise, den Krieg durch die That zu erklären, gefallen lassen. Später faßt der persische Gesandte Husain Chan, in einer Unterredung mit Lord Palmerston in London, den Muth, das rechtlose Verfahren beim wahren Namen zu bezeichnen. „War es nicht", rief er erzürnt aus, „war es nicht offene Verrätherei von Seiten der indischen Regierung, uns ohne irgend eine Kriegserklärung mitten im Frieden feindlich anzugreifen?" Einige Monate nach Wegnahme Chareks ging M'Neil selbst so weit, in einem Schreiben an den persischen Minister mit drohenden Worten auf das Erreigniß hinzuweisen. Man möge hieraus ersehen, wohin Widersetzlichkeit gegen Großbritanniens Willen führen könne! Die Besitznahme Herats und jede Unternehmung wider Afghanistan werde als Kriegserklärung betrachtet. Allein vom Betragen des Schah hänge es ab, wie das Geschwader und die Landungstruppen im persischen Meerbusen verwendet würden. „Nur augenblickliche Annahme der Foderungen kann Persien vor der Ausführung der feindlichen Maßregeln schützen, welche bereits zur Wahrung unserer Ehre und Interessen beschlossen sind." Zu gleicher Zeit schickt der Gesandte an den Oberrichter, an die Priesterschaft, an andere angesehene Männer und Gemeinwesen Persiens und versichert sie des Wohlwollens der britischen Regierung. England, hieß es, sei der Perser Freund; dies mögen sie dem Volke verkünden. Wenn man durch die unbesonnenen Handlungen des Schah gezwungen wäre, feindliche Maßregeln zu ergreifen, so seien sie blos gegen Mohammed, nicht gegen das befreundete persische Volk gegründet. In solcher Weise suchte Großbritannien die eigenen Un-

terhanen gegen den Fürsten aufzureizen, worüber dieser mit vollem Recht Beschwerde führt.

Dem Schah bleibt nun keine Wahl. Mit England es zum Aeußersten kommen zu lassen, wäre Wahnsinn gewesen. Er wendet sich von Herat zurück und erklärt in einem Ausschreiben dem Volke, daß britische Drohungen und dessen kriegerische Zurüstung im Persischen Meerbusen ihn zum Abzuge, „als Herat nur noch dem Namen nach existirt habe und Kamran auf nackte Wälle angewiesen war", bewogen hätten. Eine schmerzliche Lehre für die „Zuflucht des Weltalls". Man fühlte, daß selbst der Unabhängigkeitsschein nur durch unbedingte Nachgiebigkeit in den Willen der beiden christlichen Großmächte behauptet werden könnte. Kaum daß man Muth genug faßt, sich hierüber zu beschweren. „All unser Thun und Handeln", klagt der persische Minister, „war den drei Verträgen gemäß, die wir mit England geschlossen haben. Heißt es denn nicht ausdrücklich, ihr werdet am Zwiste zwischen Persien und den Afghanen keinen Antheil nehmen? Wir zogen gegen Herat, um unsere Gefangenen, unser geraubtes Gut zurück zu verlangen; ihr seid nicht zufrieden damit und handelt den Verträgen zuwider. Wohlan, wir kehren zurück. Es sei jedoch gestattet, hierüber gar sehr zu erstaunen; es ist ganz außerordentlich, daß Fürsten so augenscheinlich, so geradezu gegen Verträge handeln."

Mit dieser Demüthigung der Majestät zu Teheran waren aber die neuen Römer keineswegs zufrieden. Auch die andern Foderungen, welche M'Neil gestellt, sollten erfüllt, Ghorian dem Heratfürsten zurückgegeben und die persischen Garnisonen aus Farrah, Sebsawar und Charrach

zurückgezogen werden. Die Drohung Persiens: ist England unerbittlich, so werde man mit einem andern europäischen Staate sich verbinden — bleibt erfolglos. M'Neil kehrt nicht zurück. Der Schah entgegnet: Ghorian gehöre nicht zu Afghanistan; es sei das Fort durch Mohammed Chan Kerrai von Turbut erbaut und später erst von den Afghanen erobert worden, welche Chorasans Statthalter versprochen hätten, dafür die Abgaben zu entrichten. Alles vergebens. Ghorian ist wegen seiner Lage fast ebenso wichtig wie Herat selbst. Es liegt der Ort 40 englische Meilen westlich von Herat. Die Gegend zwischen beiden Städten ist außerordentlich fruchtbar, während höher hinauf im Westen und Norden, mehre Tagreisen weit, die Wüste sich hinzieht. Die Perser würden, mit einer starken Besatzung in Ghorian, Herats ganze Gemarkung beherrschen, und könnten in Kriegszeiten die Einwohner an Ackerbau hindern. „Von Ghorian aus hat der Schah Gelegenheit, in Herat zu intriguiren und ganz Afghanistan aufzuregen. Solange man ihm den Ort läßt, wird er die Hoffnung nicht aufgeben, mit der Zeit sich auch Herats zu bemeistern und selbst in Afghanistan festen Fuß zu fassen."

Die persische Regierung schickt nun einen gewissen Husain Chan, wegen ausschweifender Lebensweise in der Heimat allgemein misachtet, nach London, vorgeblich um Englands Königin zur Thronbesteigung Glück zu wünschen. Der Gesandte sollte über die obschwebenden Zwistigkeiten unmittelbar mit dem englischen Ministerium unterhandeln. Dies war Zweck der Sendung. Husain ward bereits vor seiner Abreise, dann durch die Botschafter Großbritanniens zu Wien und Paris bedeutet, er

19**

könne erst dann in amtlicher Weise empfangen werden, wenn seine Regierung sich den Foderungen Englands gefügt hätte. Es war umsonst, daß der gewandte Perser alle Mittel aufbot, alle Wege einschlug; Lord Palmerston bleibt unerbittlich. In Wien wendete sich Husain an Fürsten Metternich mit der Bitte, durch das östreichische Cabinet eine Mittheilung über die Zwistigkeiten zwischen England und Persien nach London machen zu dürfen. Der Staatskanzler läßt sich geneigt finden, „obgleich, wie er sich ausdrückte, diese Verhältnisse Oestreich nicht unmittelbar berühren und blos vom Standpunkt der allgemeinen Politik interessiren". Der Gesandte erklärt sich dem Fürsten in offener, verständiger Weise. „Der Schah ist der Souverän seines Landes und möchte gern unabhängig sein. Nun steht aber Persien zwischen zwei großen Reichen; von einer Seite ist Rußland, von der andern die englische Macht in Indien. Rußland verfügt über größere militärische Kräfte; England hingegen über größere Geldmittel. Wohl und Weh Persiens ist in den Händen dieser Staaten; deshalb wünscht der Schah mit beiden in gutem Einverständnisse zu bleiben und jede feindliche Berührung zu vermeiden. Der Schah ist natürlich weder Freund der einen noch der andern Macht; es ist sein einziges Streben, zwischen beiden Neutralität zu bewahren, um seine Unabhängigkeit zu erretten." M'Neil, fügt der Orientale wunderlich genug hinzu, ist an allen Wirren Schuld. Wolle man nur diesen zurückrufen, so würden die Zwistigkeiten schnell beigelegt

werden, als wenn sie in der Persönlichkeit des Gesandten und nicht in der Natur der Dinge lägen.

Das englische Ministerium geht auf die Vermittelung nicht ein; Husain Chan hat seine Denkschrift durch die östreichische Botschaft in London zurückerhalten. „Wegen derselben Gründe, weshalb man ihn nicht officiell empfangen könne, werde man auch keine Staatsschrift annehmen und sich in keine Unterhandlungen einlassen.“ Der Gesandte hielt es nun angemessen, sich von der französischen Regierung Pässe zu erbitten und als Privatmann nach London zu reisen. Hier zeigt Husain Lord Palmerston an, er habe neue Briefschaften von seinem Hofe erhalten; nun könnten alle Zwistigkeiten schnell beigelegt werden. Dies war keineswegs der Fall. Im Gegentheile. Durch die neuen Depeschen sowie einiger Zwischenvorfälle wegen in Ispahan und Buschir, sind die Verhältnisse noch mehr verwickelt. Unter anderm hielt Lord Palmerston, und zwar mit vollem Recht, den Ausdruck Maleketh, womit Englands Königin im Schreiben des Schah angeredet wurde, für unangemessen. Sie sollte künftig den Titel Padischah führen, was augenblicklich zugestanden wird.

Nachdem alle Ausflüchte, alle Widerrede am starren unerbittlichen Sinn des britischen Ministers abgeprallt waren, sucht die persische Regierung sogar durch russische Vermittelung mildere Bedingnisse zu erhalten. Auch dieser Weg führte nicht zum erwünschten Ziele; er hat ihr im Gegentheil nur neuen derben Verweis zugezogen. „Die Freundschaft Persiens“, erklärt Palmerston, „ist für England geringen Werthes; Persien bedarf aber der Allianz Großbritanniens; der Schah muß sie durch un-

bedingte Annahme der Foderungen erkaufen. Hat man denn am persischen Hofe schon ganz vergessen, daß Husain's Schreiben, mittels des Fürsten Metternich ans englische Ministerium gesandt, nicht angenommen wurde? Wie konnte der Schah so unbesonnen sein, sich an Rußland zu wenden, während ihm doch bekannt sein mußte, daß ein englischer Geschäftsträger in Erzerum lebt, um alle Mittheilungen für London zu empfangen? Der Minister verweigert die Annahme des über Petersburg gekommenen Schreibens und äußert sich empfindlich über die russische Einmischung. „Die britische Regierung kann in Betracht der eigenthümlichen Stellung, in welcher sie sich zu Rußland und Persien befindet, keine Genugthuung des Schah durch das petersburger Cabinet annehmen. Man würde dadurch stillschweigend eine Art Schutzherrschaft Rußlands über Persien anerkennen, was mit der Unabhängigkeit letzterer Macht unverträglich ist.“ Wäre Graf Nesselrode, fügt der Lord in seiner scharfen Weise hinzu, gehörig unterrichtet gewesen, dann hätte er wol nicht behauptet: „Da Persien allen Anfoderungen ein Genüge leistet, so möge England Charek herausgeben und die abgebrochenen diplomatischen Verbindungen wieder aufnehmen.“

Der Schah und Hadschi Mirsa Aghasi, sein erster Minister, verstanden sich endlich zu allen Demüthigungen. Größere und schmachvollere haben kaum die Römer über die kleinasiatischen Königlein und am Pontus verhängt. Die persische Regierung fügt sich allen Wünschen Großbritanniens; sie bittet um Verzeihung wegen

Auffangens eines englischen Kuriers und wegen anderer Vorfälle. Im Dienste der englischen Gesandtschaft stehende Leute, seien es Perser oder Fremde, sollen fernerhin unter keinerlei Vorwand zur Rechenschaft gezogen werden können; Ghorian wird der Regierung zu Herat überliefert und gleich nach Rückkehr der englischen Gesandtschaft soll ein Handelsvertrag, was auch (28. October 1841) geschehen, abgeschlossen werden. Hiernach genießen die Kaufleute beider Reiche die Rechte der begünstigten Nationen; nur beim Ein- und Ausgang der Waaren werden bestimmte Abgaben erhoben; andere Zölle sollen nicht verlangt werden. Englische Handelsagenten erhalten Zutritt in Persien, einer in der Hauptstadt, der andere zu Tauris; nur der letzte hat Rang und Stellung eines Generalconsuls. In Buschir könne sich ebenfalls, wie früher schon geschehen, ein englischer Resident aufhalten. Die Consuln des Schah zu London und Bombay haben gleiche Rechte wie die britischen in Persien." Der Vertrag wird drei Jahre später durch eine Verordnung des Schah über Bankrott und Hypothekenwesen ergänzt. Selbst ein Verbot der Negereinfuhr zur See wird auf Englands Wunsch (1848) erlassen, und (1851) das Durchsuchungsrecht persischer Kauffahrer auf elf Jahre zugestanden. Die Regierungsschiffe dürfen jedoch unter keinerlei Vorwand angehalten und durchsucht werden. Die an Bord aufgebrachter Handelsschiffe gefundenen Sklaven sind die rechtmäßige Beute der Briten. Die Fahrzeuge selbst, sollen freigelassen und zur Bestrafung den persischen Behörden angezeigt werden. [83]) Der britische Handel mit Persien geht aber größtentheils über das Mittelländische und Schwarze

Meer. Die Straße wird abgesperrt sobald der Zar Herr ist von Byzanz und das Schwarze Meer ein gräcoslawischer Binnensee.

Persien hat seit der Zeit nicht blos alle diese Verträge eingehalten, sondern auch in anderer Weise seine freundlich demüthige Gesinnung gegen England, und neuerdings noch beim Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs (November 1853), beurkundet. Kamran und sein Wesir Jar Mohammed fühlten sich durch den englischen Beistand keineswegs verpflichtet. Sie mochten ahnen, daß eine scheinbare Lehnsoberherrlichkeit Persiens ihrem tollen wüsten Treiben in Herat bei weitem förderlicher und vortheilhafter wäre, als die Schutzherrschaft eines europäischen, Gesetz und Ordnung anstrebenden Staates. „Die Engländer", schreibt Kamran, „haben Kandahar und Kabul an sich gerissen; sie haben auch mir einen Offizier gesandt, und an kostbaren Geschenken es nicht fehlen lassen. Mein Herz ist aber mit Persien und dem Islam. Der Glaube ist mir für weltliches Gut nicht feil." Die Herrscher Herats luden den Schah ein, sich mit ihnen zu verbinden, um die Länder Afghanistans den Ungläubigen zu entreißen. Die Majestät Persiens, durch bittere Erfahruugen belehrt, war aber so weit entfernt, der Einladung Folge zu geben, daß sie das Schreiben den Engländern mittheilte. „Diese That möge als ein Zeichen ihrer grenzenlosen Ergebenheit betrachtet werden; Großbritannien wolle nur ebenfalls alles Frühere vergessen und mit der Zuflucht des Weltalls von neuem in freundschaftliches Verhältniß treten."

In gleicher Weise fügt man sich aber auch allen Wünschen Rußlands, allen Launen seiner Gesandten und

sucht durch wiederholte außerordentliche Botschaften nach Petersburg des Zaren Gunst zu erlangen und zu bewahren. Die russischen Truppen im Kaukasus und Transkaukasien, zum großen Theile Polen, wurden fahnenflüchtig und kamen massenhaft über die Grenze. Man hieß sie in Persien willkommen, bildete ganze Regimenter und stellte sie unter polnische Offiziere. Zu Petersburg wird dies natürlich ungern gesehen, und Persien muß den Vertrag eingehen (3. Juli 1844), wonach keine Ueberläufer mehr aufgenommen werden dürfen. Jeder ohne Paß erscheinende Russe wird der nächsten zarischen Grenzwache ausgeliefert. Jetzt müssen auch die beiden muselmanischen Staaten, Persien und die Pforte, ihren ewigen Hader der Vermittelung russischer und englischer Agenten überlassen. Nach mehrjährigen zu Erzerum geführten Unterhandlungen haben sie einen Vertrag zu Stande gebracht (7. Juni 1847) und die seit alten Zeiten zweifelhaften Grenzen zwischen beiden Reichen festgesetzt. Die Feindschaft zwischen Sunniten und Schiiten hat aber dadurch keine Milderung erfahren.

Während den letzten Jahren Louis Philipp's sucht auch die französische Regierung in Persien wie in andern asiatischen Ländern Einfluß und Geltung zu erringen. Eine Gesandtschaft geht nach Teheran und ein Handelsvertrag wird abgeschlossen (24. Juli 1847). Leere Worte. Frankreich und Persien haben keine unmittelbare, keine Handelsverbindung; die gesunkenen Romanen haben in Persien keine Interessen zu vertreten. Die französischen Exerciermeister erhalten auf Rußlands Andringen ihre Entlassung und katholische Sendboten leiden unter wiederholter Verfolgung.

Die innern Landeszustände mußten unter allen diesen Demüthigungen, unter allen diesen Verlusten und Verträgen immer schlechter, immer unhaltbarer werden. Die Verwaltung des von der Natur gesegneten und von einem hochbegabten Volke bewohnten Reiches kann in voller Wahrheit ein organisirtes Räuberthum genannt werden. Die Häuptlinge großer Nomadenstämme und ihre Söhne werden nach Hof berufen und alle ihre Schritte ängstlich überwacht. Der geringste Ungehorsam wird als Rebellion betrachtet und mit dem Tode bestraft. In diesem Falle theilen sie den Stamm unter mehre Führer, um ihn leichter zu überwachen und im Gehorsam zu erhalten. Als Statthalter der Provinzen ernennt der Schah gewöhnlich seine Söhne und Verwandte, welche dieselben als gepachtete Grundstücke ansehen und so viel Geld erpressen, als das Land nur immer zu liefern vermag. Einheimische Edelleute, die sich großen Einflusses bei ihren Stammverwandten erfreuen, werden auch als Verwaltungsbeamte in ferne Marken gesandt, wo sie dasselbe Erpressungssystem wie die Prinzen befolgen. Nicht selten tritt der Schah mit solch einem gefürchteten Häuptling in Verschwägerung, nimmt entweder für sich selbst oder für einen seiner Söhne dessen Tochter und sucht in dieser Weise des Chans Anhänglichkeit zu erwerben. Prinzen und Staathalter führen oft Krieg gegeneinander, wozu sie sich des Schah Erlaubniß mit bedeutenden Summen erkaufen. Unter solchen Umständen werden alle Landeszustände immer trostloser. Die Städte, mit Ausnahme von dreien, Teheran, Tauris und Schiras, bieten nur Trümmerhaufen und das widerliche Bild einer armen hungernden Bevölkerung. Der herrlichste

Boden liegt nicht selten ganz unbebaut. Alle jene zahlreichen Länder der persischen Monarchie haben nach den sichersten Schätzungen — zuverlässige statistische Aufnahmen kennt man nicht in muselmanischen Staaten — kaum eine Bevölkerung von 7,000,000. Und bei aller Bedrückung, bei allen Willkürlichkeiten sollen die Einnahmen nicht mehr als 18,000,000 Gulden unsers leichten Geldes betragen —, eine Summe, die sich immer mindert und größtentheils durch innere Unruhen verschlungen wird.

Das kräftige Einschreiten der beiden Schutzmächte hat Persien bei der Thronbesteigung des achtzehnjährigen Prinzen Nasireddin (5. September 1848), gleichwie bei der seines an dem Tage verstorbenen Vaters Mohammed, nochmals vor längern Bürgerkriegen bewahrt. Der russische und englische Gesandte erklärten, daß sie nur Nasireddin, welcher im October seinen Einzug hielt in der Hauptstadt, als Schahinschah anerkennen, daß sie ihre Macht und ihren Einfluß für ihn verwenden würden, wodurch alle die zahlreichen Kronprätendenten eingeschüchtert und ihr Anhang bedeutend gemindert wurde. Doch mußte der Aufruhr zu Schiras, Ispahan und andern Orten mit Waffengewalt niedergeschlagen werden. Während der nunmehr funfjährigen Regierung des jungen Fürsten sind in vielen Theilen des Reiches, zu Masanderan, Kerman und selbst in der Hauptstadt (Januar 1850) gefährliche Meutereien ausgebrochen. Ganze Stämme haben sich erhoben, ganze Provinzen stehen unter den Waffen und erklären, daß sie ohne sich am Glauben ihrer Väter zu versündigen, dem Schah der

Nazarener, dem Christenknecht, nicht mehr gehorchen dürfen und können. Eine neue schiitische Sekte, welche sich Bab, die Pforte alles Wissens, aller Frömmigkeit nennt, ist hieraus hervorgegangen. Ihr Stifter (1839) Mullah Sadik erklärt die Kadscharen des Thrones unwürdig; seine fanatischen Anhänger werden mit einer selbst im Morgenland beispiellosen Grausamkeit ausgerottet. Am bedeutendsten waren und sind jedoch die Aufstände in Chorasan. Herats Gebieter unterstützen die Bewegung, hoffend einige Landestheile mit dem Fürstenthum zu vereinigen. Die Regierung zu Teheran fühlt ihre Unmacht Chorasan zu unterwerfen und in Botmäßigkeit zu erhalten. Man würde hierzu, hätte England nicht Widerspruch erhoben, die wiederholt dargebotene Hülfe des Zars angenommen haben. Ein russisches Truppencorps sollte zu Astrabad landen und gegen das aufständige Mesched ziehen. Rußland könnte dann in Chorasan dieselbe Stellung einnehmen, wie in den Donauprovinzen, und das Uebergewicht brechen, welches England, während des letzten Jahrzehnds, durch Besitznahme der Indusländer in Mittelasien gewonnen hat. Die Scheu vor Englands Uebermacht zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Nach dem Tode Kamran's von Herat setzt sich sein Wesir Jar Mohammed auf den Thron. Die Verwandten des verstorbenen Fürsten, Sprossen aus dem afghanischen Hause der Suddosi, suchen Schutz in den benachbarten Reichen. Ein Prinz kommt nach Peschawer, die anglo-indische Regierung um Hülfe bittend; ein anderer flieht an den Hof zu Teheran. Persien wagt es nicht, nochmals in die Wirren des Fürstenthums ein-

zugreifen; der Schah und sein Gesinde nehmen von allen Seiten Geschenke, versprechen auch Beistand, ziehen aber nicht aus der Hauptstadt. Jar Muhammed bleibt bis zu seinem Tode (4. Juni 1851) unabhängiger Fürst zu Herat. Jetzt können sich die Perser, vom innern Zwiespalt begünstigt, leicht der Stadt und Festung bemächtigen und dort einen Hauptmann einsetzen. Ihre Schwäche ist der Art oder es finden andere unbekannte Gründe statt, daß Großbritannien keinen Widerspruch erhebt. So durch die Umstände begünstigt, ist Nasireddin im Stande, was früher keinem Fürsten seines Hauses möglich, seine Herrschaft bis zur Ostgrenze der Oase Herat auszudehnen.

Wie im ganzen geschichtlichen Verlaufe, so stehen sich auch jetzt zwei Völker, die eigentlichen Perser und die türkischen Wanderstämme im Kadscharenreiche feindlich entgegen. Rußland begünstigt den Zwiespalt, wie es in der Türkei den Bruch befördert zwischen den Osmanli und der griechisch-slawischen Bevölkerung. Ein offener Kampf mag leicht, wie schon mehrmals und erst beim Niedergange der Sefi geschehen, große Verwirrung und selbst die Zerreißung der persischen Monarchie herbeiführen. Das Antreiben zum Kriege gegen alle sunnitischen Türken, in Kleinasien und Chorasan, auf der Ostseite des Kaspisees und zu Chiwa, findet in diesen Verhältnissen seine Erklärung, und vom Standpunkte der slawischen Eroberungssucht, seine Berechtigung. England steht hier, wie allenthalben in Asien und Europa, dem geheimen und offenen Getreibe des Zaren entgegen. Der begonnene Weltkampf, unter

dessen Vorbereitungen die Geschichte Persiens niedergeschrieben wurde, muß, wie über so viele andere, durch tausendjährige Willkürherrschaft entwürdigte Völker und halbverödete Reiche, auch über jene von der Natur gesegneten und ehemals so blühenden Länder der iranischen Menschenfamilie die Entscheidung bringen.

Anmerkungen.

1) Sarah oder Sarayo heißt See im Zend. Von dem See haben die benachbarten Stämme, die Sarangä oder Drangä der Alten, womit auch Drangiana zusammenhängt, ihren Namen erhalten.

2) Es ist aus den Wörtern Chor, Sonne und san, Land, das stan im jetzigen Persischen, zusammengesetzt; a ist der Bindvokal.

3) El-Massudi, Historical Encyclopaedia, translated by Sprenger (London 1841), I, 368.

4) Elphinstone, Caubul, II, 178.

5) Krusinski, nach der deutschen Bearbeitung in Stöcklein's Welt. Bott, Bd. 18. Clodii Chronicon Peregrinantis (i. e. Krusinki) (Leipzig 1731), S. 62.

6) Karamsin, V, 297, 299.

7) Tourgueneff, La Russie et les Russes (Paris 1847), II, 97, 112.

8) Karamsin bei Tourgueneff, I, 500.

9) Neumann, Geschichte der armenischen Literatur, S. 254.

10) Finck, Ueber die politischen Unterhandlungen des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zur Befreiung der Christenheit in Armenien (München 1829).

11) Krusinski, Chronicon Peregrinantis, S. 71 fg. Mit ihm stimmt Hanway ganz überein.

12) In dem Berichte des Ismael Beg (Müller, Sammlung russischer Geschichte, VII, 298) werden sie Blutzen genannt..

13) Krusinski. Außer den früher bekannten Quellen über die Geschichte der Afghanen und Perser im Anfange des 18. Jahrhunderts besitzen wir jetzt noch im „Leben des Schah Mohammed Ali Hasin" — Hasin oder der Trübsinnige ist sein Dichtername im Persischen, geboren zu Ispahan 1692 und gestorben zu Benares 1779 — eine höchst schätzbare Quelle. Ali Hasin war ein trefflicher, hochherziger Mann und von allen Glaubensgenossen geschätzt. Vgl. Ouseley's Travels, I, 415. Dem Uebersetzer dieser im Jahre 1742 geschriebenen Autobiographie fehlte es jedoch an den nothwendigen historischen Kenntnissen zur Erläuterung seines Schriftstellers. Die Gildschi nennt er Kilizehi, und wundert sich, woher Malcolm das Wort Gildschi habe; Dscheordschi Chan heißt hier Schah Nawas Chan u. s. w. The Life of Sheikh Mohammed Ali Hazin, translated by Belfour (London 1830), S. 115 fg. Vgl. auch Bell, Travels in various parts of Asia (Edinburgh 1838), I, 126.

14) Lettres édifiantes, XXV, 312.

15) Diesen Namen gibt Mohammed Mahadi an, S. 4. Andere nennen ihn blos Abdallah. Hanway, II, 122. Krusinski, Chronicon Peregrinantis, p. 34.

16) Eine kindische Ursache dieses Ungehorsams führt Ismael Beg an. Müller's Sammlung russischer Geschichte, XII, 306.

17) Müller's Sammlung, XII, 308.

18) Mohammed Mahadi, S. 5 fg. Es ist unmöglich, die widersprechenden Angaben bei Krusinski und Hanway mit der Erzählung des Mohammed zu vereinen; ich habe der einheimischen bewährten Quelle den Vorzug gegeben.

19) Ayeen Akbery, II, 163. Abul Fasel sagt, was aber wol übertrieben ist, sie zählen 100,000 Familien und beschäftigen sich mit der Viehzucht. Elphinstone (II, 256) schätzt sie höchstens auf 350,000 Seelen.

20) Mahadi sagt, S. 11, das Gegentheil. Er verwechselt die Vorstädte mit der befestigten Stadt. Hanway berichtet (II, 149), der Befehlshaber der Festung hätte den Ort für 200 Toman, die er auf 6250 Pfd. Sterl. rechnet, losgekauft, was sehr unwahrscheinlich ist. Ich folgte Krusinski, a. a. O., S. 103.

21) Dschulfa oder Dschucha war eine blühende armenische Stadt, auf dem nördlichen Ufer des Araxes gelegen, nicht weit von Edschmiadsin. Schah Abbas hat im Jahre 1604 die Einwohner nach Ispahan verpflanzt, wo sie eine neue Stadt erbauten, welche von den Vertriebenen den Namen ihrer Heimat erhielt. Alt-Dschulfa ist jetzt ein kleines Dorf. Vgl. Indschidschean, Neuarmenien, S. 269. Die 20,000 Armenier, welche als Colonisten nach Ghilan gesandt wurden, sind großentheils zu Grunde gegangen.

22) Tschamtschean, Geschichte der Armenier (Venedig 1786), III, 779. Es scheint, Tschamtschean hatte auch keine andern Quellen als P. Krusinski, dem auch alle andern Missionare nachschrieben.

23) Krusinski, a. a. O., S. 120. Breitenbauch, Geschichte der Staaten von Georgien, S. 59.

24) Bell, Travels, II, 430.

25) Ali Hazin, a. a. O., S. 118 fg., der bei dieser Gelegenheit einige herrliche Verse des Firdusi anführt: „Wenn das Geschick sich naht, treibt es jede Vorsicht zurück; wenn das Schicksal vorwärts schreitet, verschließt es jeglichen Engpaß.“

26) So wenigstens die Jesuiten. Lettres édifiantes, XXV, 318. Die Afghanen nannten Tahmasp anstatt Schahsade, Fürstensohn, Seksade, Hundessohn.

27) Die Nachrichten Krusinski's stimmen vollkommen mit denen Ali Hasin's überein.

28) Der Name ist aus El oder Al Scherif entstanden, ein Wort, das ursprünglich einen Adeligen, einen angesehenen Mann bedeutet. Es ist dies ein Titel, welchen die wirklichen oder angeblichen Nachkommen Mohammed's durch Ali und Fathime führen. Vgl. den verständigen Bericht eines Persers über die afghanischen Unruhen in Müller's Sammlung russ. Gesch., VII, 319. Die Gildschi heißen hier Kalischa. „Sie leben von der Viehzucht und wollen für freie Leute angesehen sein.“

29) Der Gesandte Ismael Beg übergab dem russischen Hofe einen bereits mehrmals angeführten Bericht über die afghanisch-persischen Wirren, welcher in Müller's Sammlung russ. Gesch.,

VII, 295, abgedruckt ist. Er stimmt im Wesentlichen mit unsern Quellen überein.

30) Der Tractat ward zu Petersburg am 23. September 1724 abgeschlossen. Vgl. Bridges, The Dynasty of the Kajars (London 1833), Preliminary matter, S. 35. Schmauß, Corp. jur. gent. academ., S. 1959. Ein Vertrag zur Beruhigung, d. h. zur Beraubung Persiens, worin Rußland dieselben Länder sich zutheilt, ward schon einige Monate früher, 14. Juni 1724, zwischen dem Zar und dem Sultan abgeschlossen. Schöll, Histoire des traités, XIV, 302. Der Zug Peter's gegen die persischen Provinzen am Kaspischen Meere und die Unterhandlungen mit Husain und Tahmasp sind ausführlich erzählt in der Sammlung russischer Geschichte, VII, 210.

31) Das Einzelne findet sich in Hammer-Purgstall's Gesch. des osmanischen Reichs, II, 235.

32) Hanway, II, 254. Krusinski's Nachrichten im Glaubens-Bott, gleichwie das Chronicon Peregrinantis reichen bis Ende 1725. Seine vollständigen Denkwürdigkeiten, welche unter folgendem Titel erschienen: Krusinski, Tragica recentis belli persici historia (Lemberg 1740), sind in keiner der hiesigen Bibliotheken vorhanden. Elphinstone (Caubul, II, 176), welcher nur die französische Bearbeitung Krusinski's kannte, sagt, das Werk wäre mehr ein historischer Roman als Geschichte — ein Urtheil, das ganz ungegründet ist. St.-Martin über Krusinski in der Biographie universelle. Mahadi, S. 19.

33) Die türkischen Affscharen wohnten ursprünglich jenseit des Oxus, flüchteten aber, um dem Joche der Mongolen zu entgehen, nach Aderbaidschan und zogen später in die Gegend von Merv.

34) Ali Hazin, S. 136. Mahadi, S. 19.

35) Mahadi, S. 95.

36) Ali Hazin, S. 192, der als Augenzeuge spricht. In den Lettres édifiantes, XXV, 326, wird Damghan fälschlich eine kleine Stadt unfern Schirwans genannt. Macdonald Kinneir, The Persian Empire, S. 173; Fraser, Journey, S. 313. Die Schreibart des Ptolemäus, Hekatompylon, ist wahrscheinlich die richtigere; das Wort ist ohne Zweifel griechisch.

37) Eschref packte 300 Kameele mit Kostbarkeiten und nahm seine und Mahmud's Familie mit, sowie alle Prinzessinnen des Hauses der Sefi, die Mutter Tahmasp's allein ausgenommen; sie hatte sich in einer Verkleidung verborgen.

38) Ali Hazin, S. 196, 120.

39) Dieser wackere Mann hat selbst dem König Rathschläge ertheilt. Ebend., S. 206.

40) Ali Hazin, S. 214.

41) Elphinstone, Caubul, II, 126.

42) Mahadi, S. 126 fg. Ali Hazin, S. 220. Lettres édifiantes, XXV, 223.

43) Mahadi, S. 155.

44) Ebend., S. 167.

45) Ebend., S. 255, 275.

46) Ebend., S. 274. Siyar al Mutakherin, S. 410.

47) In Mahadi steht S. 262 fälschlich Kunder; es ist dies das jetzige Kundus. Ebenso muß anstatt Amiwai, S. 263 und mehrmals, Amu gelesen werden.

48) Fraser liefert nach einheimischen Quellen eine kurze Geschichte Bocharas seit Scheibani. Journey into Khorasan, Appendix, S. 75.

49) Mahadi, S. 264.

50) Hamilton, Description of Hindostan, II, 526.

51) Pottinger, Beloochistan, S. 271.

52) Ebend., S. 276.

53) Ebend., S. 315.

54) Elphinstone, Caubul, II, 265.

55) Mahadi, S. 260. Pottinger, S. 279. Der persische Geschichtschreiber nennt den zweiten Sohn Abdallah's: Iltis.

56) Pottinger, S. 280.

57) Ebend., S. 282, 290.

58) Der gelehrte Schech Ali Hasin ist geneigt, dieses undankbare, hochmüthige Benehmen dem Klima Indiens zuzuschreiben. Die Hindu, sagt der unzufriedene mürrische Mann, wären immer undankbare, selbstsüchtige Leute gewesen, was man geschichtlich nachweisen könne. The life of Ali Hazin, S. 277.

59) Ali Hazin, S. 282.

60) Rohilkand heißt Land der Bergbewohner; Rohillas, Bergbewohner, ist nicht selten ein allgemeiner Name für Afghanen. Die Herrschaft Rohilkand umfaßte anfangs die Gebiete Anaulah, Sambul, Moradabad, Berily und einige andere benachbarte Districte. Siyar ul Mutakherim, S. 411. Später erstreckte sich die Landschaft zwischen dem 28. und 29. Grade nördlicher Breite, dann zwischen dem 78. und 80. Grad östl. Länge von London.

61) Nadir's Schreiben an seinen Sohn in den Asiatic researches (London 1811), X, 540.

62) Ali Hazin, S. 284. Mahadi, S. 278. Syar ul Mutakherim, S. 407 fg. Jonathan Scott, History of Dekkan, II, 200.

63) Siyar ul Mutakherim.

64) Mahadi, S. 282. Ali Hazin, S. 288.

65) Scott, Dekkan, S. 200.

66) Dies ist der Titel eines Ministers des Padischah zu Delhi.

67) Nach einer abenteuerlichen Angabe des P. Saignes (Glaubens-Bott, XXXII, 79) hätte die indische Armee 200,000 Reiter, 300,000 Mann Fußvolk, 10,000 Stück schweres Geschütz, 30,000 Kameele und 2000 Elefanten gezählt, während die Nadir's im Ganzen blos aus 60,000 Mann bestanden wäre. Bei indischen Armeen muß man freilich bedenken, daß sie ein ebenso großes Gefolge bedürfen, wie sie selbst sind. Für jedes Geschäft muß man einen besondern Diener haben; ein Kameeltreiber gibt sich nicht mit Pferden ab u. s. w. Diesen zahlreichen Troß nennen die Engländer das Lagergefolge (camp followers).

68) Diese Angaben sind sehr unwahrscheinlich. Ali Hasin, der zu der Zeit in Delhi war, sagt S. 299, es wären in Delhi 7000 Mann erschlagen worden und in der Ebene von Karnal blos 20 Mann geblieben.

69) Unter diesem Morden ist auch beinahe die ganze christliche Gemeinde, die aus 700 Seelen bestand, vernichtet worden. P. Saignes im Glaubensbott, XXXII, 87.

70) Mahadi sagt, S. 307, weil diese Districte zu Chorasan gerechnet wurden, behielt sie Nadir.

71) Mahadi, S. 308.

72) Amara-kata, unsterbliches Castell oder Castell der Unsterblichen. Der Ort liegt ungefähr eine deutsche Meile östlich des Indus. Im Jahre 1813 haben die Emir von Sindh diesen Platz von dem Radschah von Dschudpur erobert. Man ersieht hieraus, daß Amerkat keineswegs eine Oase in der Wüste ist. Burnes, Travels, I, 225, 314. Mahadi, S. 314.

73) Mahadi, S. 320. Nicht ganz richtig sind diese Begebenheiten in James Burnes' „Visit to the court of Sindh", S. 20, dargestellt.

74) Mahadi, S. 336, 346, 357. Fraser, Journey into Khorasan. Appendix, S. 77.

75) Rytschkow, Orenburgische Topographie (Riga 1772), I, 117.

76) Mahadi, S. 398. Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reichs, IV, 418.

77) Asiatic researches, X, 534.

78) Otter, Reisen (Halle 1789), II, 131 nach der deutschen Uebersetzung, erzählt: Nadir habe sich die Bibel und den Koran in die persische Sprache übersetzen lassen. Als man ihm diese Werke vorlas, scherzte er über die Mysterien des christlichen Glaubens und sagte, er gedenke dem menschlichen Geschlechte eine weit bessere Religion zn geben als alle die ihm bekannt seien.

79) Pallas, Voyage dans les gouvernements méridionaux de l'Empire de Russie (Paris 1805), I, 285.

80) Nicht übel sagt Mahadi in seiner Geschichte des Nadir Schah, Kaisers von Persien. In persischer Sprache verfaßt von Mirsa Mohammed Mahadi (Greifswald 1773), von dem wir jetzt Abschied nehmen, S. 413 in seiner Weise: „Von dieser Zeit an hat die Vorsehung gewollt, daß die Häupter verschiedener Provinzen die Standarten der Unabhängigkeit emporhoben, daß sie, vom Weine des Stolzes und ihrer eigenen Entwürfe benebelt, den stützenden Stab des Verstandes und der Klugheit aus ihren Hän-

den fallen ließen, daß sie fortfuhren sich einander zu entkräften, den Schwachen und Unglücklichen unterdrückten und unzählige Aufstände erregten, daß also das betrübte Vaterland keinen Augenblick Ruhe genossen hat, keinen einzigen Augenblick von Elend und Unterdrückung freigewesen ist."

81) Neumann, Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern, welche im Jahre 1828 aus der persischen Provinz Aderbaidschan nach Rußland auswanderten (Leipzig 1834).

82) So Sir George Tucker, der während eines Zeitraums von 25 Jahren Mitglied war des leitenden Ausschusses der ostindischen Hansa. Memorials of Indian Government, being a selection from the papers of Henry St. George Tucker, late director of the East India Company. Edited by John William Kaye (London 1853), S. 271, 306, 311. „Any measures of repression which the encroachments and intrigues of Russia in the Eeast might render necessary, would be undertaken in the only quarter in which that Power can be successfully assailed or resisted. If any hostile movement should be made by any European power towards our Indian territory, it could be most successfully countreacted in Europe."

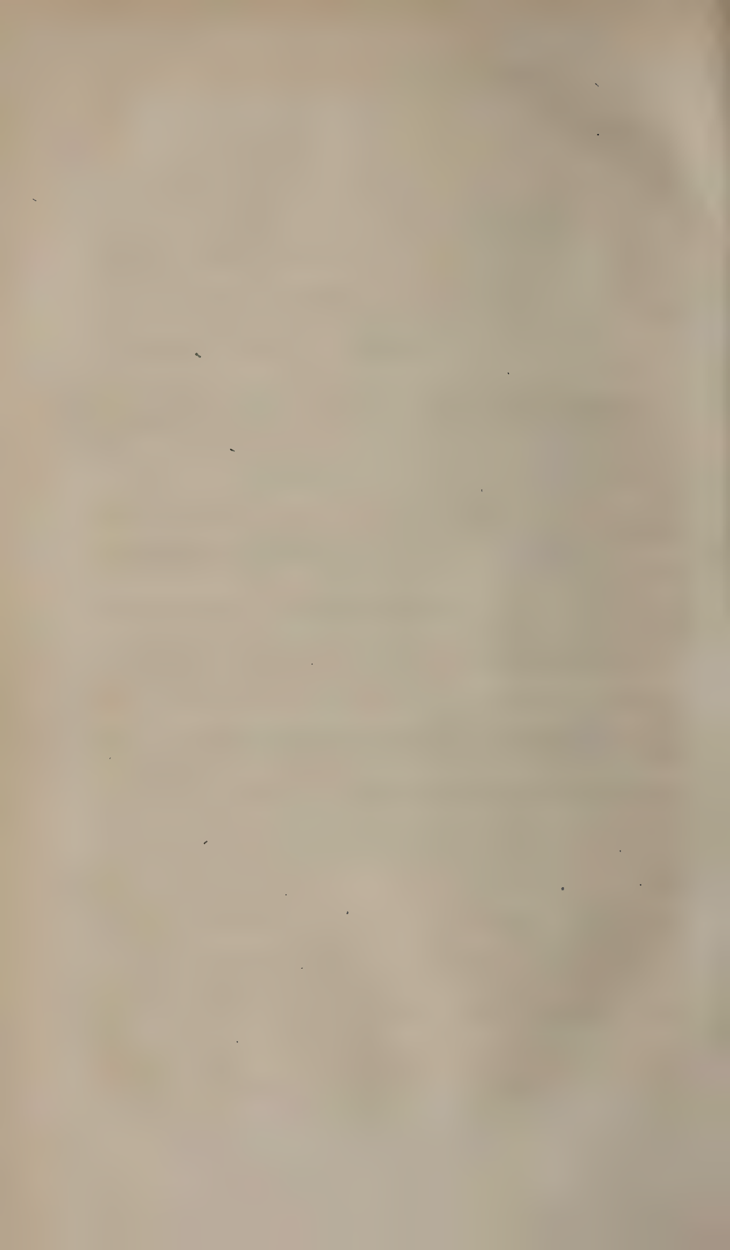
83) Returns and papers relating to the affairs of the East India Company. 1852. I, 135—141. Diese dem Parlament von Seiten der ostindischen Hansa vorgelegten Papiere umfassen fünf Foliobände, voll des wichtigsten Stoffes zur neuern Geschichte Asiens. Sie sind im Buchhandel nicht erschienen und können blos durch Gunst des Indischen Hauses erlangt werden.

Die orientalische Frage in ihrer Kindheit.

Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik.

Von

Johann Wilhelm Zinkeisen.



I.

Ursprung und Stand der Frage im ersten Stadium ihres Daseins.

Die orientalische Frage ist kein Erzeugniß moderner Cabinetspolitik oder der europäischen Verwickelungen neuerer und neuester Zeiten.

Mit den Jahrhunderten entstanden, ist sie durch die Jahrhunderte großgezogen worden, hat Jahrhunderte überlebt und wird — wir fürchten es fast, wir fürchten es ungeachtet der blutigen Lösung, die in diesem Augenblicke abermals versucht wird, abermals die Völker und ihre Lenker in Bewegung setzt — sie auch noch ferner überleben bis ans Ende menschlicher Geschicke und europäischer Weltgeschichte.

Denn sie zählt nicht zu jenen Fragen des Tages, die mit dem Tage kommen und mit der Nacht verschwinden, wie leichte Traumgebilde. Sie war niemals eine jener müßigen politischen Phantasien, woran sich Witz und Wahn der Väter übten, damit sie von ihren Kindern desto besser als Thoren belacht werden könnten.

Die orientalische Frage gehört, wie sie ist, zu den großen weltgeschichtlichen Momenten, an die sich die Ge-

schicke von Staaten und Nationen knüpfen, welche mit ihrem ganzen Ernste, in ihrer tiefeinschneidenden Wahrheit, als schweres, unveräußerliches Erbtheil auf den Geschlechtern lasten, und welche, so oft auch schon die Weisheit der Weisesten daran zu Schanden geworden, am Ende doch immer wieder ihr altes, verjährtes Recht behaupten in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Und warum müssen wir nun diese orientalische Frage so recht eigentlich zu den großartigen Momenten rechnen, welche Gang und Wesen der europäischen Staatengeschichte von jeher und auf so einflußreiche Weise mit bedingten?

Weil sie von Anfang an mächtig in Alles eingriff, was das geistige Leben, die materiellen Interessen, das politische Dasein unsers Erdtheils bewegte und berührte; weil es hier einen Kampf zwischen orientalischem und occidentalischem Leben, zwischen den Mächten Asiens und den Mächten Europas, zwischen islamitischem Fanatismus und christlicher Glaubenskraft galt und noch gilt, welcher den europäischen Staatenkörper zu Zeiten bis in das innerste Mark seines Lebens durchdrang und erschütterte; sie zieht sich, mit einem Worte, seit mehr denn vier Jahrhunderten wie ein unabwendbares Verhängniß durch die Geschichte zweier Welten, zweier Welten nicht blos in materieller, sondern fast noch mehr in moralischer Bedeutung.

War indessen die orientalische Frage das Erbtheil der Jahrhunderte, so ist sie doch keineswegs zu allen Zeiten dieselbe geblieben. Sie konnte sich, ungeachtet ihres gebieterischen Einflusses, dem Wandel politischer Dinge in Europa nicht entziehen. Die Gewalt der Verhältnisse änderte ihr Gewand, wie die Macht der Mode. Es war

ein anderes in ihrer Kindheit, ein anderes, als sie mehr zur Reife gedieh, endlich ist es ein anderes geworden in ihren alten Tagen, von denen wir Zeuge sind. Verschiedene Interessen bedingten zu verschiedenen Zeiten ihr Wesen, ihren Charakter, ihre Lösung, die so oft versucht wurde und eigentlich noch nie gelungen ist.

Wie ganz anders gestalteten sich die Dinge in den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung! Motive und Zwecke, die dabei ins Spiel kamen, wechselten, wie die handelnden Factoren, welche den Ausschlag geben sollten. Sie wuchs oder verkleinerte sich je nach der Größe oder der Kleinheit der Verhältnisse, in die sie verwickelt wurde, denen sie bald zum Träger, bald zum Vorwand diente. Zu Zeiten wie vergessen, verachtet, verschwunden, trat sie nicht selten unerwartet wieder mit dem vollen Gewicht ihrer politischen Bedeutung hervor, das ihr eine Vergangenheit von Jahrhunderten gab, wenn es sich darum handelte, die großen Wendepunkte in dem europäischen Staatenleben der Krisis der Entscheidung einen Schritt näher zu bringen.

Befinden wir uns vielleicht jetzt, in der Mitte unsers an großartigen Erscheinungen, gewaltigen Ereignissen und tiefeingreifenden Kämpfen schon so reichen Jahrhunderts, in einem solchen Wendepunkte, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, an die Momente zu erinnern, welche die Wandlungen der orientalischen Frage und ihres weltgeschichtlichen Einflusses durch den Lauf der Zeiten hindurch in einem schärfern Lichte zu zeigen vermöchten, als es bisher geschehen ist. Wir wollen indessen hier für jetzt nur einem dieser Momente, vielleicht dem interessantesten, dem ihres Ursprungs und ihrer

Kindheit eine etwas tiefer eingehende Aufmerksamkeit widmen.

Wir sind jedoch nicht gesonnen, dabei bis auf die Zeiten zurückzugehen, wo christliche Begeisterung die europäische Welt zum ersten male mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Oriente trieb, um die Macht des Islam mit der Stärke des Evangeliums zu brechen und das Panier des Kreuzes am Rande des Heiligen Grabes aufzupflanzen. Da lagen ganz andere Motive vor, da wurde die christlich-europäische Welt von ganz andern Gedanken beseelt, und wurden, bei andern Zwecken, auch ganz andere Resultate erzielt, als die sind, welche wir hier ins Auge fassen wollen.

Wir haben es hier nur mit jener orientalischen Frage zu thun, welche sich seit mehr denn vier Jahrhunderten um die Entstehung, das Dasein und die Zukunft des gewaltigen Osmanenreiches dreht, das sich auf den Trümmern so vieler Staaten, über den Gräbern so vieler Nationen wie ein Verhängniß in die europäische Staatenwelt hineingedrängt hat, und jetzt, nachdem es Jahrhunderte der Schrecken, Jahrhunderte der Hohn christlicher Völker und Machthaber gewesen, fast schon, so glaubte man, am Rande seines Untergangs, wie durch einen elektrischen Schlag zu einem neuen, eigenthümlichen Leben erwachen zu sollen scheint.

Die Kindheit dieser orientalischen Frage nennen wir die Zeit, wo der große Türkenstamm der Osmanen sich von den Hochebenen Mittelasiens herab siegend, erobernd und vernichtend über die anatolische Halbinsel ergossen hatte und zum ersten mal die östlichsten Gestade Europas betrat, um die morschen Reste byzantinischer Kaiserherr-

schaft vollends ihrem Untergange zuzuführen, um von dem alten Stammsitze der Konstantine aus noch ein mal die Macht des Islam mit der Gewalt des christlichen Glaubens zu messen und sein siegreiches Schwert bis in das Herz der christlich-europäischen Welt hineinzutragen.

Und nicht blos weil es ihr Anfang, das Stadium ihrer ersten Entwickelung war, nennen wir diese Zeit die Kindheit der orientalischen Frage; sie war es noch weit mehr in ihrer moralisch-politischen Bedeutung, in Betreff der Art, wie man sie damals auffaßte, wie man sie, in einer fast an politische Unschuld grenzenden Bewußtlosigkeit Dessen, was vom Anfang an für ganz Europa und die Zukunft seiner schönsten Länder dabei auf dem Spiele stand, zum Gegenstand jener ohnmächtigen, falsch berechnenden Gefühlspolitik machte, welche, weil sie sich niemals bis zu einer entscheidenden That ermannen konnte, sich, angesichts der größten Gefahren, nur zu bald in den kleinlichsten Interessen verlor, und Kräfte und Mittel unter dem Fluche der gegenseitigen Eifersucht, der Zwietracht und der Zerrissenheit der europäischen Staaten nutzlos zersplitterte und vergeudete. Das war damals, wie noch später so oft, in Wahrheit das europäische Verhängniß.

Denn diese orientalische Frage war auch in ihrem Entstehen, in ihrer Kindheit — das lag in ihrer Natur und ihrer politischen Tragweite — sogleich eine europäische Frage, wenn auch nicht in dem Sinne und dem Umfange, wie in unsern Tagen.

Welches waren damals die Stimmungen, von denen die europäische Christenheit in Betreff der orientalischen Dinge — der res orientales, wie man die Türkensache nannte — ergriffen war und bewegt wurde?

Welche Interessen bedingten damals die europäische Bewegung und welches waren ihre Triebfedern?

Welches waren die Großmächte, die damals bei der Lösung der orientalischen Frage durch Wort und That den Ausschlag geben sollten?

Welche Zwecke und Mittel kamen dabei vorzugsweise in Betracht, welches Ziel wurde erstrebt und welche Resultate wurden am Ende erreicht?

Das sind die wesentlichsten Elemente, in welche sich diese große orientalische Frage auch in ihrer Kindheit, vor vierhundert Jahren, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, auflöste, und die bei ihrer Beantwortung damals, wie noch jetzt, vor allem ins Auge gefaßt sein wollten.

Auch dabei lassen sich im Allgemeinen zwei durch die Katastrophe vom Jahre 1453 ziemlich scharf geschiedene Epochen annehmen: die Zeit vor und die Zeit nach dem endlichen Umsturze des byzantinischen Kaiserthrons, während wir dieses erste Stadium in der praktischen, weltgeschichtlichen Entwickelung der orientalischen Frage überhaupt mit der Zeit abschließen möchten, wo das religiöse Interesse, welches wenigstens anfangs noch die Geister mit überwiegender Gewalt bewegte und von den Mächtigen des Tages zur Erreichung ihrer Zwecke im Oriente vornehmlich gebraucht wurde, nach und nach durch die Vorherrschaft der rein weltlichen Motive einer ebenso selbstsüchtigen als ohnmächtigen Politik in den Hintergrund gedrängt wurde.

Schon längst, vor Ausgang des 15. Jahrhunderts, hatte diese Politik weltlicher Sonderinteressen, welche bei der Lösung der orientalischen Frage bis auf unsere Tage herab maßgebnd geblieben ist, über die religiöse Begei-

sterung, welche die ganze christliche Welt zu gemeinschaftlicher That gegen die vernichtende Macht der Osmanen vereinigen sollte, die Oberhand gewonnen. Der Fanatismus im Schatten des Halbmondes war stärker und gewaltiger, als der Feuereifer unter dem Panier des Kreuzes, welches den Fürsten und Völkern Europas in diesem Riesenkampfe gegen die Ungläubigen vorleuchten sollte. Es hatte schon viel von seiner Kraft verloren; es fehlte ihm jetzt schon jener belebende Zauber, jener tief eindringende Stachel der Begeisterung, welcher vor Zeiten Geschlechter und Nationen zum Streite für die höchsten Güter und für die höchsten Ideen getrieben hatte; man folgte ihm nicht mehr mit unbedingter Hingebung, mit rücksichtsloser Aufopferung von Gut und Blut.

War aber die Sache des heiligen Kampfes für die Beherrscher und Lenker europäischer Geschicke zum guten Theil einmal die Sache kalter Berechnung, selbstsüchtiger Pläne, kleinlicher Leidenschaften und sehr weltlicher Zwecke geworden, was Wunder dann, wenn ihre Völker sich davon nicht mehr bis in das Mark ihres Daseins ergreifen ließen, wenn sie den Mahnungen und Auffoderungen geistlicher und weltlicher Machthaber am Ende nur noch mit Gleichgültigkeit, Mistrauen und entmuthigender Lauheit begegneten? Diese Lauheit war aber sicherlich von Anfang an eine der Hauptstützen osmanischer Macht auf europäischem Boden. Sie wurde ein entscheidendes Moment für die Gestaltung der Verhältnisse, welche bei der Beurtheilung der orientalischen Frage in ihrer Kindheit in Betracht kommen und die wir nun hier etwas näher ins Auge fassen wollen.

Welches waren damals die allgemeinen Stimmungen der christlich-europäischen Welt in Betreff der Osmanen und der orientalischen Angelegenheiten? — Das ist die erste Frage, deren Beantwortung wir versuchen wollen.

II.
Die Stimmungen.

Als in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die ersten osmanischen und andere türkische Freibeuter von Kleinasien aus die Küsten von Thracien und Macedonien mit ihren planlosen Raub- und Verheerungszügen heimsuchten, kümmerte man sich im Abendlande noch sehr wenig um die Geschicke und die Zukunft dieser bedrängten Länder.

Man ließ es ruhig geschehen, daß auch dieses neue Ungemach über das alte byzantinische Kaiserreich hereinbreche, welches unter den Mächten und den Völkern des Westens keinen Freund, sehr wenig Sympathien mehr hatte. Die ohnmächtigen Beherrscher von Konstantinopel mochten zusehen, wie sie allein diese immer gewaltiger werdenden Feinde des christlichen Namens von ihrer Hauptstadt und den wenigen unter sich zerrissenen und zerfallenen Provinzen abhalten könnten, die man damals noch zu dem Reiche der Romäer zählte. Gelang es ihnen wenigstens anfangs noch mit den Waffen dann und wann ihrer Herr zu werden und sie wieder nach Asien hinüberzuwerfen, so suchten sie später durch freundlichen Verkehr mit den mächtigsten Türkenfürsten ihre

Schwäche zu verbergen und von ihrem Besitzthum zu retten, was noch zu retten war.

So soll Kaiser Andronikus bereits im Jahre 1333 mit Urchan, dem Sultan der Osmanen, einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen haben, wodurch sich Dieser verpflichtet habe, die wenigen Städte Kleinasiens, welche noch unter byzantinischer Botmäßigkeit standen, fortan nicht mehr zu beunruhigen. Was war aber wol von dieser trügerischen Freundschaft zu halten, was für die Zukunft zu hoffen, wenn, wie uns die osmanischen Chronisten berichten, Urchan, einmal im Besitz von Brusa, Nicäa und Nikomedia, der drei vorzüglichsten Städte des westlichen Kleinasiens, Tag und Nacht von dem Gedanken beunruhigt wurde, seine siegreichen Waffen auch nach Europa hinüberzutragen, wenn er unablässig sein Gebet zu Gott richtete, Er möge ihm den Weg zeigen, wie er dieses schöne Land der Christen erobern und mit seinem Reiche vereinigen könne? [1])

Und dieser Weg war ja, bei der völligen Sorglosigkeit, in welche man sich nun zu Konstantinopel durch die so friedlichen Gesinnungen des gefährlichen Nachbars vollends einwiegen ließ, nur zu leicht gefunden. Aber die ersten Versuche, sich auf europäischem Boden festzusetzen, welche Urchan machte, waren doch nicht vom Glück begünstigt. Eine Landung, welche er schon im Jahre 1337 an mehren Punkten der thracischen Küste, unfern der Hauptstadt, wagte, mislang gänzlich. Es war dabei alles Ernstes auf einen Angriff auf Konstantinopel abgesehen und Urchan mochte um so mehr auf Erfolg rechnen, da die damals ziemlich mächtigen Genueser zu Galata, die mit dem Kaiser von Byzanz in Unfrieden

lebten, wo nicht mit thatsächlicher Hülfe, doch durch ruhiges Verhalten auf seiner Seite standen und gar nicht daran dachten, sich zu Vorkämpfern der Christenheit gegen diese Ungläubigen zu machen.[2]) Die Osmanen mußten diesmal noch ihre Kühnheit mit schweren Verlusten büßen und wurden nach Asien zurückgetrieben, während man sich nach solchen Siegen in Konstantinopel abermals der glückseligsten Thatlosigkeit hingab und die Zukunft des Reiches seinen guten Geschicken überließ.

Gefahr brachte auch in der That demselben vorerst nicht sowol die Feindschaft des Sultans der Osmanen, als vielmehr die Freundschaft eines andern Türkenfürsten, Umurbeg's, des Herrn von Aidin, Urchan's Nebenbuhlers, auf dessen Beistand der Mitregent Kantakuzenus seine Gewaltherrschaft stützte, nachdem er dem schwachen Johannes Paläologus den Purpur entrissen hatte. Denn unter dem Vorwand, diesem Usurpator zum ruhigen Besitze des Thrones zu verhelfen, verwüstete Umurbeg mit seinen Schiffen und seinen Reiterscharen mehre Jahre hindurch (1342—45) die Küstenländer des byzantinischen Reiches, und beunruhigte damals schon durch seine Streifzüge zur See bis in die griechischen Gewässer selbst den europäischen Handel auf so empfindliche Weise, daß es die Seemächte für nöthig hielten, diesem Unfuge der asiatischen Barbaren, zum ersten male, durch einen entscheidenden Schlag ein Ziel zu setzen. Ein kleines, nur 24 Segel starkes Geschwader, wozu, außer der Republik Venedig und dem Papste, auch der König von Cypern und die Rhodiserritter einige Galeeren gestellt hatten, erschien, im Jahre 1344, vor Smyrna, damals der Hauptstadt Umurbeg's, eroberte das nur schwach vertheidigte Hafenschloß

und steckte die dort vor Anker liegenden Schiffe in Brand.[3]) Bei diesem ersten Seezuge der Westmächte gegen die Türken, welcher insofern seinen Zweck erreichte, als Umurbeg seine Schiffe aus den griechischen Gewässern zurückzog, war es freilich ebenso wenig auf den Schutz des byzantinischen Reiches, wie auf die Vertheidigung der christlichen Welt des Abendlandes abgesehen, die man damals von dieser Seite noch keineswegs für so sehr bedroht und gefährdet hielt. Und dennoch wuchsen die Gefahren für beide, als kurz darauf erst die Kaiserin Anna für ihren von Kantakuzenus bedrängten Sohn Johannes, dann Kantakuzenus selbst die Hülfe Urchan's und der Osmanen in Anspruch nahmen.

Kantakuzenus glaubte die Freundschaft und das Waffenbündniß des schon bejahrten Sultans der gefürchteten Osmanen selbst mit der Hand seiner jugendlich reizenden Tochter Theodora und einer reichen Mitgift nicht zu theuer zu erkaufen. Die Vermählung fand mit kaiserlichem Gepränge im Jahre 1346 auf den Ebenen bei Selymbria statt, und ein Hülfscorps von 10,000 Mann, welches Urchan Kantakuzenus, der sich im nächsten Jahren auch Konstantinopels bemächtigt hatte, unter der Führung seiner eigenen Söhne, zur Unterstützung in seinen Kriegen gegen die Serbier zuschickte, war der Preis, welchen dagegen der Sultan für diesen Familienbund zwischen beiden Fürsten einsetzte.

Allein diese gefährliche Hülfe brachte dem getäuschten Usurpator nur wenig Gewinn. Anstatt daß diese Osmanen ihm gegen die Serbier den erwarteten Beistand geleistet hätten, wurden sie nur um so mehr die Plage des bedrängten Reiches, da sie nicht nur selbst das Land

weit und breit verwüsteten, sondern auch die Kaiserin Anna andere kleinasiatische Türkenstämme als Hülfsvölker in ihrem Kampfe gegen Kantakuzenus herbeigezogen hatte, welche nun ihrerseits das offene Land raubend und plündernd durchschwärmten und die wehrlose Bevölkerung scharenweise in die Sklaverei nach Asien schleppten.

So wurde die Noth, das von Jahr zu Jahr wachsende Elend des byzantinischen Reiches, der Boden, auf welchem in Urchan's Geiste der Gedanke der Begründung osmanischer Herrschaft in Europa immer mehr zu thatsächlichem Entschlusse reifte. Der Umsturz des Kaiserthrons von Konstantinopel war und blieb dabei ohne Zweifel sein nächstes Ziel. Wenigstens faßte so sein Sohn Suleiman die Sache auf, als er ihn zum Vollstrecker seines Willens in dieser Beziehung auserkor. „Mit Gottes Hülfe", meinte Suleiman, als er sich zu diesem Heerzug rüstete, „und mit des Vaters Segen hoffe er dieses schwierige Unternehmen wol vollbringen zu können, und dem Feinde die Krone und das Scepter mit Gewalt der Waffen zu entreißen." [4])

Gelang ihm dies auch nicht sogleich, so folgte doch nun Schlag auf Schlag, um die Herrschaft der Osmanen auf europäischem Boden für alle Zukunft zu begründen. Bereits im Jahre 1356 fiel das feste Küstenschloß Tzympe (Dschemenlik), unweit Kallipolis, durch einen kühnen Ueberfall in ihre Gewalt; Kallipolis und das ganze Küstenland bis nach Ipsala und Rodosto hin wurden im nächsten Jahre besetzt und durch osmanische Colonien neubevölkert; einige Jahre später, im Jahre 1365, war Sultan Murad I., welcher auf der ihm von Urchan und Suleiman vorgezeichneten Bahn des Sieges und

und der Eroberungen vorwärts schritt, schnell nach einander Herr von Tschouli, Ditymotichon und endlich selbst Adrianopel mit allen kleinern Städten und Burgen der Umgegend, worauf sich, 1362, auch Philippopolis fast ohne Schwertstreich ergab.

Am Hofe zu Byzanz sah man so die wichtigsten Städte und Provinzen des Reiches in die Gewalt des mächtigen Feindes fallen, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht worden wäre, das Verlorene wiederzugewinnen. Man war schon froh durch einen unsichern Frieden mit dem Sultan für jetzt wenigstens noch die Hauptstadt und ihr Weichbild zu retten. Und wer hätte wol im Abendlande nur daran gedacht, damals, wo es vielleicht noch am leichtesten hätte geschehen können, die Osmanen aus Europa zu vertreiben, blos um dem Kaiser von Byzanz wieder zum ruhigen Besitze seines Reiches zu verhelfen? — Nur in den nördlichen Grenzländern, die zunächst bedroht waren, fing es jetzt an, sich wenigstens etwas zu regen, um den Fortschritten der osmanischen Waffen nach dieser Seite hin Einhalt zu thun.

Der erste Versuch dieser Art war jedoch nicht vom Glücke begünstigt. Ein aus Serbiern, Bosniern, Walachen und Ungarn bestehendes Heer, welches gleich im Jahre 1363 bis an die Ufer der Maritza vorgedrungen war, wurde, obgleich an Stärke den Osmanen weit überlegen, in einer mörderischen Schlacht beinahe gänzlich aufgerieben. In den nächsten Jahren erweiterte hierauf Sultan Murad sein europäisches Reich, nachdem er bereits im Jahre 1365 Adrianopel zur Hauptstadt desselben erhoben hatte, fast ungestört nach allen Seiten hin. Im Jahre 1370 waren die Osmanen schon Her-

ren der großen Engpässe des Balkan, der Darbennen, wie sie seitdem genannt wurden, am Scheitelpunkte des Argentaro und Despoto-Tagh, während das Gebiet des Kaisers von Byzanz kaum mehr über die Mauern der Hauptstadt hinausreichte.

Daß er sich da allein auf die Dauer nicht mehr halten könne, mußte nun dem schwachen Johannes Paläologus, obgleich er sich mit Murad durch friedlichen Vergleich auf gutem Fuße zu erhalten suchte, um so mehr einleuchten, da auch die fortgesetzten Kämpfe der Serbier und Bulgaren gegen die Osmanen im Norden keineswegs von erwünschtem Erfolge begleitet waren. Denn wenige Jahre nachher, 1373, erklärten sowol Lazarus, der Kral der Serbier, sobald er das reiche und stark befestigte Nissa verloren hatte, sowie auch der Bulgarenfürst Sisman freiwillig ihre Unterwerfung. Der Erstere mußte die Souveränetät des Sultans anerkennen und versprach, außer einem jährlichen Tribute von 1000 Pfund Silbers, ein Reitercorps von 1000 Mann zum Heere der Osmanen zu stellen; der Letztere verpflichtete sich zur Heerfolge, so oft der Sultan sie verlangen würde, und sah sich genöthigt, diese misliche Bundesgenossenschaft gleich darauf noch dadurch zu besiegeln, daß er Murad die Hand seiner Tochter überließ.

Das war der Zeitpunkt, wo die Mächte des Westens nun doch endlich veranlaßt wurden, diesen Wandel der orientalischen Dinge wenigstens einmal in ernstere Erwägung zu ziehen. Denn das osmanischen Reich in Europa reichte jetzt schon von den Ufern des Hellespont bis in das Herz von Serbien und Bulgarien, und von den Gestaden des Schwarzen Meeres bis in das Fluß-

gebiet des Wardar. Hier, nach Westen hin, war Seres, dort, gegen Norden, Nissa die äußerste Hochwacht der osmanischen Macht geworden, die nun mit jedem Tage drohender in die christliche Welt des Abendlandes hineinragte.

Die ersten Schritte, die Sympathien der Mächte Europas für die traurigen Geschicke des byzantinischen Reiches bis zu thatsächlicher Hülfe zu steigern, gingen bereits im Jahre 1370 vom Kaiser Johannes selbst aus. Aber sie hatten ein schmähliches Ende und führten zunächst zu nichts. Johannes hatte nämlich geglaubt, er werde seinen Zweck am besten erreichen, wenn er sich selbst nach dem Abendlande begäbe und den Mächten, auf deren Beistand er vor allem rechnen mochte, die Noth seines Reiches und die Gefahren der Christenheit persönlich ans Herz lege. Er raffte also Alles, was er an Geld in seinen fast ausgeleerten Kassen noch aufbringen konnte, zusammen, und schiffte sich mit einigen Dreiruderern nach Italien ein.

In Venedig, wo er zuerst landete, wurde er zwar, wie es der kaiserlichen Würde gebührte, ehrenvoll, aber kalt empfangen. Von einer Unterstützung mit Geld oder Schiffen wollte die Signorie gar nichts hören. [5]) Einmal war sie damals selbst in einen kostspieligen Krieg mit den Genuesern verwickelt, und dann, scheint es, mochte sie, solange die Osmanen noch keine Seemacht hatten und die Ausbreitung ihrer Herrschaft doch vorzugsweise auf das Binnenland richteten, auch die Gefahren für die Republik noch gar nicht für so dringend halten, daß sie sich zu Gunsten des hinfälligen Kaiserthums von Byzanz zu besondern Opfern hätte bewegen lassen. Alles was

daher der in seinen Erwartungen getäuschte Kaiser, dem nun schon die Gelder auszugehen begannen, da erlangen konnte, beschränkte sich darauf, daß ihm venetianische Geldmäkler für schwere Zinsen ansehnliche Vorschüsse machten, damit er nur seine Reise nach Frankreich zu König Karl V. fortsetzen könne.

Aber auch da fand er ebenso wenig Gehör wie bei einigen andern Fürsten, bei denen er zu gleichen Zwecken anklopfte. König Karl hatte ja damals viel zu viel mit seinen Kriegen gegen England und den ewigen Fehden mit seinen Vasallen zu thun, als daß er sich dazu hätte verstehen können, sein Geld und seine Waffen zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zur Rettung des Kaisers von Byzanz zu gebrauchen, wovon, soviel steht fest, damals auch im Volke Niemand etwas wissen wollte.

Nur Papst Urban V. ließ sich etwas williger finden und versprach dem bedrängten Fürsten, als er endlich nach Rom kam, eine Hülfe von 15 Galeeren, 500 Reitern und 1000 Bogenschützen. Jedoch war diese Freigebigkeit des päpstlichen Stuhles nichts weniger als uneigennützig. Der Heilige Vater knüpfte daran eine schwere Bedingung; er verlangte von dem Kaiser, daß er dem Glauben der griechischen Kirche entsage. Johannes — die Noth ließ keine Wahl — verstand sich auch dazu. Nur war es mit dem von ihm deshalb abgelegten feierlichen Gelübde ebenso wenig aufrichtig gemeint wie mit den Versprechungen des Papstes, die niemals erfüllt wurden.

Trostlos und mit einer ungeheuern Schuldenlast beladen kehrte daher der arme Kaiser nach Venedig zurück, um sich dort wieder nach Konstantinopel einzuschiffen.

Das wollten nun aber seine Gläubiger nicht eher zugeben, als bis er ihren Foderungen vollständig Genüge gethan. Und da er dies eben nicht konnte, ließen sie ihn, des Purpurs ungeachtet, greifen und in das Schuldgefängniß setzen, aus dem er erst durch seinen zweiten Sohn Emanuel, damals Statthalter in Thessalonika, wieder befreit wurde. Denn dieser eilte, als er des Vaters Misgeschick erfuhr, mit allen seinen Schätzen selbst nach Venedig und erlöste ihn endlich aus den Banden dieser hartherzigen Krämer. [6])

Seitdem hatten der Ruin des byzantinischen Reiches und das Wachsthum osmanischer Macht auf europäischen Boden in beständiger Wechselwirkung gleichmäßig ihren natürlichen Fortgang. Im Jahre 1382 war Murad schon Herr von Sofia, damals noch einer der wichtigsten Waffenplätze des Reiches, dessen herrliche Lage die Osmanen so entzückte, daß ihre Chronisten keinen Anstand nehmen, sie selbst mit dem Paradiese zu vergleichen. [7]) Nur die Nothwendigkeit in die sich Murad versetzt sah, seine Blicke und seine Waffen auch noch fortwährend nach Asien zurückzuwenden, hielt für jetzt den wankenden Kaiserthron von Konstantinopel und verzögerte wenigstens einigermaßen die Ausbreitung seiner Herrschaft auf europäischem Boden.

Aber auch die abermalige Erhebung der Serbier und Bulgaren war nicht im Stande, ihr auf die Dauer ein Ziel zu setzen. Noch im Jahre 1387 kämpften zwar Lazarus, der Kral der Serbier, und Sisman, der Bulgarenfürst, nicht ohne Glück gegen die in Bosnien zurückgebliebenen Truppen Murad's; allein schon im nächsten Jahre waren die Osmanen, nachdem sie die Engpässe

des Hämus durchbrochen hatten, Meister von ganz Bulgarien mit den wichtigsten Donaufestungen, wie namentlich Hirschowa, Silistria, Nikopolis u. s. w., und ein Jahr später, 1380, entschied der erste Riesenkampf zwischen Christen und Osmanen auf den Ebenen von Kossowa das Schicksal Serbiens und seiner Nachbarländer.

Denn nicht nur erklärte Stephan, der Sohn und Nachfolger des Lazarus, welcher, wie Murad selbst, auf dem Schlachtfelde von Kossowa seinen Tod gefunden hatte, seine Unterwerfung, sondern, neben dem Kaiser von Byzanz, demüthigten sich nun auch die übrigen kleinen christlichen Fürsten der Umgegend vor Bajesid's I. Throne, als dieser, während seine Heerscharen ihre Streifzüge schon über Albanien und bis in die illyrischen Küstenländer erstreckten, sein Hoflager zu Seres in Macedonien aufgeschlagen hatte. Da finden wir, bereits im Jahre 1395, die Fürsten von Serbien und der Bulgarei, den Woiwoden der Walachei, Konstantin Dragases, welcher noch einen kleinen Landstrich in dem nördlichen Flußgebiete des Wardar innehatte, endlich selbst den Despoten Theodor, den Bruder des Kaisers von Byzanz, der von Mistra aus einen Theil der peloponnesischen Halbinsel beherrschte, und den Herrn von Monembasia, Mamonas, als zinspflichtige oder schutzflehende Vasallen des mächtigen Sultans.

Nun wurden aber auch schon die Verhältnisse der Osmanen zu Ungarn mit jedem Jahre bedenklicher, gereizter und gespannter. Die südlichen Grenzprovinzen Ungarns waren längst von Serbien aus von vereinzelten osmanischen Heerhaufen beunruhigt und heimgesucht worden, es war dort schon zu ziemlich heftigen Kämpfen ge-

kommen, als König Sigismund von Ungarn im Jahre 1392 zum ersten mal mit Heeresmacht in Bulgarien eindrang, die Osmanen in mehren Gefechten schlug, dann selbst die Donaufestung Klein-Nikopolis auf kurze Zeit besetzte, endlich aber doch der Uebermacht der Feinde weichen und den Rückzug antreten mußte. Seitdem war der Bruch zwischen dem König von Ungarn und dem Sultan der Osmanen auf alle Zeiten entschieden. König Sigismund wurde nothgedrungen der erste Vorkämpfer der bedrohten christlichen Welt des Abendlandes, wohin er nun auch, überdies vom Kaiser Emanuel, der um diese Zeit seine letzten Besitzungen an den Küsten Macedoniens und des Schwarzen Meeres verlor, gedrängt, seine Blicke wandte, um sich unter den Fürsten der Christenheit nach nachdrücklicherer Hülfe umzuthun.

Seine Bitten und Vorstellungen waren in der That so dringend, daß sie nicht ohne Erfolg bleiben konnten. Zum ersten mal, scheint es, brachte jetzt das lebendigere Bewußtsein von den aus Osten herannahenden Gefahren eine eigenthümliche Bewegung in die christlich-europäische Welt, welche indessen, weit entfernt, sogleich tiefer in die niedern Schichten des Volks einzudringen und einen allgemeinern Charakter anzunehmen, vorerst auf die höhern Sphären, die Fürsten und ihre Ritterschaft, beschränkt blieb. Vorzüglich war es der junge, thatenlustige Adel, welchen damals die großartigen Erinnerungen aus der Vorzeit, die Sehnsucht nach dem Ruhme der Väter noch ein mal mit der begeisternden Idee eines Kreuzzuges erfüllten und mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Oriente trieben zur Vernichtung der Osmanen und zur Wiedereroberung des Heiligen Landes.

So finden wir auch aus deutschen Landen unter Denen, welche an der Spitze ihrer Fähnlein damals gen Ungarn zogen, um sich an König Sigismund's Heerbann anzuschließen, manchen Namen von edler Herkunft und gutem Klange: den Grafen Friedrich von Hohenzollern, Großprior von Deutschland, den Kurfürsten von der Pfalz, den Grafen von Mümpelgard, Burgvogt von Nürnberg, als Führer der bairischen Truppen, Graf Hermann II. von Cilly, Feldhauptmann der steierschen Hülfsvölker, und viele Andere von gleichem Werthe in den Jahrbüchern deutscher Helden- und Kriegsgeschichte.

Den höchsten Gipfel erreichte indessen der Drang nach Kampf und Abenteuern bei dieser Gelegenheit unter der jungen übermüthigen Ritterschaft jenseit des Rheins, in Frankreich. Unter ihr hatten die Nachrichten über die Fortschritte der osmanischen Waffen in Europa, ohne daß man gerade für die Rettung und Erhaltung des byzantinischen Kaiserthrons schwärmte, schon längst einen begeisternden Widerhall gefunden. Man kennt ja die Abenteuer und Fährlichkeiten, welche der ritterliche Graf von Eu und der heldenmüthige Messire Jean le Maingre, genannt Bouciquaut, später Marschall von Frankreich, schon zu Zeiten des Sultans Murad I. auf ihren Reisen durch das osmanische Reich, das Heilige Land und Aegypten erlebt, und die der Letztere hinterher selbst so anziehend und naiv erzählt hat. [8]) Sie hatten Konstantinopel und Jerusalem gesehen, waren mehre Monate in dem Lager und bei dem Heere des Sultans, unweit Kallipolis, gewesen, hatten dann längere Zeit in der Gefangenschaft in Kairo zugebracht und waren

endlich über Cypern und Rhodos, durch Thracien, Bulgarien und Ungarn nach Frankreich zurückgekehrt.

Da wirkte die Mär von der gewaltigen Macht der Osmanen und dem Elende der von ihnen unterworfenen Länder, die sie mit nach der Heimat brachten, gar wunderbar auf die Phantasie der jungen Ritter, dieser Träger manches berühmten Namens, der schon unter dem Paniere Gottfried's von Bouillon und Ludwig's des Heiligen geglänzt hatte. Wurde doch der Tod Murad's in der Schlacht bei Kossowa, ungeachtet der Niederlage der Serbier und ihrer Verbündeten, in Paris als ein Sieg der Christenheit über die Osmanen durch eine solenne Dankmesse in Notre-Dame gefeiert, an welcher König Karl VI. mit seinem ganzen Hofstaate persönlich Theil nahm. [9])

Die Gesandten des Königs Sigismund, vier stattliche ungarische Ritter, fanden daher hier für ihre Klagen einen sehr fruchtbaren Boden, als sie zu Anfang des Jahres 1396 auch zu Paris am Hofe Karl's VI. erschienen, um die Hülfe des mächtigen Frankenkönigs gegen diese Feinde des christlichen Namens in Anspruch zu nehmen.

„Dein Freund und Blutsverwandter", redeten sie ihn unter Anderm in feierlicher Audienz vor dem versammelten Hofstaate an, „hat uns zu deiner Hoheit entsendet, um dir den kläglichen Zustand seines Reiches zu schildern und dich davon in Kenntniß zu setzen, daß ihm in kurzem der Untergang bevorsteht, wenn ihm nicht deine mächtige Hülfe, welche bis jetzt noch Niemandem versagt worden ist, so schnell wie möglich zu Theil wird. Denn es ist allgemein bekannt, daß Bajesid, dieser ruch-

loseste Tyrann, fast alle Christen Bulgariens, der Walachei und Ungarns, in Fesseln geschlagen, in den scheuslichsten Gefängnissen zu Hunger, Kummer und Elend verdammt hat. Die meisten Städte jener Länder, welche früher dem Könige von Ungarn und dem christlichen Glauben zugethan waren, schmachten jetzt schon unter dem Joche der härtesten Sklaverei der Türken, welche mit viehischer Lust (ferina rabie) Jahr für Jahr nach dem Blute der Christen dürsten und ohne Unterlaß aus allen Kräften auf ihren gänzlichen Untergang hinarbeiten. Wer könnte wol die Schilderungen ihrer Grausamkeiten noch mit trockenen Augen anhören?"

Und da folgt nun eine herzzerreißende Aufzählung von geschändeten und beraubten Kirchen und Heiligthümern, hinweggeschleppten Priestern, entehrten Frauen und Jungfrauen, ein Thema, welches seitdem in allen dergleichen Litaneien über die Barbarei der Osmanen, mit den grellsten Farben ausgemalt, immer wiederkehrt. Es sei ja bekannt, daß ihr König — fügten dann die Gesandten noch hinzu — gegen dieses verabscheuungswürdige, aber mächtige Volk schon oft, leider nur selten mit glücklichem Erfolge (vario eventu et saepissime infausto), gekämpft habe. „Ist es schon hart und beklagenswerth genug, was uns hier das traurige Loos der Christen einzugestehen zwingt, so müssen wir doch noch hinzufügen, daß der abscheuliche Bajesid bereits damit gedroht hat, er werde ihnen in kurzem weit Schlimmeres angedeihen lassen. Deshalb suchen sie jetzt unter dem Schatten deiner Hülfe, großer König, ihre Zuflucht. Deshalb, erlauchter Fürst, fleht unser König zu dir und allen Fürsten der edlen Lilie, daß ihr ihm mit Gottes Hülfe

und nach den Rechten des Blutes und der Verwandtschaft, mit Rath und That beistehen möget, indem er euch dagegen gelobt, daß fernerhin Niemand sein wird, der euch größere Hingebung, größere Treue beweisen wird, als er." [10])

In den an König Karl gerichteten Briefen Sigismund's, so berichtet wenigstens Froissart, waren diese Dinge noch weiter ausgeführt und noch eindringlicher geschildert. Da sollte Bajesid schon so weit gegangen sein, daß er dem König habe sagen lassen, er werde kommen, um ihn in seinem Lande zu bekämpfen, und dann sogleich siegend bis nach Italien vordringen, um sein Pferd auf dem Altar von St.-Peter zu Rom mit Hafer zu füttern und dort den Sitz seines Reiches aufzuschlagen; der Kaiser von Konstantinopel werde da in seinem Gefolge sein und alle Fürsten und Herren des byzantinischen Reichs werden sich als Vasallen demüthigen vor seinem Throne. [11])

Das erhitzte die Geister des jungen ruhmbegierigen Adels gewaltig. Die gewünschte Hülfe ward den ungarischen Gesandten, welche nach nur neuntägigem Anfenthalte in Paris nach ihrer Heimat zurückeilten, ohne weiteres zugesagt; und als dann der König, um auch das Volk für diesen Kreuzzug zu begeistern, die ungarischen Briefe im ganzen Reiche durch Herolde bekannt machen ließ, war der Zudrang der Ritter so groß, daß man sich genöthigt sah, eine Auswahl zu treffen. Graf Jean de Nevers, der Erstgeborene des Herzogs Philipp von Burgund, welcher, mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs, an die Spitze des ganzen Unternehmens trat, sah sich genöthigt, die Zahl der Ritter,

welche mit ihren Fähnlein seinem Paniere folgen wollten, auf 2000 zu beschränken. Der Herr de Coucy, ein unter den Waffen ergrauter Kriegsheld jener Zeit, die Herren Guy und Guillaume de Tremouille und der Admiral von Frankreich, Jean de Vienne, standen ihm als väterliche Freunde und Rathgeber znr Seite. Dann werden noch der Graf von Eu, Connétable von Frankreich, Philipp von Artois, der Graf von der March, die Herren Heinrich und Philipp de Bar, sämmtlich Blutsverwandte des königlichen Hauses, die Edlen von Roja, Saint-Paul, Monturel, Sampi, genug die bewährtesten Ritter aus allen Theilen des Landes, und endlich Marschall Bouciquaut, der nirgends fehlte, wo es Ruhm und Thaten galt, namentlich unter Denen genannt, welche es sich zur Ehre rechneten, in diesem Kampfe zur Rettung der Christenheit Gut und Blut einzusetzen. [12])

Man weiß nun leider, wie kläglich dieser mit bedeutenden Kräften, großen Kosten und noch größern Erwartungen unternommene Heerzug, bei welchem der Graf von Nevers, wie er selbst meinte, erst seine Ritterspuren verdienen wollte, auslief. Wir wollen ihn hier nicht weiter ins Einzelne verfolgen. Wir wollen nicht wiederholen, was schon der ehrwürdige Chronist von St.-Denys in heiliger Entrüstung gern mit Stillschweigen übergangen hätte, um es ewiger Vergessenheit anheimzugeben: wie diese neuen Kreuzritter schon unterwegs in Wollust und Wohlleben, bei liederlichem Weibsgesindel und Würfelspiel, mit Carnevalsfreuden und eitler Kleiderpracht Zeit und Kräfte vergeudeten. Er kann kaum Worte finden, um die Schwelgerei, die Unzucht, den bis zum Wahnsinn getriebenen Luxus in dem französischen Lager

mit den gehörigen Farben auszumalen. Noch unter den Mauern von Nikopolis erregten dieses wüste Leben, der Aufwand in kostbaren Gewändern, Flitterstaat und den seltensten Genüssen der Tafel, vor allem aber die langen Schnabelschuhe, die oft zwei Fuß und noch mehr maßen, womit diese französischen Stutzer einherstolzirten, die Verwunderung, das Entsetzen selbst der türkischen Gefangenen. Vergeblich suchten die das Heer begleitenden Geistlichen durch ihre Ermahnungen Zucht und Ordnung, Demuth und einen bessern Geist wieder herzustellen. „Das Alles aber", seufzt der über solche Schmach tief betretene Chronist, „nützte gerade nicht mehr, als wenn man einem tauben Esel eine Fabel erzählt hätte."[13])

Znm Unglück steigerten die ersten glücklichen Schläge den Uebermuth der französischen Ritter bis zur verhängnißvollsten Verblendung und der unbändigsten Tollkühnheit. Kaum hatte das gesammte Heer ohne sonderlichen Widerstand bei Orsowa und Widdin die Donau überschritten und sich einiger kleinern Festungen bemächtigt, als die Franzosen unaufhaltsam nach Nikopolis vorwärts drängten, welches, da man nicht einmal mit dem nöthigen Sturmzeug versehen war, vergebens berannt wurde. Bajesid behielt also Zeit, mit seiner Hauptmacht nach Nikopolis zu eilen, wo, um die Michaeliszeit des Jahres 1396, jene denkwürdige Schlacht stattfand, in welcher die Franzosen, die sich mit Gewalt ins Vordertreffen gedrängt hatten, zwar dem Ruhme anerkannter Tapferkeit alle Ehre machten, aber am Ende doch ihre Tollkühnheit, fast bis auf den letzten Mann, mit dem Verluste des Lebens oder der Freiheit büßen mußten.

Entsetzlich war die Bestürzung im ganzen Abendlande, und vor allem in Frankreich, als dort die erste unsichere Kunde von diesem Ausgange des Kreuzzuges nach Ungarn eintraf. Man hatte kaum den Muth, ihr Glauben zu schenken, und schwere Strafen wurden auf Befehl des Königs über Die verhängt, welche es wagen würden, sie ohne überzeugende Beweise weiter zu verbreiten. Aber diese Beweise waren am Ende nur zu überzeugend. Da bemächtigte sich die trostloseste Entmuthigung der Geister. Am 9. Januar 1397 ließ Karl VI. in allen Kirchen von Paris und dann auch in denen von ganz Frankreich für die Gefallenen ein feierliches Todtenamt abhalten, und anstatt daran zu denken, aufs neue zu rüsten, ließ man es nur die erste Sorge sein, Alles an Geld und Schätzen aufzubringen, was nöthig war, um die Ritter, die noch in der Gefangenschaft zu Brusa schmachteten, loszukaufen und ihre Schulden zu tilgen.

Das Geschäft, bei welchem man am Ende auch noch zu venetianischen und genuesischen Geldmäklern auf Chios seine Zuflucht nehmen mußte, zog sich indessen noch so in die Länge, daß die Gefangenen erst nach Verlauf von fast zwei Jahren nach Frankreich zurückkehren konnten, unter ihnen der junge Graf von Nevers, welcher sich an den Ufern der Donau hatte zum Ritter schlagen lassen, und Marschall Bouciquaut. Man wollte es fast nur als Hohn betrachten, als Sultan Bajesid die reichen Geschenke, welche Karl VI. ihm zugehen ließ, um die Befreiung der Gefangenen zu fördern, die feinsten Stoffe und die werthvollsten Erzeugnisse des damaligen französischen Kunstfleißes, nebst einem prächtigen Zuge weißer

Falken, auf seine Weise erwiderte. Denn seine Sendung bestand in eisernen Waffen, zehn wollenen Panzerhemden, einem Schlachtroß mit gespaltenen Nasenlöchern, einer Heerpauke und sechs Bogen, deren Sehnen aus Menschenleder gedreht waren.

Man wußte am Hofe König Karl's anfangs gar nicht, wie man diese sonderbaren, wegen ihrer Neuheit zwar merkwürdigen, an sich aber werthlosen Geschenke aufnehmen und deuten sollte. Am Ende kam man jedoch dahin überein, daß der Sultan damit wol nichts Anderes bezweckt habe, als dem Könige und seinen Rittern die Niederlage bei Nikopolis in lebendigem Andenken zu erhalten. [14]) Sie wirkten daher eher niederschlagend als ermuthigend auf den französischen Hof, sowie denn überhaupt selbst das Unglück bei Nikopolis noch nicht dazu gemacht war, im Abendlande sogleich eine allgemeinere und nachhaltigere Bewegung gegen das osmanische Reich hervorzurufen. Man ließ es im Gegentheil ruhig geschehen, daß Bajesid nach dem Siege bei Nikopolis durch seine Heerscharen abermals die ungarischen und selbst die deutschen Grenzländer — sie sollen damals schon bis Pettau in Steiermark vorgedrungen sein — vorzüglich aber Bosnien und die Walachei, deren Fürsten bei Nikopolis gleichfalls gegen ihn gestanden hatten, weit und breit brandschatzen und verheeren ließ, wenn es dabei auch noch nicht zu bleibenden Niederlassungen der Osmanen jenseit der Donau und der Save kam. Die Donaufestung Galamboz blieb für jetzt die äußerste osmanische Hochwacht nach Norden hin.

Denn zunächst nahmen doch auch wieder die byzantinischen Händel und die immer drohender werdenden

asiatischen Angelegenheiten die Macht und die Thätigkeit Sultan Bajesid's in Anspruch. Dieses fast schon auf nichts herabgesunkenen Schattenkaiserthum von Konstantinopel wurde ihm nun doch immer lästiger und unbequemer, obgleich er es kaum, so scheint es fast, der Mühe werth achtete, ihm mit Waffengewalt vollends ein Ende zu machen. Er hoffte jedenfalls, daß es in kurzem nun doch durch seinen eigenen Ruin in seine Gewalt fallen müsse. Daß aber dieser nach der Niederlage der Christen bei Nikopolis kaum mehr abzuwenden sei, wenn ihm nicht schleunige Hülfe aus dem Abendlande, namentlich aus Frankreich werde, davon war Niemand mehr überzeugt, als Kaiser Emanuel. Zu diesem Zwecke schickte er bereits im Sommer des Jahres 1397 seinen eigenen Oheim Paläologus Theodor Kantakuzenus mit einem Sendschreiben an König Karl VI., in welchem er sein Elend und die Noth seines nur noch auf die Hauptstadt beschränkten Reiches in den düstersten Farben schilderte und um schleunige Hülfe bat.

„Mein Bruder", heißt es unter Andern in diesem kaiserlichen Briefe, welcher am 1. Juli 1397 zu Konstantinopel unterzeichnet war, aber erst um die Mitte Octobers in Paris eintraf, „in Betracht der unermeßlichen Macht, welche, wie wir wissen, der ungläubige Tyrann Bajesid, der Beherrscher der Türken, der Feind Jesu Christi und des ganzen katholischen Glaubens, besitzt, eine Macht, die täglich wächst; in Betracht ferner des Elends und der Noth, welche wir und die Unserigen schon seit langer Zeit erduldet haben und noch erdulden, vorzüglich aber seit ungefähr drei Jahren, seit welcher Zeit uns Bajesid, welcher mit allen Kräften und Mitteln Tag und Nacht

daran arbeitet, unsere Hauptstadt und die Christen dieser Lande seiner Herrschaft zu unterwerfen, und den christlichen Namen von dem ganzen Erdkreis zu vertilgen, mit Krieg heimsucht; in Betracht desgleichen des unsaglichen Nachtheils, welcher der ganzen Christenheit daraus erwachsen würde, wenn der Türke Bajesid in Bezug auf unsere Hauptstadt seinen Zweck erreichen sollte, was Gott verhüten möge; in Betracht endlich, daß diese Hauptstadt in keinem Falle (nullatenus) sich noch bis zum nächsten Sommer halten kann, bis wohin wir durch die Gnade Gottes und die Vermittelung Eurer königlichen Majestät, auf die wir unsere vorzüglichste Hoffnung setzen, die Hülfe der Christen erwarten und zu erhalten hoffen: in Betracht dieser Umstände haben wir Euch unsern Oheim, Herrn Theodor Paläologus Kantakuzenus zugeschickt .... Wir leben um so mehr der festen Ueberzeugung, Eure königliche Majestät zu Allem bereit zu finden, was wir von Ihr bedürfen, da wir gesehen haben, daß Ihr im zunächst verflossenen Jahre aus eigenem Antriebe und ohne daß von uns eine Auffoderung an Euch ergangen wäre, blos um Gottes willen, zu unserer und der Christen dieser Lande Befreiung eine große Macht abgeschickt habt, welche gewiß vollständig ihren Zweck erreicht hätte, wenn sie nicht, um unserer Sünden willen, unerwartetes Unglück betroffen hätte. Jetzt sind wir aber der Hülfe, welche wir damals bedurften, um so mehr benöthigt, weil wir durch den bereits erwähnten Krieg aufs Aeußerste erschöpft sind, wie Eure Majestät von Euern Baronen und Rittern, welche Alles gesehen haben und von dem Zustande und den Verhält-

nissen dieser Länder vollständig unterrichtet sind, am besten erfahren kann." [15])

Kantakuzenus, welcher nicht unterließ, den Inhalt des kaiserlichen Schreibens noch mehr durch mündliche Aussagen hervorzuheben und zu bestätigen, fand zwar von Seiten des Königs und seines Hofstaats, der über diese Sendung des einst so mächtigen Kaisers, dessen Vorfahren vor Zeiten den Erdkreis beherrscht, nicht wenig verwundert war, die ehrenvollste Aufnahme, mit der zu leistenden Hülfe aber wollte man sich keineswegs übereilen. Vergebens erklärten sich die Herzöge von Berri und Burgund sogleich in der ersten feierlichen Audienz des Gesandten dafür, daß man den gewünschten Beistand nicht versagen könne, vergebens bat des Königs eigener Bruder, der Herzog von Orléans, denselben fußfällig, er möge ihm erlauben, als Haupt und Führer an die Spitze dieses neuen Kreuzzuges zu treten: Karl VI. ließ sich nicht erweichen; denn noch, meinte er, stehe ihm das Unglück, welches sein Heer in Ungarn erlitten habe, — damals waren noch nicht einmal die Gefangenen wieder ausgelöst — zu lebendig und schmerzlich vor der Seele. Kantakuzenus wurde daher mehre Monate ohne Antwort hingehalten und endlich zwar mit reichen Geschenken an kunstreich gearbeiteten Gold- und Silbergeschirr und kostbaren Gewändern in Seidenstoffen, zugleich aber mit dem untröstlichen Bescheide entlassen, man werde dem Kaiser ein anderes mal, zu gelegenerer Zeit gern die gewünschte Hülfe schicken. [16])

Nun wurden aber doch auch die Verhältnisse des Abendlandes zu der wachsenden Macht der Türken immer

brennender und bedenklicher. Namentlich fingen die beiden Seemächte, Genua und Venedig, so sehr sie sich auch bis dahin mit den Osmanen noch immer auf guten und achtunggebietenden Fuße zu erhalten gewußt hatten, schon an, für ihre schönen Colonien im Oriente und ihren damals so blühenden Levantehandel ernstliche Besorgnisse zu hegen.

Bereits zu Anfange des Jahres 1399 finden wir Gesandte beider Republiken am Hofe Karl's VI., welche die Hülfe Frankreichs — denn darauf rechnete seit dem Zuge nach Ungarn nun doch einmal die ganze christliche Welt — theils — und das war wol mehr Vorwand — für den Kaiser von Byzanz, theils und vorzüglich aber auch für sich selbst in Anspruch nahmen. Die Türken, diese Feinde des christlichen Namens, stellten dem Könige die Venetianer vor, hätten unlängst einige ihnen zugehörige Inseln besetzt; allein können sie dieselben von dort nicht wieder vertrieben, sie nehmen deshalb zur Hülfe des Königs ihre Zuflucht; der Verlust dieser Inseln sei aber um so empfindlicher, da sie so reich an Spezereien und wolriechenden Kräutern seien, daß sie bisher die Bedürfnisse vieler christlicher Länder an diesen Dingen befriedigt hätten. Sie selbst sowol wie die Genueser, wollten zu diesem Zwecke je acht Galeeren stellen, indem sie zugleich Hoffnung machten, daß auch die Rhodiser das Ihrige thun würden. Der König versprach hierauf, zu gelegener Zeit (opportuno tempore) ein Hülfscorps zu schicken und entließ die Gesandten, wie immer, mit angemessenen Ehrengeschenken. [17])

Für dies mal konnte man nicht umhin, wenigstens einigermaßen Wort zu halten. Vorzüglich auf Betrieb

des Marschalls Bouciquaut wurde noch im Frühjahre 1399 ein Häuflein von 1200 Mann, 400 Ritter, ebenso viel Knappen (varlets armés), der Rest der Bogenschützen, aufgebracht, welches sich, unter des Marschalls eigener Führung, bereits im Mai zu Aigues-Mortes nach dem Oriente einschiffte. Viel war mit einer solchen Hülfe in keinem Falle auszurichten, obgleich der tapfere Marschall die Heldenthaten, welche er mit seinen Leuten auf diesen Heerzuge vollbracht haben will, von denen aber die Byzantiner abermals keine Silbe erwähnen, hinterher in seinen Denkwürdigkeiten mit größter Ausführlichkeit ins glänzendste Licht zu versetzen gesucht hat.

Gewiß ist, daß er mit seinen sechs Schiffen über Chios, Negroponte und Tenedos, wo die Galeeren der Venetianer, der Rhodiser und des Fürsten von Lesbos zu ihm stießen, sich glücklich durch die damals zwar noch nicht verschlossenen, aber von Kallipolis aus von den Osmanen doch schon streng überwachten Dardanellen durchschlug und zunächst nach Pera gelangte, dessen Erhaltung damals für Konstantinopel von ganz besonderer Wichtigkeit war. Denn diese bedrängte Hauptstadt, welcher die Zufuhr von allen andern Seiten her bereits so gut wie gänzlich abgeschnitten war, konnte eigentlich nur noch von da mit einiger Sicherheit verproviantirt werden.

Wurde Bouciquaut, so meint der sehr nüchterne und verständige Chronist von St.-Denys, schon deshalb wie ein Schutzengel (tamquam angelus Domini) von dem Kaiser und dem Volke von Byzanz aufgenommen, so erwarb er sich um die letzten Lebenstage dieses einst so mächtigen und jetzt so armseligen Kaiserreichs auch noch

insofern ein wesentliches Verdienst, daß er wenigstens das Weichbild von Konstantinopel wieder etwas von den Räubereien der Osmanen säuberte und zwischen Kaiser Emanuel und seinem Neffen Johannes, damals noch dem Namen nach Statthalter von Selymbria, welche um die fast schon zerschellte Krone miteinander in Hader lebten, einen Vergleich zu Stande brachte, demzufolge der Friede und die Eintracht wieder soweit hergestellt wurde, daß sich Emanuel, während er Johannes die Regierung überließ, bereits im nächsten Jahre, 1400, mit seiner Familie nach den Abendlande begeben konnte, um den Mächten der Christenheit seine und seines Reiches Noth nochmals persönlich dringend ans Herz zu legen und sie, um ihrer selbst willen, zu nachdrücklicher Hülfe aufzufodern.

Auch Marschall Bouciquaut kehrte nach etwa einjährigen Verweilen in Konstantinopel, wo er sich bei der Leere des kaiserlichen Schatzes und der ungeheuern Theurung aller Lebensmittel nicht einmal mit seiner kleinen Schar länger halten konnte, wieder nach Frankreich zurück. Nur auf dringendes Bitten der über seinen Abzug bestürzten Byzantiner ließ er dort ein Fähnlein von nur 100 Rittern, 100 Knappen und einer Anzahl Armbrustschützen, für deren Unterhalt und Sold er wohlweislich auf ein Jahr in voraus sorgte, unter den Befehlen des Herrn von Chasteaumorant zurück, um wenigstens die Verproviantirung der Stadt noch einigermaßen zu decken. Vier venetianische und vier genuesische Galeeren, die gleichfalls im Hafen liegen blieben, sollten Herrn Chasteaumorant dabei nach Kräften nnterstützen. Das war also die Macht, welche das ganze Abendland damals einsetzte, um das alte, morsche byzantinische Reich zu retten und

die mit unwiderstehlicher Jugendkraft aufsterbende Gewalt der Osmanen niederzuhalten und zu bezwingen. [18])

Und auch die persönliche Gegenwart des Kaisers im Abendlande brachte die Dinge, ungeachtet seiner dringendsten Bitten und Vorstellungen, in dieser Beziehung nicht weiter. Nachdem er zu Modon im Peloponnes seine Familie zurückgelassen hatte, durchzog er fast ganz Italien, ward überall, namentlich zu Venedig, Florenz, Ferrara, Genua und Mailand, mit größten Ehren empfangen, konnte aber weiter nichts erlangen als wohlgemeinte Versprechungen, womit man ihn auf bessere Zeiten vertröstete. Dann eilte er nach Paris, wo der Glanz seines Einzugs Alles übertraf, was man bis dahin in dieser Art gesehen hatte. Der herzliche Empfang, der ihm hier von Seiten des Königs und seiner Vasallen zu Theil wurde, mochte ihn mit den zuversichtlichsten Hoffnungen für die Zukunft seines Reiches erfüllen.

Zwischen einem Ehrengefolge von 2000 berittenen pariser Bürgern war ihm der Kanzler von Frankreich und das ganze Parlament von Paris, seinen Präsidenten an der Spitze, bis nach Charenton entgegengezogen, während der König selbst, umgeben von einer Schar von Herzögen, Grafen und Baronen, an der Grenze des Weichbildes der Stadt seiner harrte und ihn da mit unbedecktem Haupte und feierlicher Umarmung unter Trompeten und Paukenschall begrüßte. Kaiser Emanuel war, wie ihn bei dieser Gelegenheit der Chronist von St.-Denys schildert, obgleich in vorgerücktem Alter, und nur von mittelmäßiger Größe, noch ein gar stattlicher Herr, welcher sich in seinem weißseidenen Kaisermantel mit dem langen über die breite Brust herabrollenden

weißen Barte auf dem prächtigen Schimmel, den ihm der König verehrt hatte, so ehrwürdig, so majestätisch ausnahm, daß alle Welt der Meinung war, Niemand sei des Herrschens würdiger als er. [19])

So oft man aber unter den glänzenden Festlichkeiten, welche des Kaisers Gegenwart in Frankreichs Hauptstadt verherrlichen sollten, in besondern Conferenzen auf den eigentlichen Zweck seiner Reise zu sprechen kam, lieh der König den mit aller Kraft der Verzweiflung vorgetragenen Wünschen Emanuel's zwar immer ein wohlgeneigtes Ohr, blieb jedoch in der Hauptsache nur wieder bei Versprechungen stehen, zu deren Erfüllung wenigstens zunächst keine Anstalten gemacht wurden. [20])

Dieses vergeblichen Harrens müde, begab sich der Kaiser, der schon am 3. Juni in Paris eingetroffen war, im September auch nach England, um die Hülfe König Heinrich's IV. in Anspruch zu nehmen, scheint indessen dort ebenso wenig erreicht zu haben. Und als er dann im Februar 1401 wieder nach Paris zurückkehrte, hatte seine Sache auch da insofern schon eine schlimmere Wendung genommen, als nicht Wenige, namentlich Leute der Wissenschaft, es im hohen Grade anstößig fanden, daß der König mit dieser von der römischen Kirche abgefallenen griechischen Ketzern an ein und demselben Gottesdienste Theil zu nehmen pflege. In dieser Richtung mag es damals schon an offenen und geheimen Aufhetzereien nicht gefehlt haben, welche vorzüglich auch das Volk der orientalischen Sache abwendig gemacht haben dürften, wenn man auch den König damit entschuldigen wollte, daß er auf jede Weise bemüht sei, den abtrünnigen Kaiser in den Schoos der alleinseligmachenden

Kirche zurückzuführen.[21]) Das wurde also damals schon ein bedeutendes Moment bei der Beurtheilung und Lösung der orientalischen Frage.

Auch nach der Rückkehr des Kaisers aus England kam man damit keinen Schritt weiter. Der König ließ zwar den Kaiser und sein Gefolge im Louvre (in castro Lupare) fortwährend glänzend bewirthen und von Zeit zu Zeit durch wahrhaft königliche Geschenke erfreuen, in der Hauptsache aber ging man nicht darüber hinaus, daß der König wiederholt seine Zusage wegen Bewilligung eines kleinen Hülfscorps von 1200 Mann erneuerte. Damit allein konnte indessen dem Kaiser nur wenig gedient sein. Er wandte sich daher von Paris aus auch noch an andere Fürsten und Herrn der abendländischen Christenheit, die ihn gleichfalls, so meint wenigstens Dukas in seiner emphatischen Weise, sämmtlich wie einen „Halbgott" verehrten und reich beschenkten, aber sonst sich auf weiter nichts einlassen wollten. Der Papst soll wenigstens so weit gegangen sein, daß er Allen welche den Kaiser unterstützen würden, vollen Ablaß zusagte.[22])

So standen die Dinge, so harrte Emanuel schon im dritten Jahre einer thätigern Theilnahme der Fürsten des Abendlandes, als plötzlich die Nachricht von der Niederlage der Osmanen und der Gefangennehmung Sultan Bajesid's in der Schlacht bei Angora (20. Juli 1402) seinen und seines Reiches Geschicken unerwartet eine günstigere Wendung geben zu müssen schien. Denn Herr von Chasteaumorant, welcher selbst diese frohe Kunde nach Paris brachte, wo der Kaiser damals noch weilte, drängte ihn zugleich, er möge so schnell wie möglich nach Konstantinopel zurückkehren; denn Tamerlan, der mächtige

Mongolenfürst, der Besieger Bajesid's, habe in seiner Großmuth ausdrücklich erklärt, er wolle ihm, dem Kaiser, Alles zurückgeben, was ihm bis dahin von den Osmanen abgenommen worden sei.

Im November 1402 (die Martis post octavas Scti. Martini hiepmalis, sagt der Chronist) verabschiedete sich daher endlich Emanuel vom König, welcher ihm nicht nur für sich und sein Gefolge abermals sehr kostbare Geschenke überreichen ließ, sondern auch, auf besonderes Zureden seines Hofstaats, „zu Gunsten der in Konstantinopel von den Feinden des Glaubens bedrängten Christen", ein Jahrgeld von 4000 Scudi für so lange aus seinem Schatze aussetzte, bis er selbst wieder in bessern Umständen sein würde. Von dem versprochenen Hülfscorps, welches man um so weniger noch für nöthig erachtet haben mag, da, so glaubte man allgemein, nun doch der vorzüglichste Feind der Christenheit völlig zu Boden geworfen sei, war natürlich gar keine Rede mehr. Nur als Ehrengefolge bewilligte der König dem Kaiser 200 Reiter, welche ihn unter der Führung des Herrn von Chasteaumorant bis nach Konstantinopel begleiten sollten. [23])

Hier war der Jubel über die Niederlage der Osmanen bei Angora freilich um so größer, als man jeden Augenblick den gänzlichen Ruin der Hauptstadt und des Reiches erwartet hatte. Denn gleich nach der Abreise des Kaisers nach dem Abendlande hatte ja Bajesid von dessen Neffen Johannes, welcher dort nun als selbständiger Herr schalten und walten wollte, ohne weiteres die Ueberlieferung der Stadt, dieser großen Werkstatt des Unglaubens, wie die osmanischen Chronisten sie nennen,

verlangt, und nur durch ungeheure Summen Goldes, womit er den Wessier bestochen, war es diesem gelungen, einen Vertrag zustande zu bringen, demzufolge er sich nicht nur zur Entrichtung eines jährlichen Tributes von 10,000 Dukaten bekannte, sondern es auch geschehen ließ, daß in Konstantinopel jetzt schon ein eigener osmanischer Kadi angestellt und eine Moschee erbaut werde, um die sich dann in einem besondern Quartier eine kleine osmanische Colonie — überhaupt die erste in der alten Kaiserstadt der Byzantiner — bildete, die bald ansehnlichen Zuwachs erhalten zu haben scheint. [24])

Welche Aussicht hatte man also da wol in die Zukunft, als der Schlag bei Angora das kümmerliche Dasein dieses byzantinischen Schattenreiches wie durch ein Wunder noch auf ein halbes Jahrhundert fristete? —

Gab man sich aber nun hier den überspanntesten Hoffnungen in Betreff der Wiederherstellung des Reiches hin, so erschlaffte auch im Abendlande die durch den Kaiser Emanuel doch wenigstens einigermaßen angeregte Theilnahme an den Geschicken des europäischen Orients an der dort herrschenden Ueberzeugung, daß es nun sicherlich für alle Zeiten um die Macht der Osmanen geschehen sei; eine verhängnißvolle Täuschung, welche durch Bajasid's traurigen Ausgang (er starb nach achtmonatlicher Gefangenschaft im März 1403) und die Bruderkriege unter seinen Söhnen, welche das osmanische Reich in Europa allerdings tief erschütterten, nur zu sehr genährt wurde, am Ende aber Europa theuer genug zu stehen gekommen ist.

Denn es offenbarte sich bald, daß die Lebensfähigkeit des jungen osmanischen Reiches doch größer und

mächtiger sei, als die Kraft des Widerstandes in dem verrotteten und durchfressenen byzantinischen Wesen und unter den Trümmern einheimischer oder fränkischer Fürstengewalt, welche noch hier und da auf dem Boden des ehemaligen Reiches der Romäer zerstreut waren. Diese unglückseligen Paläologen waren nun einmal nicht dazu gemacht, das Glück, welches ihnen jetzt ein freundliches Geschick bot, mit Weisheit, mit Umsicht und Energie zu benutzen. Auch schon auf ihnen ruhte, wie es scheint in dieser Hinsicht der Fluch, welcher alle Restaurationen einmal gesunkener Fürstengeschlechter in der neuern Weltgeschichte belastet hat.

Was that denn Kaiser Emanuel, als ihm, kurz nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel, Suleiman, Bajesid's Sohn, welcher sich während des Bruderzwiestes in Adrianopel festgesetzt hatte, vertragsmäßig nicht nur den Tribut von 10,000 Dukaten erließ, sondern auch den besten Theil seines längst verlorengegangenen Reiches in Europa, Thessalonika mit dem größten Theile von Macedonien, ganz Thessalien, den Peloponnes, sogar sämmtliche befestigte Städte am Schwarzen Meere bis hinauf nach Varna, zurückstellte, während er für sich nur das übrige Thracien behalten wollte [25]), was that er da, um seiner neubegründeten Herrschaft in diesen Ländern Festigkeit und Einheit, Macht und Leben zu verleihen? — Er dachte gar nicht daran, mit den Mitteln, die ihm nun doch wieder zu Gebote standen, etwas Größeres zu unternehmen oder etwas Bleibendes zu schaffen, sondern begnügte sich blos, in die vorzüglichsten wiedererlangten Städte, soweit sein Schatz reichte, byzantinische Besatzungen einzulegen, und ließ übrigens, im

Vollgenuß der seine alten Tage beglückenden Ruhe, welche damals allerdings einige Zeit in Thracien herrschte, die Dinge gehen wie sie eben gehen wollten.

Und im Abendlande kam es am wenigsten jetzt irgend Jemand in den Sinn, die Osmanen vollends wieder aus Europa zu vertreiben. Dazu war weder die Stimmung noch die politische Lage des Westens gemacht. Im Volke herrschte noch durchgängig die größte Gleichgültigkeit, wo nicht, vorzüglich seit dem Tage bei Nikopolis, ein entschiedener Widerwille gegen die orientalischen Dinge, und die Lenker der europäischen Staaten waren damals gerade mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, als daß sie ihre Kräfte dahin hätten wenden können und mögen.

Man erzählte sich weit und breit die Märchen von Bajesid's angeblicher schmachvoller Behandlung, dem eisernen Käfig, den durch die Nase gezogenen Ringen u. s. w., sowie von der ungeheuern Macht Timur's, hatte aber in keinem Falle große Lust, sich mit der letztern zu messen, was fast unvermeidlich erscheinen mochte, wenn man eine feindliche Haltung nach dem Oriente hin hätte annehmen wollen. Man hielt es für klüger, sich mit diesem so gewaltig aufstehenden Koloß auf einen möglichst freundlichen Fuß zu setzen; wie es denn z. B. eine von dem Chronisten von St.-Denys ausdrücklich erwähnte Thatsache ist, daß König Karl VI. sich schon zu Anfang des Jahres 1403 mit Timur auf einen Freundschaftsvertrag einließ, dessen Hauptzweck freilich kein anderer sein sollte, als möglichst begünstigter und erleichterter Handelsverkehr zwischen den Unterthanen beider Fürsten.

Nun verliefen die Dinge aber doch ganz anders, als

man erwartet und gefürchtet hatte. Timur, welcher nichts Geringeres im Sinne gehabt haben soll — so berichten wenigstens die Byzantiner, namentlich Chalcondylas —, als ganz Europa bis zu den Säulen des Hercules zu durchziehen und dann erst durch Afrika nach Asien zurückzukehren, wurde, nachdem er Brusa ausgeplündert, Smyrna zerstört und über die osmanischen Provinzen Kleinasiens zu Gunsten ihrer ehemaligen Beherrscher verfügt hatte, schon im Frühjahre 1403 durch die unterdessen im Innern Asiens eingetretenen Verhältnisse und Bewegungen genöthigt, seine Waffen sogleich wieder nach dieser Seite hinzukehren, um den Westen für immer zu verlassen, und das junge osmanische Reich erstarkte unter den Unruhen, welche es noch einige Jahre durchzuckten, am Ende doch wieder zu Kraft und Einheit. Selbst Timur's zersetzende Gewalt und ein zehnjähriger Bruderkrieg vermochten nicht das innerste Mark seines Daseins, den noch gesunden Kern seiner Entwickelungsfähigkeit anzugreifen oder zu vernichten.

Der Sieg Mohammed's I. auf der Ebene von Tschamurli, unweit Sofia, welcher ihm im Jahre 1413 nach dem Untergange aller seiner Brüder, die Alleinherrschaft in Europa und Asien sicherte, hat ihm bei seinem eigenen Volke nicht mit Unrecht den ruhmvollen Namen „des wahren Wiederherstellers des osmanischen Reiches, des wahren Begründers der Ruhe und der Sicherheit der Gläubigen, und des wahren Werkmeisters des großen Baues monarchischer Herrschergewalt" verschafft, worauf die ganze Zukunft seines Hauses und des osmanischen Namens beruhte. [26])

Eine kluge und gemäßigte Politik namentlich gegen

Byzanz und die Mächte des Westens kam ihm dabei mindestens ebenso sehr zustatten, wie sein siegreiches Schwert. Er ließ nicht nur Kaiser Emanuel im ruhigen Besitze der ihm von seinem Bruder Suleiman zurückgegebenen Landestheile, sondern wußte sich auch mit den christlichen Fürsten iu den nördlichen Grenzländern, die als Vasallen vor seinem Throne in Adrianopel erschienen, dem Kral der Serbier, dem Woiwoden der Walachei, dem Bulgarenfürsten, dem kleinen Herzog von Joannina, dem Despoten von Sparta, dem Fürsten von Achaja u. s. w., in ein so freundliches und friedliches Verhältniß zu setzen, daß wenigstens zunächst von dieser Seite keine Veranlassung zu einer Einmischung der Mächte Europas in die orientalischen Angelegenheiten gegeben wurde. Der erste Anstoß dazu kam von einer andern Seite, von der See her, wo die Reibungen mit der Signorie von Venedig, so sehr man sie auch zu vermeiden bemüht war, sich doch fortwährend erneuerten, und endlich zum offenen Bruche führten.

Venedig war bekanntlich in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts mit seinen großen Territorialerwerbungen auf dem italienischen Festlande, Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno, Padua u. s. w., noch viel zu sehr beschäftigt, als daß es große Neigung gehabt hätte, sich in die orientalischen Händel tiefer einzulassen. Das System seiner orientalischen Politik ging im Gegentheil vom Anfang an darauf hinaus, selbst mit den Osmanen solange wie möglich in Frieden zu leben, ein System, welches indessen keineswegs das durch den natürlichen Entwickelungstrieb seiner Seemacht nach Osten hin genährte Verlangen ausschloß, unter den Trümmern des

aufgelösten byzantinischen Reiches für die Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft in der Levante noch sichere Stützpunkte zu gewinnen.[27]) Was man da nicht mit Gewalt der Waffen erlangen konnte, wußte man durch kluge Benutzung der Noth und des Elends jener Länder und der gänzlichen Hülflosigkeit ihrer bisherigen Herren, meistens mittels sehr vortheilhafter Kaufverträge, an sich zu bringen.

So wurde z. B. noch vor Ausgang des 14. Jahrhunderts Argos und Nauplia in Morea für das geringe an die Witwe des letzten Herrn derselben zu zahlende Jahrgeld von 700 Dukaten erworben. Korfu wurde der Signorie im Jahre 1405 für 30,000, Zara im Jahre 1409 für 100,000 Dukaten von Ladislaus von Ungarn überlassen; und dann kamen auch nach und nach bis zum Jahre 1420 noch die meisten übrigen Küstenstädte von Dalmatien und Albanien, Drivasto, Antivari, Dulcigno, Alessio, Budua, Scutari, Trau, Spalatro mit den benachbarten Inseln, theils durch Vertrag, theils auch durch Gewalt, in ihren Besitz.

Das Schloß von Lepanto wurde im Jahre 1407 für 1500 Dukaten von dem Fürsten von Achaja aus dem genuesischen Geschlechte der Centerione erkauft, und ein Jahr nachher begannen schon die Verhandlungen, welche neun Jahre später, 1417, Patras mit den umliegenden kleinen Küstenburgen und Bergschlössern in die Hände der Signorie lieferten. Korinth konnte der schwache Fürst darauf allein nicht lange mehr halten; er überließ es, im Jahre 1422, gleichfalls der mächtigen Republik, die indessen klug genug war, das ihr in demselben Jahre von dem byzantinischen Despoten zu Mistra, Theodor,

gemachte Anerbieten, auch seine Apanage, welche aus einigen schwer zu haltenden Binnenfestungen bestand, unter annehmbaren Bedingungen ihrem Schutze anzuvertrauen, mit Dank abzulehnen.

Dagegen ging sie desto williger darauf ein, als ihr im nächsten Jahre sein Bruder Andronikos, von den Osmanen bedrängt und von seinen eigenen Unterthanen verlassen, das schöne so günstig gelegene Salonichi käuflich anbieten ließ. Der Handel war schnell abgeschlossen. Die Stadt wurde mit den noch dazu gehörigen Schlössern und Gebietstheilen der Signorie für den Spottpreis von 50,000 Dukaten überlassen; und welchen Werth sie gerade auf diese wichtige Erwerbung legte, geht schon daraus hervor, daß sie, wie es der Byzantiner Dukas ausdrückt, fest entschlossen war, Salonichi in ein zweites Venedig umzuwandeln. Leider kamen mit der venetianischen Verwaltung, welche nun dort sogleich eingeführt wurde, auch die Schattenseiten des schweren Regiments der Signorie dahin, welche nicht wenig dazu beitrugen, ihre an sich precäre Herrschaft daselbst gleich vom Anfang an wieder zu untergraben.[28])

Waren aber, sowol hier wie anderwärts, die Furcht vor der wachsenden Macht der Osmanen und die Unmöglichkeit ihr auf die Dauer die Spitze zu bieten mit der Hauptgrund, warum diese bedrängten Städte in der äußersten Noth unter dem Panier von San-Marco eine letzte Zuflucht suchten[29]), so bekam damit zugleich auch das feindliche Verhältniß der Signorie zu der Pforte einen sehr bestimmten und entschiedenen Charakter.

Ein förmlicher Bruch wurde freilich von beiden Seiten vorerst noch mit gleicher Sorgfalt vermieden.

Schon während der Bruderzwiste, im Jahre 1408, gestand Suleiman, der damals zu Adrianopel herrschte, den Venetianern einen Friedensvertrag zu, demzufolge er ihnen nicht nur ihre Besitzungen in Albanien und auf dem griechischen Festlande gewährleistete, sondern auch für ihren Levantehandel völlige Sicherheit und bedeutende Vortheile zusagte, welche die Signorie mit einer fixen jährlichen Abgaben von 1,600 Dukaten gar nicht zu theuer zu erkaufen glaubte. [30])

Fünf Jahre später, im Jahre 1413, erneuerte zwar auch Mohammed I. diesen Friedensvertrag; bald darauf kam es aber, angeblich wegen einiger Ungebührlichkeiten der Vasallen der Republik, des Herzogs Jakob Crispo von Naxos und des Herrn von Andros Pietro Zeno, zu unangenehmen Händeln zwischen beiden Mächten, welche im Jahre 1416 einen ersten sehr ernsten Zusammenstoß zur Folge hatten. Dabei zeigte sich aber nun doch gleich die bedeutende Ueberlegenheit der venetianischen Seemacht, welche von dieser Seite noch lange hin der Schrecken der Osmanen und die Schutzmauer der Christenheit blieb.

Ein tollkühner Angriff einiger osmanischen Schiffe auf venetianische Kauffahrer, welche unbedeckt durch die Dardanellen zogen, konnte die Signorie selbst jetzt noch nicht bewegen, von ihrer Friedenspolitik abzuweichen. Sie that daher Schritte, die Sache durch zwei geschickte Unterhändler, Andrea Foscolo und Delfino Veniero, auf gütlichem Wege beizulegen, während sie jedoch diesen Schritten auf eine von der Ehre der Republik gebotene Weise dadurch mehr Nachdruck zu geben suchte, daß sie ihre Gesandten am Bord eines achtunggebietenden

Geschwaders, unter den Befehlen ihres ausgezeichnetsten Seehelden, Pietro Loredano, nach Kallipolis bringen ließ.

Hier erhob man indessen Schwierigkeiten wegen der Landung der Gesandten. Es kam zu Thätlichkeiten, denen jedoch Loredano, dessen Mission im Sinne der ihm von der Signorie ertheilten Instruction eine durchaus friedliche sein sollte, mehre Tage sorgfältig auszuweichen suchte, bis ein hinterlistiger Ausfall der Osmanen auf das venetianische Geschwader, am 29. Mai, zu einer mörderischen Seeschlacht führte, in welcher die osmanischen Schiffe fast bis auf das letzte Segel vernichtet oder als Prisen hinweggeführt wurden. Merkwürdig genug bestand schon damals die Bemannung der osmanischen Galeeren fast ausschließlich aus Christen, namentlich aus Genuesern, Cataloniern, Siciliern, Provençalen und Kandioten, welche Loredano, soweit sie lebendig in seine Gewalt gefallen waren, sämmtlich an den Segelstangen seiner Schiffe aufknüpfen ließ, um, wie er sich selbst in seinem Berichte über diesen denkwürdigen Seesieg ausdrückt, den Christen die Lust zu benehmen, noch ferner sich in die Dienste der Ungläubigen zu begeben. [31])

Obgleich nun Mohammed nach dieser fast vollständigen Vernichtung seiner jungen Seemacht für jetzt nicht daran denken konnte, an den Venetianern Rache zu nehmen, so zögerte er doch auch einige Zeit, ihren friedlichen Anerbietungen Gehör zu geben. Erst einige Monate später kam durch die oben genannten Gesandten zu Adrianopel ein Vertrag zustande, welcher das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten wiederherstellte, und überdies den Venetianern das Recht einräumte, gegen

osmanische Seeräuber, welche die Schiffahrt des Archipel oder der Meerenge von Kallipolis beunruhigen würden, mit Waffengewalt einzuschreiten.

War schon diese eine Bedingung ganz dazu geeignet, den Frieden unhaltbar zu machen, so wurden die Verhältnisse der Signorie zur Pforte mit jedem Jahre nur um so gespannter, als sie das System der Erweiterung ihrer Macht in der Levante durch friedliche Erwerbungen in den Küstenländern des Adriatischen Meeres und auf dem griechischen Festlande in immer ausgedehnterm Maße verwirklichen zu wollen schien. Venedig ward dadurch schon jetzt mit seiner orientalischen Politik in jenen mislichen und nutzlos aufreibenden Zustand des permanenten bewaffneten Friedens hineingedrängt, welcher ihm später so theuer zu stehen gekommen ist, und sich, im Wechsel mit nichts weniger als glücklichen Kriegen, von nun an bis zum völligen Ruin dieser mächtigen Republik wie ein Verhängniß durch seine Geschichte hindurchzieht.

Ließ Sultan Mohammed I., der auch noch in Asien zu sehr beschäftigt war, den Venetianern in dieser Richtung noch ziemlich freien Spielraum, so nahm dagegen sein Nachfolger Murad II. (seit 1421) gegen sie sogleich eine sehr entschiedene Haltung an, welche natürlich bald wieder zu offenen Feindseligkeiten führte. Während die Osmanen, bereits im Jahre 1423, die venetianischen Besitzungen in Morea beunruhigten und brandschatzten, und der wegen Erneuerung des Friedens nach Adrianopel geschickte Gesandte der Signorie, Niccolo Giorgio, auf Befehl des Sultans dort, ohne Bescheid zu erhalten, ins Gefängniß geworfen wurde, griff das venetianische

Geschwader, unter Pietro Loredano, im Jahre 1424, die Halbinsel Kasandra an, nahm, nach verzweifeltem Widerstande der türkischen Besatzung, den befestigten Küstenort Platanea, und lief dann abermals in die Dardanellen ein, wo es sich freilich, nur auf kurze Zeit, selbst des Hafenorts Kallipolis bemächtigte.

Nach solchen Vorgängen jetzt noch ein friedliches Verhältniß herstellen zu wollen, wäre eitles Bemühen gewesen. Die Händel zur See wurden daher mit jedem Jahre erbitterter und bedeutungsvoller. Im Jahre 1428 wagten schon 40 osmanische Galeeren einen Angriff auf Negroponte, Modon und Koron, und ein Jahr später versuchten sich die Venetianer, nicht mit Glück, zum zweiten male gegen Kallipolis, welches sie, als den Sitz der aufstrebenden osmanischen Seemacht, vor allem gern in ihrer Gewalt gehabt hätten.

Der eigentliche Brennpunkt des Kampfes wurde indessen gleich darauf das reiche und durch seine Lage so wichtige Salonichi. Da wollte Murad die Herrschaft der Venetianer unter keiner Bedingung dulden. Er betrachtete im Gegentheil diese Stadt, noch von der ersten, wenn auch nur vorübergehenden, Besitznahme durch Bajesid I. und Mohammed I. her, als sein unveräußerliches Eigenthum, und bestritt daher consequenterweise der Signorie das Recht, demzufolge sie sich käuflich in den Besitz derselben gesetzt hatte. Alle Bemühungen der Venetianer, ihn in dieser Beziehung nachgiebiger zu stimmen, blieben vergeblich. Ein besonderer Gesandter, welcher zu diesem Zwecke noch im Frühjahre 1429 mit reichen Geschenken am Hoflager des Sultans erschien, Jacopo Dandolo mit Namen, hatte nur das Schicksal des Niccolo

Giorgio, und als die Signorie, während Murad im nächsten Jahre schon mit seinen Heerscharen gegen Salonichi im Anzuge war, doch noch einen letzten Versuch machte, diese wichtige Besitzung durch friedlichen Vergleich zu retten, erhielt sie blos den untröstlichen Bescheid von ihm: „Er begreife überhaupt nicht, mit welchem Rechte sich Lateiner in die Angelegenheiten des Orients mischten; sie möchten sich daher so schnell wie möglich nach Italien zurückziehen; wo nicht, so werde er bald bei ihnen sein.“ [32])

Diese Drohung wurde, da die Venetianer Salonichi in keinem Falle ohne Kampf räumen konnten, noch in demselben Jahre, 1430, fürchterlich zur Wahrheit. Wir wollen indessen hier die Geschichte der Belagerung und des Falles von Salonichi, welche der fromme Joannes Anagnostas im Uebermaß des Schmerzes über das traurige Geschick seiner Vaterstadt bis in die kleinsten Einzelheiten mit den ergreifendsten Farben geschildert hat [33]), nicht weiter erzählen. Der Verlust dieses bedeutenden Platzes, eines der Hauptstützpunkte ihrer Herrschaft in der Levante, war für die Signorie eine erste bittere, sehr theuer erkaufte Erfahrung in ihren Kämpfen gegen die wachsende Macht der Osmanen. Denn sie hatte sie mit einem Aufwande von mehr als 700,000 Dukaten und dem Verluste vieler ihrer Mitbürger aus den edelsten Geschlechtern bezahlt. [34])

Und dennoch ging die Lehre, welche sie hier erhielt, nicht nur für die Haltung ihrer orientalischen Politik in der Zukunft überhaupt, sondern auch über den Charakter und die Folgen des eisernen Regiments, womit sie ihre Besitzungen in der Levante für die Ewigkeit an die

Geschicke der Mutterstadt fesseln zu können wähnte, fast spurlos an ihr vorüber. Sie verscherzte dieses Misgeschick zunächst im Genuß des Friedens, welchen ihr Murad noch in demselben Jahre, im September, gewährte, und wodurch sie sich, außer dem ruhigen Besitze ihrer übrigen Colonien im Oriente, die Sicherheit ihres Levantehandels auf alle Zeiten verschafft zu haben glaubte.

Während nun aber auf diese Weise Venedig, als Seemacht, bei der Umgestaltung der Verhältnisse des europäischen Orients immer mehr Gewicht bekam, erhielten auch nach Norden hin die Beziehungen des osmanischen Reiches zu dem Abendlande dadurch einen entschiedenern und wirkungsreichern Charakter, daß Ungarn immer tiefer in die Kämpfe verwickelt wurde, welche die Erweiterung der Macht des Sultans nach dieser Seite hin zum Zwecke und zur Folge hatten. Das wurde für jetzt das bedeutendste Moment in der europäischen Bewegung gegen die Osmanen und für die durch dieselbe bedingten und hervorgerufenen Stimmungen der abendländischen Christenheit.

Bereits im Jahre 1416 führte die Einmischung des Königs Sigismund in die Zwistigkeiten der beiden walachischen Fürsten Daan und Myrtsche, welche sich die Herrschaft des Landes streitig machten, einen blutigen Zusammenstoß zwischen Ungarn und Osmanen herbei, bei welchem die Letztern im Vortheil blieben. Er wurde wenigstens die nächste Veranlassung, daß Sultan Mohammed nicht nur Rusdschuk gegenüber eine neue Festung, das in unsern Tagen wieder so viel genannte Giurgewo, anlegen, sondern auch zwei bereits vorhandene Donaufestungen, Isakdschi und Jenissale, in bessern Vertheidi-

gungszustand setzen ließ. Dann wurde sogleich weiter hinauf St.-Severin in Besitz genommen und vorzüglich in Bosnien mit wechselndem Glücke gekämpft, ohne daß es jedoch den Osmanen gelungen wäre, jetzt schon hier auf die Dauer festen Fuß zu fassen.

Auch ihre Streifzüge nach Steiermark hinein, welche sich um diese Zeit alljährig erneuerten, waren keineswegs vom Glücke begünstigt und hatten keine bleibenden Folgen. Bei Radkersburg erfochten die Herzöge Albrecht von Oestreich und Ernst von Steiermark mit ihrem aus Oestreich, Kärnten, Krain und Steiermark zusammengezogenen nur 12,000 Mann starken Heere im Jahre 1418 den ersten glänzenden Sieg über die Osmanen auf deutschem Boden. Der osmanische Heerhaufen, welcher bis dahin vorgedrungen war, wurde fast bis auf den letzten Mann niedergemacht.

So wie aber hier die Unternehmungen der Osmanen noch völlig planlos blieben, so war auch der Widerstand, den man ihnen entgegensetzte, mehr dem Zufalle überlassen und vereinzelt, je nachdem augenblickliche Noth die Abwehr denen zur Pflicht der Selbsterhaltung machte, welche zunächst davon betroffen wurden. Allgemeinere Theilnahme weiterhin, in den übrigen Ländern des Abendlandes, vermochten die in Bosnien, Serbien und der Walachei auch in den ersten Jahren der Regierung Murad's II. fast unablässig fortdauernden Kämpfe noch ebenso wenig hervorzurufen, wie der Krieg der Venetianer, welcher ihnen Salonichi kostete, und die Bedrängniß des Kaisers von Byzanz. Denn auch dieser hatte infolge der unklugen Einmischung in die Händel des Sultans mit seinem Nebenbuhler, dem gleichviel ob echten oder

unechten Mustafa, seine sämmtlichen Besitzungen am Schwarzen Meere und am Strymon wieder verloren, und, nachdem seine Hauptstadt im Jahre 1422 nur wie durch ein Wunder gerettet worden war, seine Schattenherrschaft durch einen im Jahre 1424 abgeschlossenen Frieden zu sichern geglaubt, in welchem er sich abermals zur Entrichtung eines jährlichen Tributs von 30,000 Dukaten verstehen mußte.

Solange aber überhaupt die Händel mit den Osnen auf die unter sich zerfallenen und in sich zerrissenen Donauländer beschränkt blieben, hielt man es, wie es scheint, im Abendlande kaum der Mühe werth, den orientalischen Dingen eine ernstere Aufmerksamkeit zu widmen. Selbst König Sigismund von Ungarn, welcher sich von dieser Seite so gut wie verlassen sah, und auch mit der Signorie von Venedig wegen seiner Besitzungen in Dalmatien in gespannten Verhältnissen lebte, hielt es für klug den mit jedem Jahre drohender werdenden Osmanensturm vorerst noch durch von Zeit zu Zeit erneuerte Waffenstillstandsverträge mit dem Sultan von seinem Lande abzuwenden.

Auf die Dauer ließ sich aber dieses System doch nicht mehr durchführen, zumal da Sultan Murad gleich nach dem Falle von Salonichi ernstlich daran dachte, seiner Herrschaft nun auch nach Westen und Norden hin durch neue Eroberungen eine dauernde Erweiterung und mehr Festigkeit zu geben.

Im Jahre 1431 wurde schon der größte Theil von Albanien unterworfen, wo zunächst Joannina der erste bedeutende Stützpunkt der osmanischen Herrschaft blieb. Siebenbürgen wurde im nächsten Jahre durch wiederholte

Einfälle bedrängt, und Serbien wäre wahrscheinlich schon damals ganz mit dem osmanischen Reiche vereinigt worden, wenn nicht der Kral Georg Brankowich, welcher, von ungarischen Hülfsvölkern unterstützt, einen vergeblichen Angriff auf die osmanische Donaufestung Galamboz gemacht hatte, sich beeilt hätte, dem Sultan einen Frieden zu bieten, in welchem er den fernern Besitz eines Theiles seines Landes durch abermalige Erklärung seiner Unterwürfigkeit und die Hand seiner Tochter nicht zu theuer erkauft zu haben glaubte.

König Sigismund wollte aber Murad seine Theilnahme an den serbischen Händeln um so weniger vergeben, da er ihn zugleich im Verdacht hatte, daß er sich auch mit seinen Feinden in Asien, namentlich dem gefährlichsten derselben, Ibrahim, dem Fürsten von Karaman, in aufreizende Verbindungen eingelassen habe. Während also der König im Jahre 1426 die auch bereits im Besitze der Osmanen befindliche serbische Grenzfestung Krussovaz mehre Tage vergeblich berennen ließ, schickte Murad noch in demselben Jahre seine Raubhorden nach dem Banat von Temeswar und ließ im folgenden, 1437, abermals Siebenbürgen bis in die Umgegend von Kronstadt verwüsten, welches selbst acht Tage lang, aber ohne Erfolg — es fehlte den Osmanen damals noch an dem zur Eroberung solcher Plätze nöthigen Sturmzeug — belagert wurde.

Der noch in demselben Jahre, am 9. December, erfolgte Tod des Königs Sigismund konnte, nachdem die Dinge einmal so weit gekommen waren, in der feindlichen Stellung Ungarns zu dem osmanischen Reiche nichts ändern. Sie wurde nur um so entschiedener, da der Kral der Serbier, aufs neue mit dem Sultan zerfallen,

zu Sigismund's Nachfolger, König Albert, seine Zuflucht nahm, als Murad, vorzüglich auf Betrieb seines Statthalters an der serbischen Grenze, Ischakbeg, sich um jeden Preis in den Besitz der wichtigen Donaufestung Semendra setzen wollte. Denn von hier aus, suchte Ischakbeg dem Sultan einzureden, sei nichts leichter, als in Ungarn einzudringen, und einmal im Besitz von Ungarn, könne man ja ohne weiteres auch Italien erobern und alle Feinde des wahren Glaubens zu Boden werfen. [35])

Das ist seitdem eine der Hauptmaximen osmanischer Eroberungspolitik geblieben. Der Besitz von Ungarn war das Ziel der Wünsche aller großen Beherrscher des osmanischen Reiches von Murad II. bis zu Suleiman I., welcher es endlich mit Aufopferung der besten Kräfte seines Reiches erlangte. Der Fall von Semendra im Jahre 1438 kann daher als der eigentliche Ausgangspunkt der in die europäischen Verhältnisse so tief eingreifenden Verwickelungen betrachtet werden, welche Ungarn jahrhundertelang zum Schauplatz der Kämpfe zwischen den Osmanen und den Mächten des Abendlands machten und seitdem die verschiedenen Phasen dieser großen „orientalischen Frage" wesentlich bedingten.

Der gleich darauf, im Jahre 1439, eintretende Thronwechsel in Ungarn, welcher die Krone nach dem Ableben König Albert's (27. October) in die Hände des Königs Wladislaus von Polen brachte, führte die Dinge hier schneller zu einer thatsächlichen Entscheidung, als man von beiden Seiten erwarten mochte, und muß daher für diese Verhältnisse überhaupt als eine der folgenreichsten Epochen bezeichnet worden. König Wladislaus glaubte den osmanischen Gesandten, welche ihm, sobald er in Krakau

die ungarischen Königskrone in Empfang genommen hatte, im Namen Sultan Murad's den Frieden boten, sogleich einen seiner nun allerdings bedeutenden Macht entsprechenden Bescheid ertheilen zu müssen. Er sei keineswegs abgeneigt, ließ er ihm sagen, mit ihm ein Friedens- und Freundschaftsbündniß abzuschließen, jedoch nur dann, wenn er es damit ernstlich meine, und, mit seinem Reiche zufrieden, wirklich friedliche Gesinnungen hege. [36]) Mit einem solchen Frieden war aber Sultan Murad nicht gedient. Er zog es vor, das Glück der Waffen gegen Ungarn auch noch ferner zu versuchen, und griff bereits im Frühjahre 1440 das stark befestigte Belgrad an, welches, nach dem Falle von Semendra, für das Hauptbollwerk Ungarns von dieser Seite galt, und als solches seitdem in allen Kriegen der Osmanen gegen die christliche Welt des Abendlandes eine so bedeutende Rolle gespielt hat.

Diese erste mislungene Belagerung des wichtigen Platzes, welche sieben Monate währte und den Osmanen 17,000 Menschen gekostet haben soll, war insofern eines der bedeutendsten Ereignisse in der ältern Geschichte des osmanischen Reiches, als sie der europäischen Bewegung gegen dasselbe einen mächtigen Anstoß gab und sie nun doch endlich zur gemeinsamen Sache aller Fürsten und Völker der Christenheit machen zu müssen schien. König Wladislaus und noch mehr sein tapferer Feldherr Johann Hunyad, welcher zwei Jahrzehnde hindurch der Schrecken der Osmanen, der Hort und die Hoffnung der christlichen Welt in dem Kampfe gegen die Ungläubigen blieb, waren fortan der Mittelpunkt derselben.

Die bedrängten Fürsten der südlichen Grenzländer,

namentlich der König von Bosnien und der Despot von Serbien, richteten vor allem auf sie ihre Blicke und traten mit König Wladislaus, sobald er nur in Buda seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, offen oder im Geheimen in Waffengemeinschaft.

Dann entschloß sich zuerst Polen, des Königs Stammland, zu einer thätigern und nachdrücklichern Hülfe im Kriege gegen die Türken. Noch in demselben Jahre, 1440, verwilligte der Reichstag zu diesem Zwecke ein Truppencorps von 5,000 Mann und stellte es übrigens auch dem Magnaten frei, auf ihre Kosten am Kriege gegen die Ungläubigen persönlich Theil zu nehmen.

Die Kunde von den ersten Siegen Hunyad's in Slavonien und Siebenbürgen, in der Nähe von Belgrad und Hermannstadt, vorzüglich aber bei Vasap (1442) fand nun aber auch weiterhin im Abendlande einen begeisternden Widerhall. Namentlich zeigte sich jetzt wirklich unter den Völkern wieder einmal eine lebendigere Regung für die Sache der Christenheit, von welcher auch endlich hie und da die Fürsten ergriffen wurden, zumal Diejenigen, für welche die Gefahr aus Osten immer drohender zu werden schien.

Das war der Zeitpunkt, wo der päpstliche Stuhl den ersten ernstlichen Versuch machte, sich an die Spitze der europäischen Bewegung gegen die Ungläubigen zu stellen, die dadurch hervorgerufenen Stimmungen der abendländischen Christenheit zu beherrschen, und, je nach Umständen, auf dieses oder jenes Ziel hinzuleiten. Aber die päpstliche Politik, das mag sogleich hier bemerkt werden, war bei diesen ihren Bestrebungen zum Heile der Christenheit

und zur Rettung Europas nicht glücklich. Sie verkannte die Mittel zum Zweck, überschätzte ihre Kräfte, die geistigen sowol wie die materiellen, und verlor sich dabei mit aller ihrer geistlichen und kirchlichen Thätigkeit gar bald in sehr weltlichen Motiven, welche Mistrauen erregten und ihren Einfluß schwächten.

Doch wird Niemand Papst Eugenius IV. den Ruhm streitig machen wollen, daß er unter den Stellvertretern Christi wirklich der erste war, welcher sich diese heilige Sache wahr und aufrichtig zu Herzen nahm. Wir wissen, daß er den schon von Seiten des Königs Sigismund wiederholt an ihn ergangenen dringenden Auffoderungen, sich der bedrängter Christenheit anzunehmen, willig Gehör gegeben hatte. Damals schon, d. h. unmittelbar nach dem Hintritt des Königs Sigismund, ertheilte er dem Bischof Joannes von Signa in Kroatien die Vollmacht, im ganzen Reiche Ungarn das Kreuz zu predigen und es allen Denen zu ertheilen, welche den Krieg gegen die Türken mit Gut und Blut fördern und unterstützen würden, dem Könige sowie allen seinen Vasallen, Magnaten und Baronen, Edlen und Gemeinen, Geistlichen und Laien. [37])

Diese verjährte Idee eines allgemeinen Kreuzzuges, des vorzüglichste Rüstzeug päpstlicher Macht in diesem weltgeschichtlichem Kampfe, blieb, obgleich sie sich längst überlebt hatte, einmal wieder hineingeworfen in die Gährung der Geister, doch nicht ganz ohne Wirkung, wenn auch die Ermahnungen des Heiligen Vaters und die Kreuzpredigten des Bischofs von Signa vorrerst keinen sonderlichen Erfolg hatten. Denn sie drang nach und nach in die tiefern Schichten des Volkes ein, ergriff die

Phantasie des großen Haufens und fand da mithin einen keineswegs ganz unfruchtbaren Boden.

Jetzt gaben nun die ersten Siege Hunyad's den päpstlichen Bemühungen einen neuen Aufschwung. Der Cardinal-Legat Julianus Cesarini, welcher sich um diese Zeit als Bevollmächtigter Eugenius' IV. zu Buda befand, um die Zwistigkeiten zwischen dem Könige und der verwitweten Königin Elisabeth zu schlichten, die das ganze Land in Spannung erhielten und in Parteien zertheilten, wurde der eifrigste, der unerschütterlichste Beföderer derselben. Sein Einfluß in dieser Beziehung war bedeutend, am Ende aber doch verhängnißvoll.

Während Papst Eugenius selbst in einem zu Anfange des Jahres 1442 erlassenen allgemeinen Rundschreiben, in dem er über die bisherige Lauheit der Christenheit, und den ewigen Hader in der Kirche, welcher die lebendigere Theilnahme am Heiligen Kriege geradezu unmöglich mache, die bitterste Klage führt, und von der Noth des christlichen Orients die ergreifendste Schilderung entwirft, bei der Mittellosigkeit seines eigenen Schatzes, die gesammte Geistlichkeit zur Fortführung des Türkenkrieges mit der Entrichtung des zehnten Theiles ihrer Einkünfte belastete und sich selbst zu gleichem Zwecke mit dem fünften Theile aller Einkünfte der apostolischen Kammer besteuerte [38]), drang Cardinal Julian in den König und die Magnaten, den Türkenkrieg, welcher unter Hunyad's glücklicher Führung mit soviel Erfolg begonnen worden, mit allen Kräften fortzusetzen. „Alle Fürsten der Christenheit", äußerte er unter Anderm, „hätten ja auf ihn, den König, als er die Regierung angetreten, ihre Hoffnungen gesetzt; er solle sie jetzt erfüllen;

das Heil der christlichen Religion und der Zustand seines Reiches erheischen das auf gleiche Weise; denn es gelte jetzt nicht blos mehr die Erhaltung, sondern die Erweiterung desselben, man werde es leicht bis an den Hellespont und das Aegäische Meer ausdehnen, wenn man nur ernstlich wolle; das Glück sei ja so sichtlich auf Seiten der christlichen Waffen, daß der Sieg schon im voraus so gut wie verbürgt sei." [39])

Und um nun diesen allerdings etwas sanguinischen Hoffnungen noch mehr überzeugende Kraft zu verleihen, gab er auf dem im Jahre 1443 zu Buda versammelten Reichstage die ausdrückliche Versicherung, daß, infolge der unausgesetzten Bemühungen des Heiligen Vaters, demnächst auch die Hülfsvölker vieler andern Fürsten des Abendlandes eintreffen würden, um sich an das Kreuzheer des Königs anzuschließen. Die Erfolge dieser Bemühungen entsprachen aber ganz und gar nicht der großartigen Erwartungen, welche der Papst und der Cardinal hegen mochten. Der Plan eines allgemeinen Kreuzzuges fand im Ganzen sehr wenig Anklang bei Fürsten und Völkern. Gleichgültigkeit, gegenseitige Eifersucht, und verjährte Vorurtheile gegen das byzantinische Kaiserhaus, welches am Ende davon ganz unverdienterweise den meisten Vortheil ziehen werde, traten der begeisternden Zusprache des Papstes und seiner Legaten fast überall hindernd entgegen.

Kaiser Friedrich III. z. B. schützte den unruhigen Zustand von Böhmen als Grund vor, warum er weder selbst an dem Kreuzzuge Theil nehmen, noch Hülfsvölker schicken könne. Viel mehr aber hielt ihn die Furcht vor der wachsenden Macht des Königs Wladislaus zurück,

welcher, bereits im Besitz von Ungarn und Polen, wenn seine Waffen auch da noch vom Glücke begünstigt würden, ja leicht auf den Gedanken kommen könne, sie auch gegen Oestreich zu wenden.[40]) So wurde gleich damals die Eifersucht zwischen Oestreich und Ungarn eine Hauptursache, warum es mit dem Türkenkriege keinen rechten Fortgang haben wolle.

Und gleich misliche Verhältnisse traten auch anderwärts zu Tage, wo die päpstlichen Legaten das Kreuz predigten. Schützten doch selbst die tapfern deutschen Ritter in Preußen und Lithauen den traurigen Zustand ihres durch die jüngsten Kriege erschöpften Landes vor, um nur nicht an dem Kriege gegen die Osmanen Theil zu nehmen! Dabei war es überhaupt ein schlimmes Ding, daß der Türkenkrieg sogleich zu einer Geldsache gemacht wurde und die Beutel der Gläubigen dafür fast noch mehr in Anspruch genommen wurden, wie ihre Herzen und ihre Gesinnungen. Die Geistlichkeit z. B., namentlich die höhere, die besitzende, wollte sich mit dem Türkenzehnt, welcher, soviel uns bekannt ist, bei dieser Gelegenheit zum ersten male, aber, wie es scheint, mit geringem Erfolge, eingefodert wurde, niemals recht befreunden.

Zeigte sich hier und da eine allgemeinere Bewegung, so ging sie von dem sich selbst überlassenen Volke aus. Da gab es in der That Leute, welche, gleich viel ob aus wahrer Begeisterung oder auch durch unedlere Motive getrieben, Haus, Herd und Familie verließen, das Kreuz nahmen und scharenweise nach Ungarn eilten, um unter dem Panier des Königs Wladislaus gegen die Ungläubigen zu fechten. Dergleichen ungeordnete Haufen neuer Kreuzfahrer sollen sich damals besonders aus Frankreich

und Deutschland bei dem Heere des Königs eingefunden haben, welches sich im Juli 1443 von Buda aus nach der Donau hin in Bewegung setzte. [41])

Den Vortrab führten Johann Hunyades und Georg, der Despot von Serbien; an der Spitze des Hauptheeres, welches etwa 20,000 Mann guter Truppen zählte, stand der König selbst; Cardinal Julian hielt es für eine Ehrensache, die Führung der Kreuzfahrer persönlich zu übernehmen. Der Feldzug war glücklich und schien die begeisternden Verheißungen des Cardinals wirklich zur Wahrheit machen zu sollen. Fast ohne Widerstand, ging man bei Semendra über die Donau, erreichte in sechs Tagemärschen Sofia, welches nach kurzer Gegenwehr der schwachen Besatzung genommen und in Asche gelegt wurde, und gelangte dann ohne bedeutende Schwierigkeiten bis nach Nissa, welches gleichfalls mit leichter Mühe besetzt wurde.

Der glänzende Sieg, welchen hier, unweit der Stadt, Hunyades am 3. November in einer mächtigen Schlacht über die Osmanen erfocht, hob den Muth des Heeres und seiner Führer so, daß man, ungeachtet der schon weit vorgerückten Jahreszeit, den Beschluß faßte, sogleich weiter hin nach Süden aufzubrechen. Selbst die unsaglichen Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges durch die Engpässe des Balkan vermochten das siegestrunkene Heer nicht abzuschrecken. Unaufhaltsam drang man durch Bulgarien, wo sich Alles für den König erklärte, bis zu den Höhen der Felsenschluchten der Pforte Trajan's, jetzt Ssulu-Derbend, vor, welche Murad im voraus besetzt hatte. Aber auch hier verließ König Wladislaus sein Glücksstern noch nicht.

Am Christabend des Jahres 1443 erfocht er mitten unter den Eisfeldern des Hämus einen der denkwürdigsten Siege in dem Kampfe der Christen gegen die Osmanen. Allein der tollkühne Versuch, die Engpässe nun gleich noch weiter zu durchbrechen, scheiterte an der wachsenden Noth des Heeres, den in solcher Jahreszeit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Weges und der Gewalt der Elemente, mit welchen man einen härtern Kampf zu bestehen hatte wie mit den Waffen der Osmanen.

Der Rückzug wurde in guter Ordnung, aber, unter beständigen Plänkeleien der nachsetzenden Osmanen, nicht ohne bedeutende Mühseligkeiten und schwere Verluste an Menschen und Lastvieh, Gepäck und Rüstzeug vollbracht. In Eilmärschen wurden mitten im Winter die Ebenen Bulgariens durchflogen, und nach nur kurzer Ruhe in Belgrad hielt König Wladislaus an der Spitze seines erschöpften Heeres, im Februar 1444, zu Buda seinen triumphirenden Einzug.

Bleibenden Gewinn brachte somit dieser merkwürdige Feldzug freilich nicht, aber seine moralische Wirkung war doch bedeutend; ein mal weil er wesentlich dazu beitrug, der europäischen Bewegung gegen das osmanische Reich neues Leben zu geben, und dann weil sich Sultan Murad dadurch bewogen fühlte, selbst dem Könige die Hand zum Frieden zu bieten, welcher im Juni desselben Jahres in Gegenwart eines achtunggebietenden ungarischen Heeres vor den zum Reichstag versammelten Magnaten zu Segedin abgeschlossen wurde. Er macht mehr noch wegen seiner Folgen, als wegen seines Inhalts Epoche in der Geschichte der orientalischen Frage.

Die Bedingungen desselben waren — wie konnte es

unter solchen Umständen anders sein — keineswegs ungünstig für das christliche Interesse. Ganz Bulgarien verblieb zwar in der Gewalt des Sultans, aber Serbien und die Walachei wurden ihren Fürsten so zurückgestellt, daß jenes dem Sultan die Hälfte der Einkünfte als Tribut zahlen sollte, während dieses, nnter Fortdauer des bereits vertragsmäßig an die Pforte entrichteten Tributs, unter die Schutzherrschaft des Königs von Ungarn trat. Im Uebrigen sollte die Donau insofern zwischen beiden Reichen die Grenze bilden, als es weder den Osmanen noch den Ungarn gestattet sein sollte, sie in feindlicher Absicht mit Heeresmacht zu überschreiten.

Obgleich nun der Friede daraufhin für zehn Jahre von beiden Theilen auf das feierlichste beschworen wurde, hatte er doch gleich vom Anfang an einen mächtigen Gegner, welcher nur ungern und weil er sich augenblicklicher Nothwendigkeit fügen zu müssen glaubte, dazu seine Zustimmung gab: wir meinen den päpstlichen Legaten Cardinal Julian. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Friede, angesichts einer Macht, die, wie damals das osmanische Reich auf europäischen Boden, in der vollen Kraft ihrer Entwickelung war, deren Schwerpunkt unwiderstehlich nach Westen und Norden neigte, und bei den nun einmal zum Leben erwachten Stimmungen der christlichen Welt gegen dieselbe, überhaupt haltbar war, und in dem ernsten Willen oder auch nur dem Glauben der Betheiligten eine sichere Bürgschaft seiner Dauer hatte: gewiß ist, daß Cardinal Julian keinen schweren Stand hatte, als er nur wenige Wochen nach dem Abschlusse des Friedens schon wieder zum Bruche desselben rieth und die sofortige

Wiederaufnahme des Türkenkrieges aus allen Kräften betrieb.

Der wahre oder auch nnr vorgebliche Eifer der übrigen Mächte der Christenheit für die Sache des Heils kam ihm dabei dieses mal sehr zu Hülfe. Denn von allen Seiten, von den Königen von Frankreich, England, Spanien und Aragonien, von den Herzögen von Mailand und Burgund, aus Venedig, Genua und Florenz, hatten sich um diese Zeit an dem Hoflager zu Buda Gesandte eingefunden, welche, indem sie dem Könige wegen glücklicher Vollendung des letzten Feldzugs ihre Theilnahme zu erkennen gaben, unter Zusage angemessener Hülfe an Truppen, Schiffen oder Geld, sämmtlich zur unverzüglichen Fortsetzung des Krieges gegen die Ungläubigen trieben.

Merkwürdig genug erhob sich dieses mal nur von Polen aus, welches bei den letzten Zuge soviel Eifer bewiesen hatte, eine warnende Stimme. Man solle doch, ließ der Reichstag dem Könige erklären, erst im eigenen Reiche Ruhe schaffen und dann das Glück der Waffen in einem neuen Heerzuge gegen die Osmanen versuchen. Polen sei von innern und äußern Feinden hart bedrängt, des Königs Gegenwart sei dringend nöthig, um Ruhe und Sicherheit herzustellen; habe man diese erreicht, dann könne man auch wieder an den Türkenkrieg denken.

Aber weder diese Mahnung der Polen, noch die fortdauernd feindliche Haltung des Kaisers Friedrich III. gegen jede Unternehmung, welche am Ende zum Vortheil Ungarns ausschlagen könne, fielen ins Gewicht gegen die nun einmal herrschenden Stimmungen, welche zum Kriege drängten. Auf dem Reichstage, welchen der König

zu sofortiger Entscheidung bereits zum Gregoriusfeste nach Buda berufen hatte, war unter den Magnaten darüber nur eine Stimme. Ueber die etwa noch obwaltenden Schwierigkeiten, die man nicht verkennen konnte, ging man leicht hinweg, vorzüglich auch in Erwartung der Hülfe, welche man, den gegebenen Zusagen zufolge, vom Auslande erhalten werde. Damit ging es aber, ungeachtet der wiederholten ermuthigenden Versicherungen des Cardinal-Legaten, nun doch nicht nach Wunsche.

Papst Eugenius IV. hatte allerdings nach unsaglichen Mühen und mit schweren Opfern ein wohlausgerüstetes Geschwader von 25 Segeln zusammengebracht, wozu namentlich die Signorie von Venedig und der Herzog von Burgund das Ihrige beigesteuert hatten. Allein während dieses Geschwader, unter der Führung des zum apostolischen Legaten ernannten Cardinals und venetianischen Vicekanzlers Francesco Condolmieri schon im Juni nach der Levante unter Segel ging, war es von den Hülfsvölkern der übrigen Fürsten der Christenheit, welche man von Norden her zu Lande erwartete, wieder ganz still geworden. Fehlte es in dieser Beziehung auch nicht an gutem Willen, so entgingen doch den meisten die nöthigen Mittel, um ihn zu bethätigen. Truppen waren nach dem damaligen System der Kriegführung nur für schweres Geld zu haben und Geld war dazu eben nirgends vorhanden.

Nicht einmal die Deutschen Ritter in Preußen, welchen es der Heilige Vater bei dieser Gelegenheit nochmals zu Gemüthe führte, daß die Bekämpfung der Ungläubigen ihre eigentliche Bestimmung sei, wollten sich zu irgend etwas verstehen. Fast ins Lächerliche verfiel es aber

daß man, ungeachtet des trostlosen Zustandes, in welchem sich der kümmerliche Rest des byzantinischen Reiches befand, zu Buda alles Ernstes noch vom Kaiser Johannes Hülfe erwartete! An großartigen Zusagen und unaufhörlichen Anreizungen, den Krieg, von dem er alles Heil für sich erwartete, nur so schnell wie möglich wieder zu beginnen, ließ es derselbe freilich nicht fehlen. [42]) Ueberhaupt drängten die Verhältnisse nun zur Entscheidung, noch ehe man ihnen gewachsen war.

Cardinal Francesco, welcher mit seiner Flotte schon am Hellesponte lag und nicht unthätig bleiben wollte, trieb den König unablässig an, er möge doch ja die günstige Gelegenheit, welche ihm dadurch geboten werde, daß der Sultan mit seinem ganzen Heere nach Asien zurückgekehrt sei, nicht unbenutzt vorübergehen lassen; er, der Cardinal, werde mit seinen Schiffen dafür Sorge tragen, daß die Osmanen nicht wieder aus Asien nach Europa übersetzen könnten, und folglich werde es ein Leichtes sein, diese Ungläubigen vollends ganz über den Hellespont hinüberzuwerfen, wenn man nur schnell und entschlossen handeln wolle.

Aber der Friede von Segedin, welcher vor wenigen Wochen so feierlich beschworen worden war, machte doch Manchem sehr erhebliche Gewissensscrupel. Cardinal Julian verstand es jedoch vortrefflich dieselben mittels einer an den König und die Magnaten gerichteten Rede zu heben, in welcher er Alles zusammendrängte, was geistlicher Dialektik bei schwankenden Gemüthern überzeugende Kraft zu verleihen vermag.

„Es sei überhaupt sehr zweifelhaft“, meinte er unter Anderm darin, „ob ein solcher Friedensvertrag bindende

Kraft habe, zumal solange die Bedingungen desselben noch gar nicht erfüllt seien; solange der König allein gestanden, habe er auch die Freiheit gehabt, allein Frieden zu schließen; da ihm aber nun die übrigen Fürsten Hülfe versprochen, sei er schon dadurch gebunden gewesen und habe in keinem Falle ohne die Einwilligung des Papstes in dieser Sache eigenmächtig handeln dürfen; und wer wisse denn, ob es Murad mit dem Frieden wirklich aufrichtig gemeint habe? — Habe sich auf der andern Seite der König nicht etwa eher gegen die christlichen Mächte zur Fortführung des Krieges, als gegen Sultan zum Frieden verpflichtet? — Könne man denn überhaupt einer Verpflichtung gegen Leute, welche in Bezug auf Sitten, Religion und Lebensweise so sehr verschieden seien, irgend einen Werth beilegen? — gegen Leute, denen Treue zu geloben schon ein Verbrechen sei, und ein noch größeres, die gelobte zu halten? — Wolle man bei dem Frieden beharren, so werde man den ganzen in den frühern Kriegen erkämpften Ruhm aufs Spiel setzen und sich mit ewiger Schmach bedecken; werde man ihn dagegen brechen, so werde man mit unsterblichem Ruhme zugleich Alles wiedererlangen, was man durch den Frieden zu sichern geglaubt habe, und ganz Europa von den Osmanen befreien. Deshalb müsse man jetzt den günstigen Augenblick benutzen; denn wenn man ihn vorübergehen lasse, werde man sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, den Kampf am Ende, von allen Seiten verlassen, im eigenen Lande mit zweifelhaftem Erfolge zu bestehen. Uebrigens sei er, gestützt auf das Recht und die Macht des apostolischen Stuhles, durch Papst Eugenius ermächtigt, den mit dem Sultan abgeschlossenen Frieden, welcher

Natur er auch sein möge, hiermit aufzulösen und für null und nichtig zu erklären, auch den König, sowie Alle, welche dabei betheiligt seien, des den Türken geleisteten Eides und Gelöbnisses förmlich zu entbinden." [43])

So hingestellt, war diese päpstliche Logik allerdings schlagend. [44]) Niemand wagte es dagegen ernste Zweifel zu erheben. Hunyades, den man wenigstens keine Feigheit vorwerfen konnte und der auch in dieser Beziehung eine edlere Natur bewährte, wurde überstimmt und mit fortgerissen, als er behauptete, „man müsse dem Feinde zwar nicht so leichtfertig Treue schwören, aber sie, wenn sie einmal beschworen sei, niemals brechen". Beschwichtigt wurde er am Ende wol noch vorzüglich dadurch, daß ihm vom Könige das schriftliche, von mehren Magnaten mitunterzeichnete Versprechen ertheilt wurde, Bulgarien solle ihm, wenn der Feldzug, wie nicht zu bezweifeln sei, den erwünschten Erfolg haben werde, als eigenes Königreich überlassen bleiben.

Anstatt nun aber, als man einmal so weit war und nicht mehr zurückgehen konnte, mit Ruhe und Umsicht zur Ausführung zu schreiten, wurde Alles auf die widersinnigste Weise übereilt. Cardinal Julian setzte es durch, daß der König und die vornehmsten Magnaten sich in einer förmlichen Urkunde, bei dem Heile ihrer Seelen, der heiligen Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria und den beiden Schutzpatronen des Reiches, den Königen Stephanus und Ladislaus, eidlich verpflichten mußten, bis zum 1. September mit ihren Truppen bei Orsowa oder an den andern dazu geeigneten Punkten über die Donau zu gehen, ein Beschluß, welcher, erst am 4. August zu Segedin unterzeichnet, sofort auch dem Befehlshaber der

päpstlichen Flotte, dem Kaiser von Byzanz und allen Fürsten des Abendlandes, auf deren Beistand man rechnete, vor allem aber dem Papste mitgetheilt wurde. [45])

Die ganze christliche Welt wurde davon wie von einem Taumel ergriffen. Wer hätte nun noch daran gezweifelt, daß die Vertreibung der Osmanen aus Europa noch in diesem Jahre vollständig und mit leichter Mühe gelingen werde. „Gott sei Dank", schrieb noch im October Papst Eugenius IV. in diesem Sinne an den Albaneserfürsten Arianites, „daß die Sache der Gläubigen nun doch endlich soweit gediehen ist, daß wir hoffen, Griechenland werde sicherlich von der Unmenschlichkeit und der grausamen Tyrannei der Türken befreit werden und von ihrer Räuberei und Unverschämtheit nichts mehr zu fürchten sein. Wir hoffen, daß es in Zukunft den Türken nicht mehr möglich sein wird, weder zu Lande noch zu Wasser diese Länder mit ihren Kriegen zu belästigen; denn der Uebergang von Gallipoli aus, sowie auch an andern Punkten wird ihnen verwehrt werden, sodaß sowol deine als auch der übrigen Gläubigen Städte und Länder völlige Sicherheit genießen werden." [46])

Es ist bekannt, wie entsetzlich dergleichen trügerische Hoffnungen, denen man sich mit unbegreiflicher Leichtfertigkeit hingab, durch den weitern Verlauf der Dinge Lügen gestraft wurden. Mit einem Heere, welches noch nicht einmal die Stärke des vom vorigen Jahre erreichte — es soll im Ganzen nur 15,000 Reiter und noch weniger Fußvolk gezählt haben —, verließ König Wladislaus, nicht ohne trübe Ahnung und, wie wenigstens behauptet wird, von Gewissensbissen über den so ohne weiteres gebrochenen Frieden gepeinigt [47]), doch erst am

20. September das Lager bei Segedin und ging in den ersten Tagen des October bei Orsowa über die Donau. Widerstand fand man hier nirgends, aber auch die versprochenen Hülfsvölker, welche man noch immer erwartete, blieben aus. Den 30,000 Mann, mit welchen Georg Kastriota, der Held der Albaneser, zu dem Heere des Königs zu stoßen versprochen hatte, wollte der auf die wachsende Macht dieses Fürsten eifersüchtige Kral Georg nicht einmal den Durchzug durch Serbien gestatten.

Man war schon bis Nikopolis vorgerückt, als Drakul, der Woiwode der Walachei, auf die Gefahren des kühnen Unternehmens aufmerksam machte und selbst jetzt noch zur Umkehr rieth. „Was wolle man denn mit diesem Häuflein", meinte er, „gegen die Macht des Sultans ausrichten, dessen Jagdstaat allein viel stärker sei als des Königs ganzes Heer; man solle doch wenigstens den Kampf mit gleichen Kräften beginnen und die wenigen Truppen, welche man habe, für eine bessere Jahreszeit aufbewahren; jetzt, wo der Winter vor der Thüre sei, würden sie, selbst wenn auch sonst Alles nach Wunsche ginge, nichts ausrichten."

Diese und ähnliche vernünftige Vorstellungen wußte indessen Cardinal Julian dadurch zu entkräften, daß er immer noch bei der Meinung beharrte, die Osmanen könnten ja gar nicht mehr aus Asien nach Europa übersetzen, man finde ja nirgends einen Feind und man könne dagegen noch immer auf die erwartete Hülfe rechnen, namentlich auch von Seiten des Kaisers von Byzanz.

Als man sich aber noch mit dergleichen Täuschungen hinhielt, hatte Sultan Murad Magnesia, wohin er sich

in die Einsamkeit zurückgezogen, schon wieder verlassen, um selbst noch ein mal an die Spitze seines Heeres zu treten, welches, ohne daß es die päpstliche Flotte unter Cardinal Francesco hindern konnte, unweit Gallipoli, angeblich mit Hülfe genuesischer Schiffe, nach Europa übersetzte und, nach kurzem Verweilen bei Adrianopel, sogleich den Weg nach Varna hin einschlug; denn dahin hatten sich von Nikopolis aus auch die Ungarn durch Bulgarien und einen Theil der Dobrudscha in Bewegung gesetzt, und zwar in der Absicht, um die beschwerlichen Gebirgspässe des Hämus zu umgehen und dann längs des Schwarzen Meeres weiter nach Süden vorzudringen.

Der blutige Tag bei Varna, am 10. November, dem Feste des heiligen Martinus, vereitelte diesen Plan und machte alle Hoffnungen, welche König Wladislaus, der hier wenigstens den Heldentod fand, Cardinal Julian, der Papst und die ganze christliche Welt an diesen Heerzug geknüpft hatten, auf schmachvolle Weise zu Schanden.

Diese Schlacht bei Varna war jedenfalls in ihren Folgen ein bedeutendes Moment auch hinsichtlich der Stimmungen der christlich-europäischen Welt über ihr Verhältniß zu dem osmanischen Reiche und die orientalische Frage. Es wird erzählt, daß die Kunde von der Niederlage der Ungarn bei Varna wie ein Gericht Gottes, welches die ganze Christenheit auf gleiche Weise betroffen habe, durch alle Länder Europas zog. Man dachte an die Verletzung des zu Segedin so feierlich auf das Evangelium geleisteten Eidschwurs, und wollte nun das furchtbare Erdbeben, welches kurz nach dem Reichs-

tage, auf welchem der Krieg beschlossen worden war, viele Länder durchzuckt hatte, als eine warnende Stimme betrachten, die man nicht ungestraft hätte überhören sollen. [48])

Das entmuthigte die Geister und lockerte die schwachen Bande, welche die Fürsten und Völker der Christenheit kaum einmal nothdürftig zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Ungläubigen vereinigt hatten, wieder gänzlich. Wenigstens war der Glaube an die Möglichkeit der Vertreibung der Osmanen aus Europa, woran noch vor wenigen Wochen Niemand mehr zu zweifeln gewagt hätte, nun wieder bis ins tiefste erschüttert. Und wer hätte jetzt auch dieses Riesenwerk vollbringen sollen, welches man vor kurzem noch fast für ein Kinderspiel gehalten hatte?

Ungarn, schon vorher in sich zerfallen, war infolge des Todes des Königs auf dem Schlachtfelde von Varna in die furchtbarste Verwirrung gerathen. Der starke Arm Hunyad's, welcher dem jungen unmündigen Könige, dem fünfjährigen Sohne König Albert's, Ladislaus, zu Anfang des Jahres 1445 als Reichsstatthalter zur Seite gesetzt wurde, vermochte kaum, die Parteien im Innern niederzuhalten und die nächsten Feinde von außen abzuschrecken. Und dennoch wurden nun die Verhältnisse zu dem osmanischen Reiche, wenn auch Sultan Murad zunächst seinen siegreichen Waffen eine andere Richtung, nach Griechenland und Albanien hin, geben zu wollen schien, gerade von dieser Seite nur um so ernster und dringender, je hoffnungsloser sie wirklich erscheinen mochten. Das fühlte sicherlich Niemand mehr als Hunyades. Von ihm ging daher auch wieder der erste Anstoß aus,

um die zerfahrenen und entmuthigten Kräfte der gesammten Christenheit noch ein mal zum Entscheidungskampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind aufzurufen und zu vereinigen.

Er wandte sich zu diesem Zwecke vor allem bereits im Frühjahr 1445, nicht nur schriftlich, sondern auch durch besondere Staatsboten, wieder an Papst Eugenius, von dessen geistlicher Allgewalt er noch das Meiste erwartete. Da zeigten sich nun aber die übeln Nachwirkungen des Unfalls bei Varna auf die empfindlichste Weise. Das päpstliche Ansehen war dadurch in den Augen der Christenheit nicht wenig erschüttert worden. Dem Heiligen Stuhle wollte man nun den Bruch des Friedens zu Segedin und das Unglück bei Varna, das man nur als die Fügung eines rächenden Geschicks betrachten zu müssen glaubte, mit dem ganzen Gewicht gerechter Entrüstung über diese verhängnißvolle Treulosigkeit zur Last legen. Cardinal Julian — das war wenigstens der allgemeine Glaube — war ja auf der Flucht von der Wahlstatt bei Varna hinweg von seinen eigenen Leuten, als der eigentliche Urheber dieses heillosen Krieges verflucht, unbarmherzig niedergestoßen worden, und einer seiner Hauptgegner bei den Verhandlungen wegen des Bruches des Friedens zu Segedin sollte dem Sterbenden noch das schwere Wort zugerufen haben: „Jetzt werde es klar, daß Das, was so wider Treue und Eidschwur geschehen, niemals Gottes Wille gewesen sei.“ 49)

Wahr oder nicht, genug die Gewalt der allgemeinen Stimmung machte dergleichen Gerüchte zu unwiderleglichen Thatsachen, deren mächtiger Einfluß sich nicht hin-

wegleugnen ließ. Als daher jetzt Papst Eugenius, selbst entmuthigt, auf Hunyad's Betrieb' um die Mitte des Jahres 1445 in einer salbungsvollen Bulle, unter Zusage vollständigen Ablasses, die gesammte Christenheit abermals zur persönlichen Theilnahme an dem Kampfe gegen die Ungläubigen auffoderte, nahm man überall, bei den Fürsten nicht minder wie unter dem Volke, diese päpstlichen Ermahnungen mit großer Kälte, ja fast mit Unmuth auf. Auch die directen Verwendungen des Reichsstatthalters bei einzelnen Fürsten und Herren, wie z. B. bei König Karl VII. von Frankreich und dem Herzog Philipp von Burgund, konnten bei solchen Stimmungen keinen günstigern Erfolg haben. Nirgends verkannte man die Noth und die Gefahr, man versprach auch Manches, that aber nichts, und vertröstete im Allgemeinen auf bessere Zeiten. [50])

Nicht einmal von den Seestaaten war um diese Zeit noch etwas zu erwarten und zu erlangen. Das päpstliche Geschwader hatte sich, nach einer gehässigen Fehde mit den genuesischen Colonien im Schwarzen Meere, die der Sache der Christenheit wahrhaftig keinen Nutzen bringen konnte, wieder zerstreut; Genua hatte Grund genug, mit den Osmanen auf möglichst gutem Fuße zu bleiben, und Venedig fand es, weit entfernt, sich auf den Krieg zwischen dem Sultan und der christlichen Welt jetzt tiefer einlassen zu wollen, viel angemessener, seinen Frieden mit demselben, bereits im Februar 1446, von seinem Bailo zu Konstantinopel durch einen neuen Vertrag bestätigen und befestigen zu lassen. Bei Kaiser Friedrich III. dauerte der alte Groll gegen Ungarn fort, und erst im Jahre 1448 bekam Hunyades von dieser Seite

soviel Ruhe, daß er wieder ernstlich an den Türkenkrieg denken konnte.

Was er bis dahin von Papst Eugenius, welcher schon im Februar 1447 gestorben war, nicht erreicht hatte, das erwartete er nun von dessen Nachfolger Nikolaus V. Allein bekanntlich war dieser Kirchenfürst, welcher seinen Ruhm vorzüglich in der Förderung der Künste des Friedens und der Werke des Geistes suchte, ganz und gar nicht dazu gemacht, weitaussehenden und kostspieligen kriegerischeu Unternehmungen, selbst wenn es sich dabei um das Heil der Christenheit und die Vernichtung der Ungläubigen handelte, besondern Beistand angedeihen zu lassen. Mehr um nur die Traditionen der päpstlichen Curie nicht geradezu untreu zu werden, suchte er Hunyad's Abgesandten durch einen allgemeinen Ablaßbrief für Alle, welche an dem Kriege gegen die Türken Theil nehmen würden, und einige vage Versprechungen für die Zukunft Muth zu machen, wollte sich aber für jetzt zu weiter nichts verstehen, und gab sich sogar viele Mühe, Hunyades von dem für dieses Jahr, 1448, beabsichtigten und bereits begonnenen Türkenzuge wieder abzubringen. Wenigstens bis zum künftigen Jahre solle er ihn verschieben.

Darauf aber wollte und konnte Hunyades, welcher mit seinem Heer schon an der Donau stand und die Sache sehr ernst nahm, in keinem Falle mehr eingehen. Die noch vorhandenen höchst interessanten Briefe dieses Helden, die er von da aus an den Papst und an den Dogen von Venedig, Francesco Foscari, richtete, beweisen, daß er damals vielleicht der einzige Fürst der Christenheit war, welcher mit einem scharfen, durchdringenden

Blicke in die Zukunft wirklich erkannt hatte, was hier für ganz Europa auf dem Spiele stehe, und auch entschlossen war, lieber Alles daranzusetzen, als durch Lauheit, feiges Wesen und falsches Zögern die schwerste Schuld auf sich zu laden.

„Durch Krieg", schrieb er unter Anderm noch am 8. September aus seinem Standlager an der Donau dem Heiligen Vater in einer Stunde edelster Regung, „sind wir zum Kriege gezwungen; im Namen Gottes erheben wir uns, wir wollen Zeit und Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, damit sie nicht zu unserm Nachtheile von unserm Feinde benutzt werden. Nothwendigkeit zwingt uns, unserm einmal gefaßten Entschlusse treu zu bleiben und den begonnenen Heerzug fortzusetzen. Unser Angriff muß schnell und mit Kraft ausgeführt werden; denn der angreifende Theil hat immer mehr Muth, mehr Hoffnung auf seiner Seite, als der abwehrende. Ich zeige Ew. Heiligkeit diesen Entschluß, diese Nothwendigkeit hiermit an, weil ich überzeugt bin, daß es jetzt nicht Worte, sondern Thaten gilt ..... Deshalb gehe ich jetzt an dieses heilige Unternehmen, für welches ich mich unter Waffen und Eisen lieber dem Tode weihe, als daß ich das Elend unsers Volkes noch länger ertragen könnte. Der Ruhm bei der Nachwelt wird mir nicht entgehen, mag man nun dereinst mein Geschick als das eines glücklichen Siegers, oder eines mit Ehren sterbenden Helden preisen."

Und als er dann einige Tage später den Papst nochmals dringend um die wiederholt erflehte Hülfe anging, erklärte er ihm ohne weiteres: es handle sich jetzt um die höchsten Interessen, die Freiheit der gesammten Christenheit; Das solle nur der Heilige Vater immer vor

Augen haben, und dafür Sorge tragen, daß er (Hunyades) nicht etwa aus Mangel der nöthigen Unterstützung gezwungen werde, das begonnene Werk entweder nur lau zu betreiben oder am Ende gar ganz aufzugeben, und zur Schmach des katholischen Glaubens und zum ewigen Verderben, mehr durch die Nothwendigkeit menschlicher Dinge, als durch die Waffen der Feinde besiegt, Alles, was bereits erreicht sei, und noch erreicht werden könnte, mit einem male zu verscherzen. Vor allem sei jetzt Ausdauer nöthig, wenn man die christliche Welt vor der Sklaverei bewahren wolle; ..... man dürfe nicht eher ruhen, als bis der Feind aus Europa vertrieben sei; denn Friede auf Treue und Glauben sei mit ihm nicht möglich; nur besiegt, werde er aufhören, der Christenheit Hohn zu sprechen. Mit vereinten Kräften werde man bald zum Ziele gelangen; nur solle es der Heilige Stuhl auch seinerseits nicht an den Unterstützungen fehlen lassen, welche man von ihm zuerst zu erwarten berechtigt sei, u. s. w. [51])

Dergleichen Mahnungen, wahr und aufrichtig gemeint, kamen, selbst wenn sie auf einen fruchtbarern Boden gefallen wären, dieses mal doch zu spät, als daß sie noch die erwünschten Früchte hätten tragen können. Denn Hunyades war nnn schon in Serbien eingedrungen, und mußte, so wenig er ihm auch gewachsen sein mochte — er hatte keine 50,000 Mann nnter den Waffen, dabei nur 8000 walachische und etwa 2000 deutsche und böhmische Hülfsvölker — den Kampf mit dem gewaltigen Feinde aufnehmen, welcher ihm von Süden her in einer Stärke von 150 — 200,000 Mann entgegenzog. Da kam es zum zweiten male in einer dreitägigen mörderischen

Schlacht (vom 17. bis 19. October 1448) auf denselben Ebenen von Kossowa zu verhängnißvoller Entscheidung, wo vor 59 Jahren Sultan Murad I. den ersten großen Sieg über die Serbier und Ungarn erfochten hatte.

Und dennoch entmuthigte diese Niederlage, bei welcher die Blüte des ungarischen Adels ihren Untergang fand, Hunyades noch nicht. „Noch dürfe man nicht verzweifeln", schrieb er zu Ende December an seinen Legaten bei Papst Nikolaus, „man müsse sogleich wieder ans Werk gehen und dem Feinde keine Ruhe lassen; er solle nun nur mit desto größerm Nachdrucke handeln, und namentlich die Fürsten des Abendlandes zu fernerer Theilnahme an diesem heiligen Werke antreiben; er müsse von ihnen bestimmte Erklärungen darüber verlangen, was von ihnen zu hoffen sei; Das werde sein vorzüglichster Trost in dem Unglücke sein, welches ihn betroffen habe."

Papst Nikolaus hatte aber auch jetzt noch so wenig Lust, sich Ungarns und der Sache der Christenheit ernstlich anzunehmen, daß er mit den nun einmal hergebrachten Versprechungen Hunyades und den zu Pesth versammelten Magnaten, welche dieses mal vom besten Geiste beseelt zu sein schienen, durch seinen Nuntius den Rath ertheilen ließ, man solle nach der jüngsten traurigen Erfahrung den Angriffskrieg lieber gänzlich aufgeben und mit seinen Truppen innerhalb der Grenzen des Reiches verbleiben.

Im Uebrigen beschränkte sich Alles, was er für jetzt that, darauf, daß er bei Gelegenheit des bevorstehenden Jubeljahres (1450), in Betracht der drohenden Türkengefahr, alle Prälaten, Barone, Ritter und Gemeinen des Reiches Ungarn von der Verpflichtung des persönlichen Erscheinens zu Rom entband, und ihnen nachließ,

daß sie nichtsdestoweniger des allgemeinen Ablasses theilhaftig werden sollten, wenn sie drei Tage lang die Kathedrale zu Wardein und einige andere näher bezeichnete Kirchen besucht und in die dort aufgestellten Büchsen die Hälfte des Geldes niedergelegt haben würden, welches ihnen die Wallfahrt nach Rom und ein funfzehntägiger Aufenthalt daselbst kosten dürfte. Hunyades, welcher diesen Plan, in Ermangelung besserer Hülfe, gutgeheißen hatte, hoffte auf diesem Wege wenigstens eine ersprießliche Summe Geldes zur Fortführung des Krieges zu gewinnen. Allein auch in dieser Beziehung entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht. Denn, wie der Presbyter Iwanich ausdrücklich bemerkt, die ausgestellten Büchsen blieben fast leer. [52])

Beim besten Willen konnte also Hunyades für jetzt nicht wieder ins Feld rücken, zumal da er seine Aufmerksamkeit, zum Theil auch seine Streitkräfte, noch nach andern Seiten hinlenken mußte, auf die Bewegungen der Hussiten in Böhmen, die Händel mit Kaiser Friedrich, der die Reichskrone nicht wieder herausgeben wollte, und die fortdauernde Gährung im Innern, welche davon die Folge war. Zum Abschluß eines Friedens mit Sultan Murad, der wenigstens versucht wurde, kam es aber auch nicht mehr. Die Verhältnisse blieben daher in einer höchst unbequemen Spannung, bis der Tod des Sultans, zu Anfange des Jahres 1451, den Dingen eine günstigere Wendung geben zu müssen schien, und sich Hunyades, in Erwartung besserer Zeiten, mit dem neuem Beherrscher des osmanischen Reiches, Mohammed II., über einen dreijährigen Waffenstillstand verständigte.

So sehr man aber auch bis dahin den Fortschritten der osmanischen Waffen im Abendlande mit entmuthigender Gleichgültigkeit gefolgt war, so wenig sich die allgemeinern Stimmungen bis zu Thatkraft und Entschlossenheit ermannen wollten, so konnten sich die Völker und ihre Lenker dem gebieterischen Einflusse der Ereignisse der letzten Jahre doch kaum mehr entziehen. Nicht nur die Schläge bei Varna und Kossowa erstreckten ihre erschütternde Rückwirkung durch Ungarn bis in das Herz der christlich-europäischen Welt; auch die Verhältnisse in den Ländern weiter nach Westen hin, in Griechenland, dem Peloponnes und Albanien, hatten gleichzeitig eine Wendung genommen, welche die orentalische Sache mit jedem Tage mehr zu einem Gemeingut Europas und seiner Mächte machen mußte. Je mehr sie sich aber, in den Kreis der europäischen Politik hineindrängte, je mehr sie — das konnte man schon nicht mehr verkennen — das Dasein und die Zuknnft von Staaten und Völkern berührte, desto ernster wurde die Lage, desto bestimmter mußte man sich Rechenschaft geben von Dem, was man zu gewärtigen habe und was man wolle.

Die „orientalische Frage", wie sie nun Europa entgegentrat, konnte nicht mehr blos Sache allgemeiner Stimmungen bleiben, ihre Auffassung, ihre Lösung, die man doch versuchen mußte, wurde von Interessen bedingt, von Interessen der einschneidendsten Art, die wir nun etwas näher ins Auge fassen wollen, um ihre Natur und ihre wirkende Kraft kennen zu lernen.

III.

Die Interessen.

Es lag in der durch die großartigsten Erinnerungen aus der Vergangenheit bedingten Stellung der Welt des Abendlandes zu der Welt des Morgenlandes, daß die „religiöse Seite der orientalischen Frage" mit ihrer alle Verhältnisse durchdringenden Kraft sogleich in den Vordergrund treten mußte, als die Osmanen unter dem Panier des Islam auf europäischem Boden festen Fuß faßten und dem Christenthume den heiligen Krieg erklärten.

Und ebenso natürlich war es, daß dieses religiöse Interesse bei der Beurtheilung und praktischen Auffassung der orientalischen Dinge das vorherrschende bleiben mußte, solange sich das Haupt der abendländischen Christenheit, der Papst zu Rom, der Bewegung zu bemeistern suchte, welche die Folge des unvermeidlichen Kampfes zwischen diesen beiden Welten war.

Ob dieses Interesse aber wirklich so tief gegangen sei, daß es im Stande gewesen wäre, die Christenheit mit jener unüberwindlichen Kraft zu stählen, welche unter allen Umständen den Sieg hätte verbürgen müssen, das ist eine andere Frage, welche zu bejahen uns die hierbei ins Spiel kommenden Thatsachen kaum berechtigen. Sie dürften uns eher zu der Ueberzeugung führen, daß die moralische Gewalt, welche der islamitische Fanatismus den Heerscharen der Osmanen verlieh, weit stärker war, als die Glaubenskraft, welche die ganze Christenheit gegen diese Ungläubigen mit Schild und Speer bewaff-

nen und bis zur Aufopferung von Gut und Blut begeistern sollte.

Beinahe ein Jahrhundert lang haben sich die Päpste noch mit der unfruchtbaren und verfehlten Idee abgemüht, die Macht der Osmanen durch einen allgemeinen Kreuzzug zu brechen, und nicht ein einziges mal ist es ihnen gelungen, die Geister damit auch nur soweit aufzuregen, daß Fürsten und Völker ihren Hader vergessen hätten, um in Gemeinschaft ihrem „Erbfeinde" die Spitze zu bieten. Nur die Ohnmacht der päpstlichen Gewalt offenbarte sich bei jedem neuen Versuche dieser Art um so erschreckender, sei es nun, daß ihr selbst schon die zu einem solchem Werke nöthige moralische Haltung fehlte, sei es daß ihr die materiellen Mittel entgingen, ihren Plänen und Vorsätzen den erfoderlichen thatsächlichen Nachdruck zu verleihen. In den meisten Fällen wirkte Beides zusammen.

Bei Papst Nikolaus V. — um zunächst bei ihm stehen zu bleiben — war, wie es scheint, Jenes das Ueberwiegende. Denn an Mitteln, wenigstens an Geld, fehlte es ihm nicht, wenn er etwas Großes hätte unternehmen wollen. Die päpstlichen Kassen waren seit langen Zeiten nicht so wohlbestellt gewesen, wie unter seinem Regiment. Das Jubeljahr (1450), welches unabsehbare Scharen von Gläubigen aus allen Ländern der Christenheit nach Rom gelockt, hatte der apostolischen Kammer ungeheure Summen an Ablaßgeldern, frommen Spenden jeder Art und vorzüglich auch durch die bei dem ungewöhnlich gesteigerten Verkehr außerordentlich vermehrten Zolleinnahmen eingebracht. Der Zudrang war an den geheiligten Orten der ewigen Stadt an einigen Tagen in der That

so groß, daß, wie Manetto erzählt, an 200 Menschen buchstäblich erdrückt worden sein sollen. [53])

Aber von einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen war bei dieser Gelegenheit gar keine Rede. Am wenigsten dachte Nikolaus V. daran, seine Schätze diesem Werke des Heils zu widmen. Er selbst hatte keinen rechten Glauben an die Sache und scheint, vielleicht in ganz richtiger Würdigung der wahren Stimmungen, gar kein sonderliches Vertrauen zu der angeblichen christlichen Begeisterung dafür gehabt zu haben. Sein hochgebildeter Geist war mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er schmückte Kirchen und Paläste zum Theil mit außerordentlicher Pracht aus, baute, lebte seiner Liebe für Kunst und Wissenschaft, kaufte Bücher auf und zog angesehene Gelehrte herbei. Daß er dagegen Ungarn so gut wie gar nicht unterstützte, haben wir bereits gesehen, und wenn er um diese Zeit dem Albaneserhelden Georg Kastriota (Skanderbeg) eine Summe Geldes zufließen ließ, so geschah es vorzüglich, weil er nicht wohl hinter den übrigen Fürsten der Christenheit zurückbleiben konnte, welche, auf die Nachricht von den ersten glänzenden Siegen dieses Helden, sich fast sämmtlich beeilten, ihm ihre Theilnahme durch ansehnliche Subsidien zu erkennen zu geben.

Auch Kaiser Konstantin von Byzanz wandte sich kurz nach dem Tode Sultan Murad's, im Februar 1451, vergeblich um Hülfe an Papst Nikolaus. Es ist freilich wahr, daß sehr misliche Verhältnisse in dieser Richtung die religiöse Seite der orientalischen Frage gleich in ihrer Kindheit sehr unangenehm verwickelten. Der unglückselige Gedanke der Vereinigung der abendländischen

mit der morgenländischen Kirche, mit dessen Verwirklichung man sich fortwährend abquälte, ohne daß es von irgend einer Seite, bei gänzlicher Unvereinbarkeit der streitigen Punkte, wirklich aufrichtig gemeint gewesen wäre, brachte ja nur eine neue Gährung in die Geister, die dem eigentlichen Zwecke gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Ungläubigen wenig förderlich sein konnte.

Kaiser Emanuel that jedenfalls einen tiefern und richtigern Blick in die Zukunft, als er seinem Sohne Joannes in einer vertraulichen Unterredung, welcher nur der Protovestiarius Phrantzes, der sie uns in seinen Denkwürdigkeiten aufbewahrt hat, als Zeuge beiwohnte, geradezu erklärte, er fürchte sehr, daß diese Vereinigung, weit entfernt, eine Aussöhnung zu bewirken, nur eine um so größere Spaltung zur Folge haben werde, welche allein den Ungläubigen, den Osmanen, zum Vortheil gereichen würde.[54] Aber Kaiser Joannes brauchte die Hülfe des Abendlandes und glaubte die Gunst und den Beistand des Hauptes der abendländischen Christenheit selbst mit diesem Opfer nicht zu theuer zu erkaufen.

Wir wissen nun, wie er sich, nach längern vorhergängigen Verhandlungen, zu diesem Zwecke im Jahre 1437 auf päpstliche Kosten persönlich nach Italien begab, da mit außerordentlicher Pracht und Zuvorkommenheit empfangen wurde, und im folgenden Jahre theils zu Ferrara, theils zu Florenz das schwierige Werk wirklich zu Stande kam. Joannes hatte jedoch davon gar keinen Gewinn. Papst Eugenius, selbst ohne Mittel, sagte ihm zwar, um seinen guten Willen zu beweisen, sogleich einige Schiffe und ein kleines Hülfscorps von 300 Armbrustschützen zu; da aber Joannes bei seiner Rückkehr nach

Konstantinopel von der Geistlichkeit und dem Volke für Das, was er in Florenz zugestanden, mit Schmähungen, ja den entsetzlichsten Verwünschungen überhäuft wurde, und folglich an eine Vereinigung der Kirchen, wie sie der Papst verstanden und verwirklicht wissen wollte, gar nicht zu denken war, so hatte dieser einen vortrefflichen Vorwand, nun auch die bereits zugesagte geringe Unterstützung zu verweigern. So oft dann Kaiser Joannes dennoch das einmal gegebene Versprechen in Erinnerung brachte, mahnte ihn dagegen der Papst desto nachdrücklicher an die Verpflichtungen, welche er in Betreff der Kirchenvereinigung übernommen habe. Jene Versprechungen auf der einen Seite und Ohnmacht auf der andern machten diesen Streit der Interessen im höchsten Grade unerquicklich und unfruchtbar. Er stand noch so zu sagen auf derselben Stelle, als jetzt Kaiser Konstantin die Hülfe des Papstes Nikolaus V. in Anspruch nahm. [55])

Allein nun wurde der Papst doch auch von andern Seiten gewaltig in die Enge getrieben. Bei dem Römerzuge Kaiser Friedrich's III. im Jahre 1452, welchem man, außer dem Pomp der Kaiserkrönung, gar zu gern auch eine höhere politische Wichtigkeit gegeben hätte, schlug der Bischof von Siena, Aeneas Sylvius, des Kaisers vorzüglichster Rathgeber, die Saite, welche das religiöse Interesse der orientalischen Frage berührte, in einer eindringlichen Ansprache an den Papst und die Cardinäle sehr laut an. Auch er sprach, im Namen des Kaisers, für einen allgemeinen Kreuzzug, hielt seine Ausführung für möglich und glaubte, wenn man die Sache nur ernst nehmen wolle, die Erfolge verbürgen zu können. Zugleich konnte er jedoch nicht umhin, die bisherige Lauheit

der Christenheit und ihrer Fürsten, dem Heiligen Vater ins Angesicht, mit den schärfsten Worten zu geißeln.

„O über unsere Lauheit!“ rief er unter Anderm aus. „Solange die Kaiser Heiden und Götzendiener waren, vermehrte sich die Zahl der Gläubigen mit jedem Tage. Jetzt, da Könige, Kaiser und Fürsten Christen sind, nimmt die Verehrung des wahren Gottes, welche sich schon beinahe über den ganzen Erdkreis erstreckt hatte, fortwährend ab; sie hat sich in den kleinen Winkel geflüchtet, den Europa bildet. Afrika und Asien haben wir schon verloren, und nun wird auch Europa daniedergetreten. Woher kömmt das? — Der Eifer ist erkaltet, die Liebe geschwunden. Wehe uns! Der Feuereifer der Sarazenen in ihrem Unglauben ist größer als unser Eifer für den Glauben. Wir sehen das Unheil, welches über die Christen hereinbricht, und schweigen. Unsere Religion wird unterdrückt und ausgetilgt, und wir wenden die Blicke weg!“ [56])

Als Aeneas Sylvius so sprach, war der letzte Tag des byzantinischen Kaiserreichs schon viel näher, als man ahnen und fürchten mochte. Es war eine unglückselige Täuschung, welche noch in diesem entscheidenden Momente alle Kräfte lähmte, im Abendlande nicht minder wie in Konstantinopel selbst, daß Murad's Nachfolger, der junge Mohammed, nicht dazu gemacht sei, auf der Bahn fortzuschreiten, die ihm seine Vorfahren vorgezeichnet. Nur Wenige mochten die Ansicht des erfahrenen Protovestiarius Phrantzes theilen, welcher einen trüben, ahnungsvollen Blick in die Zukunft richtete und, bei dem trostlosen Zustande des Reiches, an dessen Dasein schon fast verzweifelt war. „Wenn es Gott um unserer Sünde willen“,

meinte er, „verhängen will, daß dieser übermüthige und verruchte Jüngling die Stadt mit den Waffen angreife, da weiß ich nicht, was aus uns werden soll.“ [57])

Vom Abendlande aus war da jetzt gar keine Hülfe mehr zu erwarten. Was der Bischof von Siena in Rom gesagt und betrieben hatte, gerieth schnell wieder in Vergessenheit, als Kaiser Friedrich nach seinen Staaten zurückgekehrt war, wo ihm die Händel mit Oestreich, Böhmen und Ungarn schon genug zu schaffen machten. Und als dann Kaiser Konstantin in der äußersten Noth, zu Ende des Jahres 1452, einen letzten Versuch machte, den Papst und die Mächte des Abendlandes zu thätigerer Hülfe zu bewegen, kam es zu weiter nichts, als zu nutzlosem Hin- und Herverhandeln und zu abermaligen Zänkereien wegen der Kirchenvereinigung, die jetzt, bis aufs äußerste getrieben, die schlimmste Wendung nahmen.

Denn anstatt dem bedrängten Kaiser Geld, Schiffe oder Truppen zu schicken, beauftragte Nikolaus nur den Cardinal Isidorus, Bischof von Sabino, einen geborenen Griechen, den feurigsten Verfechter der Union auf dem Concilium zu Florenz, nach Konstantinopel zu eilen, um die noch streitigen Punkte wegen der Vereinigung — es handelte sich dabei vorzüglich um die Aufnahme des Namens Nikolaus V. in die Liturgie und die Wiedereinsetzung des wegen seiner Anhänglichkeit an die florentinischen Beschlüsse entsetzten Priarchen Gregorios — zum Austrag zu bringen. Isidorus, welcher im November in Konstantinopel eintraf und vom Kaiser, dem Hofe und einem Theile der höhern Geistlichkeit mit, gleichviel ob aufrichtiger oder durch die Noth gebotener Freundlich-

keit aufgenommen wurde, setzte es auch wirklich durch, daß die Union nun durch einen feierlichen und öffentlichen Act besiegelt werden sollte. Sie wurde, unter großem Gepränge, am 12. December in Gegenwart des Kaisers und seines Hofstaats in der Kirche der Heiligen Sophia feierlich beschworen, indem von Seiten des päpstlichen Bevollmächtigten nur nachgelassen wurde, daß die betreffenden Beschlüsse einer nochmaligen Revision unterworfen werden sollten, sobald die so drohende Türkengefahr vorüber sein würde.

Das empörte aber den niedern Klerus und namentlich die Mönche, welche nun auch das der Union abgeneigte Volk aufwiegelten. In ganzen Scharen durchströmten sie, unter beständiger Verfluchung der Lateiner und der Henotiker, die Straßen, eilten nach dem Kloster Pantokrator, wohin sich Gennadios, der Hauptgegner der Union, zurückgezogen hatte, und wollten von ihm mit Toben und Geschrei wissen, was nun weiter zu thun sei. Gennadios aber wollte mit dieser bösen Welt nichts mehr zu schaffen haben, blieb in seiner Klosterzelle und gab seinen Unmuth nur durch folgenden schriftlichen Bescheid kund:

„Ihr unglückseligen Romäer! Wohin haben euch eure Irrthümer geführt? — Ihr habt aufgehört, eure Hoffnung auf Gott zu setzen und hofft nun auf die Macht dieser Franken; mit eurer Stadt habt ihr zugleich auch euern rechten Glauben dem Untergange geweiht, der euch bevorsteht. O Herr, erbarme dich meiner! Vor deinem Angesicht beschwöre ich es, daß ich an solcher Schmach keinen Antheil habe. Bedenkt, ihr Unglücklichen, was ihr thut. Mit der Gefangenschaft, welcher ihr entgegen-

geht, verliert ihr zugleich auch den euch von euern Vätern überlieferten Glauben, und bekennt euch zum Unglauben. Wehe euch, wenn das Gericht über euch ergeht!"

Entsetzlich war die Wirkung dieser fanatischen Erklärung. Das Volk, dem sie durch die Mönche sogleich mitgetheilt wurde, rottete sich zusammen, berauschte sich in den Weinhäusern zu Ehren der Heiligen Jungfrau, die allein stark genug sei, die Stadt zu retten, und verfluchte die Union und Alle, welche ihr jetzt oder in Zukunft noch anhängen würden. Die Henotiker aber, dadurch eingeschüchtert, hätten sich, so wenig aufrichtig meinten sie es mit der Union, gar zu gern wieder davon losgesagt, und suchten den fanatisirten Pöbel dadurch zu entwaffen, daß sie erklärten, wenn nur einmal die Gefahr vorüber sei, dann werde es sich wol zeigen, ob sie wirklich „Abgötterei" getrieben, wie man ihnen Schuld gebe. [58])

Was war aber damit gewonnen? — Die Gährung, auf diesem Gebiete immer unheilbar, drang immer tiefer ein, nahm, bei wachsenden Gefahren einen immer verderblichern Charakter an, und trieb die Verblendung der eifrigsten Henotiker in der äußersten Stunde so weit, daß Lukas Notaras, der Großherzog, als schon Alles verloren war, ganz offen erklärte, „er wolle viel lieber den Turban des Sultans, als die Helme der Lateiner in der Stadt sehen." [59])

Und was setzte nun der Papst und das Abendland, während dieser heillose Zwiespalt das endliche Verhängniß des byzantinische Reiches nur beschleunigte, als Preis für die Kirchenvereinigung ein? — Mit Mühe und Noth brachte Nikolaus V. theils aus eigenen Mitteln, theils bei der Republik Venedig und König Alfons von Neapel

während des Winters ein kleines Geschwader von 30 Schiffen zusammen, welches noch nicht einmal den Hafen von Negroponte, wo es sich, unter den Befehlen des Venetianers Jacopo Loredano, sammeln sollte, erreicht hatte, als Konstantinopel, am 29. Mai 1453, in die Gewalt der Osmanen fiel. [60])

Die Bestürzung über diese Schreckensbotschaft war allerdings groß, als nun wirklich geschehen war, was man längst vorhergesehen. Die religiöse Seite der orientalischen Frage gewann neue Kraft und die Idee eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Feinde des christlichen Namens wurde sogleich wieder mit frischer Lebendigkeit aufgegriffen, zwar nicht vom Papste selbst, aber von Kaiser Friedrich oder vielmehr seinem Rathgeber, dem Bischof von Siena, Aeneas Sylvius, welcher von jetzt an die Seele dieser religiösen Bewegung blieb. Von ihm ging jetzt der erste Anstoß aus.

„Man muß sich beeilen", schrieb er unter Anderm am 12. Juli bereits an Papst Nikolaus, „solange das Unglück, welches die christliche Welt beroffen hat, noch neu ist, man muß unter sich Frieden oder wenigstens Waffenstillstand schließen, um mit vereinten Kräften gegen die Feinde des heilbringenden Kreuzes auszuziehen. Ich hege die Hoffnung, daß, wenn Eure Heiligkeit sich mit dem gewohnten Eifer und von ganzem Herzen der Sache annimmt, sie den Beifall Gottes und der Menschen erhalten, und es bald dahin kommen wird, daß die Türken ihre Anmaßung bereuen und der christliche Glaube sich aufs neue emporschwingt." [61])

Papst Nikolaus beeilte sich aber auch jetzt eben nicht sehr, den in dieser Beziehung auf seinen heiligen Eifer

gesetzten Hoffnungen zu entsprechen. Erst nach zwei vollen Monaten, zu Ende September, erschien die päpstliche Bulle, welche die gesammte Christenheit zur Vertheidigung des Glaubens mit Gut und Blut für das nächste Jahr aufrief. [62])

Sie wurde aber überall, von Fürsten und Völkern, nur lau und mit Mistrauen aufgenommen. Glaubenseifer zeigte sich nicht einmal bei der Geistlichkeit, die laut über den ihr auferlegten Zehnden murrte und im Geheimen Alles that, um diese schwere Abgabe zu schmälern und zu umgehen. Die Fürsten fanden in den mislichen Zuständen ihrer eigenen Länder Grund genug, die Sache hinzuhalten, und im Volke blieb man kalt, solange ein thatkräftiger Wille, ein mächtiger Anstoß von obenher fehlte.

Ein solcher konnte auch noch nicht durch den Reichstag hervorgerufen werden, welchen der Kaiser im Frühjahre 1454 nach Regensburg berief, um da die Sache des Heiligen Krieges zu einem Entschlusse zu treiben. Aeneas Sylvius kam mit aller begeisternden Beredtsamkeit, die er da entwickelte, doch nicht weiter, als daß durchgreifendere Beschlüsse — Das war der Anfang dieser Reichstagsnoth, die sich auch in der orientalischen Frage, gleich einem Verhängniß, länger als ein Jahrhundert so hinschleppte — auf einen neuen Reichstag verschoben wurden.

Das brach selbst Aeneas Sylvius den Muth. Er erwartete auch von diesem Reichstage, welcher im Herbst in Frankfurt am Main zusammenkommen sollte und zu dem auch die italienischen Fürsten eingeladen wurden, wenig oder nichts. So begeistert er immerhin persönlich

für die Sache sein mochte, so war er doch aufrichtig genug, dieß in einem Schreiben an einem Freund, Leonardus von Siena, in welchem er ein trübes Bild von der damaligen europäischen Weltlage entwirft, offen einzugestehen.

„Ihr fragt", schreibt er da, „was ich von diesem Reichstage halte, was ich erwarte? — Darüber möchte ich am liebsten ganz schweigen; ich wünschte meine Ansicht von den Dingen wäre grundfalsch, und ich könnte eher den Namen eines falsches, als eines wahren Propheten verdienen. Ich will indessen doch sagen, was ich im Geiste vorhersehe. Ich hoffe nicht, was ich wünsche; ich kann mir nichts Gutes versprechen. Warum? fragt ihr. Warum sollte ich denn freudige Hoffnungen hegen? antworte ich. Es fehlt der Christenheit ein Haupt, welchem Alle gehorchen wollten. Man gibt weder dem Papst was des Papstes ist, noch dem Kaiser was des Kaisers ist. Nirgends ist Ehrfurcht, nirgends Gehorsam. Jeder Staat hat seinen eigenen König. Wie will man denn so vielen Häuptern, welche die christliche Welt regieren, einreden, zu den Waffen zu greifen? — Ihr sagt freilich immer, alle Könige nehmen an dem Kriege Theil. Aber wer soll denn den Oberbefehl führen? Welche Heeresordnung soll man befolgen, welche Disciplin herstellen? — Wie den Gehorsam verbürgen? — Wer wird der Hirt dieser Völkerheerde sein? — Wer versteht denn die vielen, so verschiedenen Sprachen? — Wer ist im Stande die voneinander so abweichenden Sitten und Charaktere zu beherrschen und zu leiten? — Führt man ein kleines Heer gegen die Türken, so unterliegt man leicht; hat man ein großes

so gibt es Verwirrung. Ueberall kömmt man ins Gedränge. Man sehe nur zu, wie es in der Christenheit aussieht."

Und dann geht er auf die trostlosen Zustände der einzelnen Länder und Staaten noch näher ein, schildert die Zerfahrenheit von Italien, Spanien, Deutschland, den noch immer fortdauernden Hader zwischen England und Frankreich, die Ohnmacht oder den bösen Willen der zwei bedeutendsten Seemächte, Venedig und Genua, ohne deren Beistand gar nichts zu machen sei, die Uneinigkeit zwischen den Vasallen und dem Reichsverweser Hunyades in Ungarn, u. s. w. „Dazu blicke man", fügt er am Schlusse hinzu, „noch ein mal auf das Thun und Treiben der Welt und unserer Fürsten. Geiz, Habsucht und Trägheit beherrschen Alles. Und ihr glaubt, daß man mit solchen Eigenschaften die Heerscharen der Türken zu Grunde richten kann. Möchte doch immerhin die Wahrheit auf eurer Seite sein; ich will mich gern Lügen strafen lassen." [63])

Der weitere Verlauf der Dinge strafte ihn aber nicht Lügen. In Frankfurt ward nicht viel mehr erreicht wie in Regensburg. Aeneas setzte es zwar am Ende noch durch, daß die Stände ein Hülfscorps von 10,000 Mann zu Pferd und 30,000 Mann zu Fuß für Ungarn bewilligten; aber das Nähere über die Ausführung dieses Beschlusses wurde, da der Winter bereits vor der Thüre war, abermals vorbehalten. An einen allgemeinen Kreuzzug glaubte ohnehin schon Niemand mehr; es sei damit, die Ansicht wurde selbst im Volke immer mehr herrschend, von Papst und Kaiser doch nur darauf abgesehen, Geld zu gewinnen, welches dann zu ganz andern Zwecken verwendet werde. Und ganz ohne

Grund wenigstens was Papst Nikolaus betraf, war dieser Verdacht nicht. Denn es war gar kein Geheimniß, daß er nach den Falle von Konstantinopel, bei beständigen Klagen über die Leere des päpstlichen Schatzes, in aller Stille seine Agenten nach allen von den Osmanen unterworfenen Ländern ausschickte und für sehr bedeutende Summen jene kostbaren literarischen Schätze aufkaufen ließ, welche, damals überall zerstreut, zum großen Theile die Zierde der Bibliothek des Vaticans geworden sind. [64])

Sein Nachfolger Calixtus III. (seit dem April 1455) schien sich nun allerdings die Sache der Christenheit etwas mehr zu Herzen zu nehmen, und suchte dies unter Anderm auch dadurch zu beweisen, daß er den letzten wirklichen Kreuzprediger, den fanatischen Minoriten Johann von Capistrano, auf dessen Wirksamkeit auch Aeneas Sylvius und der Kaiser nicht geringe Hoffnungen setzten, unter seinen besondern Schutz nahm. Allein, obgleich Capistrano schon zu Frankfurt, und dann zu Wienerisch-Neustadt vor den versammelten Fürsten das Kreuz gepredigt hatte, so blieb sein begeisternder Einfluß doch mehr auf die niedern Sphären des Volkes beschränkt, auf dessen Phantasie er besonders zu wirken verstand. Nachdem er, von Papst Calixtus dazu besonders ermächtigt, auch noch Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei und Serbien durchzogen hatte, brachte er wirklich einen wilden fanatischen Haufen zusammen, welcher nach und nach bis auf 70,000 Köpfe angewachsen sein soll, und, kaum nothdürftig bewaffnet, iym überall hin zu folgen bereit war, wohin er ihn führen würde.

Aber für die Bildung eines eigentlichen, wohlgerüsteten

und gut disciplinirten Kreuzheeres war damit gar nichts gewonnen; sowol die Verhandlungen des Reichstags zu Wienerisch-Neustadt, welchen der Kaiser zur Ausführung der frankfurter Beschlüsse im Februar 1455 einberufen hatte, wie auch die unausgesetzten besondern Bemühungen des Papstes bei den einzelnen Fürsten der Christenheit blieben in dieser Hinsicht ohne allen Erfolg. König Karl VII. von Frankreich z. B. ließ sogar das Kreuzpredigen und das Truppenwerben in seinem Lande bei strengen Strafen verbieten und gestattete die Eintreibung des Türkenzehnt erst nachdem Calixtus selbst gegen ihn bittere Klagen über diese unchristliche Widerspenstigkeit erhoben hatte. [65])

Der glückliche Entsatz von Belgrad, im Juli 1456, bei welchem auch Capistrano mit seinen Kreuzfahrern eine so bedeutende Rolle spielte, wäre allerdings wol geeignet gewesen, dem Heiligen Kriege einen neuen Aufschwung zu geben und die Hoffnungen, welche in Betreff der Vertreibung der Osmanen dadurch zu neuem Leben ererwachten, wenigstens zum Theil zu verwirklichen. Hunyades und Capistrano waren in der Freude des Sieges von der gänzlichen Vernichtung der Macht des Sultans schon so überzeugt, daß sie Beide nicht umhinkonnten, dem Papste dieselbe als eine ausgemachte Sache darzustellen, wenn er nur seinerseits sich dazu verstehen wolle, sie bei diesem heiligen Werke mit einer kleinen Hülfe zu unterstützen und den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

„Heiliger Vater!" schrieb Capistrano gleich in den ersten Tagen nach dem Entsatze an Calixtus III., „jetzt ist die rechte Zeit gekommen. Der Tag des Heils der

Christenheit ist angebrochen! Der Augenblick ist da, wo der längst gehegte Wunsch Eurer Heiligkeit, daß nicht nur das griechische Reich und Europa wiedergewonnen werde, sondern auch das Heilige Land Jerusalem in unsere Gewalt komme, in Erfüllung gehen wird; der allmächtige Gott wird uns dazu leicht verhelfen, wenn Eure Heiligkeit nur bei ihrem frommen Wunsche beharrt. Nur das Eine möge Eure Heiligkeit in Ihrer unerreichbaren Frömmigkeit und Ihrem unermüdlichen Eifer für den Glauben Ihrem Legaten gewähren, daß Sie etwa 10—12,000 wohlgerüstete Reiter aus Italien herüberschicken. Wenn diese nur wenigstens sechs Monate lang mit den Euch als gehorsame Söhne ergebenen Kreuzfahrern und den edeln Fürsten, Prälaten und Baronen des Reiches Ungarn bei uns im Felde bleiben, so hoffen wir soviel von den Gütern der Ungläubigen zu gewinnen, daß wir auf drei Jahre alle Kosten decken können und unser ganzes Heer reich mit Beute belohnt werden wird. Denn gerade jetzt können wir mit 10,000 Mann mehr zur Verbreitung des christlichen Glaubens und zur Vernichtung dieser Heiden beitragen, als zu andern Zeiten mit 30,000 Streitern auszurichten wäre u. s. w." [66])

Und ganz in ähnlichem Sinne schrieb Hunyades um dieselbe Zeit: „Eure Heiligkeit wisse nur, daß gegenwärtig der Kaiser der Türken so gänzlich vernichtet und zu Grunde gerichtet ist, daß, wenn sich die Christen, wie es betrieben worden ist, nur gegen ihn erheben wollten, sie mit Gottes Hülfe sehr leicht das ganze türkische Reich in ihre Gewalt bekommen könnten." [67])

Waren dergleichen etwas übertriebene Hoffungen eben nicht sehr in Einklang mit den allgemeinen Stimmungen

und der damaligen Weltlage, so war es doch vielleicht ein europäisches Unglück, daß die beiden Helden, von denen sie ausgingen und genährt wurden, Hunyades und Capistrano, gleich darauf, Jener im August, Dieser im October 1456, ihre Laufbahn beschlossen. Denn mit ihnen entging der kaum begonnenen europäischen Bewegung gegen die Osmanen das eigentliche thätige Element, die kräftigste Stütze. Die Kreuzfahrer, welche Capistrano zusammengebracht hatte, zerstreuten sich, ihres Führers beraubt, nach allen Weltgegenden, und in Ungarn hatte bekanntlich Hunyad's Tod so misliche Verhältnisse zur Folge, daß nicht einmal von dieser Seite mehr für jetzt an eine kräftige Fortsetzung des Türkenkriegs zu denken war.

Kein Wunder also, daß auch Calixtus III. mit allen seinen Bemühungen, die ganze Christenheit zum heiligen Kampfe zu begeistern, womit er sich noch in den letzten Jahren seines Lebens abquälte, so gut wie gar nichts erreichte, zumal da auch der leidige Geldpunkt — in allen Phasen der orientalischen Frage von bedeutendem und verhängnißvollem Einflusse — auf fatale Weise dazwischentrat. Geld wollte man niemals gern geben zum Heiligen Kriege; jetzt aber wurde nun auch noch das Geschrei über die ungehörige Verwendung der eingetriebenen Gelder von Seiten des Heiligen Stuhles in der ganzen Christenheit, namentlich in Deutschland, so laut und unerträglich, daß es Calixtus selbst für nöthig hielt, die römische Curie in einem, im August 1457, an Kaiser Friedrich gerichteten Schreiben gegen dergleichen schimpflichen Verdacht förmlich und feierlich zu verwahren, und Aeneas Sylvius nicht umhinkonnte, ihn dabei auf jede Weise zu unterstützen. [68])

Die Folgen dieser mislichen Verhältnisse, leicht vorauszusehen, waren traurig genug. Anstatt daß, wie Hunyades und Capistrano so zuversichtlich gehofft hatten, die Osmanen aus Europa vertrieben worden wären, wurde nach dieser Seite hin kein Fuß breit Landes wiedergewonnen. Die Verluste wurden im Gegentheil mit jedem Jahre größer, unwiederbringlicher. Ganz Serbien ging schon im Jahre 1459 vollends verloren; Bosnien, von aller Welt verlassen, unterwarf sich nach schweren Kämpfen im Jahre 1464; die kleinen benachbarten Landschaften, Herzogewina und Montenegro, nicht länger haltbar, folgten ihm; die Walachei hatte schon zwei Jahre früher, ungeachtet des grausenerregenden Widerstandes des Pfahlwoiwoden Wlad, dasselbe Schicksal; weiter nach Westen hin waren ja die byzantinischen Despotate im Peloponnes und das fränkische Herzogthum Athen bereits im Jahre 1460 vor der Macht der Osmanen in nichts zerronnen. Nur Albanien hielt sich damals noch in einem fast durchgängig siegreichen Kampfe, nicht weil es vom Abendlande unterstützt wurde, sondern weil der Heldengeist Skanderbeg's noch die kriegerischen Bewohner dieses Gebirgslandes beseelte und zusammenhielt.

Und das Alles geschah, während Aeneas Sylvius, im August 1458 als Papst Pius II. auf den Heiligen Stuhl erhoben, so zu sagen Himmel und Erde in Bewegung setzte, um das religiöse Interesse in der orientalischen Frage noch ein mal bis zu nachhaltiger Begeisterung und zu ersprießlicherer Thatkraft in die Höhe zu treiben. Wir wissen, wie er dabei alle seine Mittel, die Ruhe seines Geistes, Gesundheit und Leben zusetzte, ohne auch nur das Geringste zu erreichen. Welche unsagliche

Mühe kostete es ihm nicht, nur sein Concilium zu Mantua zu Stande zu bringen, wo er die unglückselige Idee eines allgemeinen Kreuzzuges doch noch zu verwirklichen hoffte. Er fand aber bei den dort versammelten Fürsten und Herren weder Begeisterung noch guten ernsten Willen, noch endlich hinreichende Mittel, welche seinen einer andern Zeit und andern Verhältnissen entnommenen Gedanken und Plänen Kraft und Leben, Wahrheit und Dauer verliehen hätten.

Das religiöse Interesse war in der That da fast schon zur Chimäre geworden, vortrefflich schönen Worten, hochklingenden Phrasen zum Vorwand zu dienen und die politische Heuchelei zu bemänteln, aber nicht mehr dazu gemacht, die Geister aufzuregen und zu thatsächlichen Entschlüssen zu treiben. Pius II. kannte diesen wunden Fleck, und nahm keinen Anstand, ihn in seiner Rede, womit er am 1. Juni 1459 die bis dahin dort eingetroffenen Fürsten und ihre Bevollmächtigten in der Kathedrale zu Mantua begrüßte, schonungslos zu berühren und aufzudecken.

„Wir haben", brach er voll Unmuth aus, „die Fürsten und Völker hierher berufen, um in gemeinsamer Berathung die Sache der Christenheit wahrzunehmen. Wir sind voller Hoffnungen hierher gekommen, welche wir nun als eitel beklagen müssen. Wir schämen uns, daß die Lauheit der Christen so groß ist; Einige hängen ihren Vergnügungen nach, Andere werden vom Geiz zurückgehalten. Die Türken sind bereit, für ihre fluchwürdige Sekte in den Tod zu gehen: wir dagegen können für das heilige Evangelium Christi nicht einmal die geringsten Kosten, die unbedeutendsten Mühen ertragen.

Wenn wir so fortfahren, so ist es um uns geschehen; wir werden in kurzem untergehen, wenn uns nicht ein anderer Geist beseelt. Möge der Herr den Königen der Christenheit einen andern Sinn verleihen, die Gemüther seines Volkes begeistern, die Herzen der Gläubigen entflammen, damit sie endlich einmal zu den Waffen greifen und die Schmach rächen, womit die Türken täglich unsere Religion beflecken." [69])

Aber auch diese scharfen, einschneidenden Worte verfehlten ihre Wirkung in dem unfruchtbaren Boden, auf den sie fielen. Als am 9. September, nach langem Harren auf die Fürsten und Gesandten, die noch nicht eingetroffen waren, endlich die Sitzungen des Conciliums eröffnet wurden, drängten die kleinlichsten Leidenschaften, der unseligste Zwiespalt der Meinungen und Ansichten das höhere Interesse, welches Pius zu beleben versucht hatte, sogleich in den Hintergrund. Im Allgemeinen wurde der Krieg gegen die Ungläubigen freilich einstimmig beschlossen. Als es aber zu einer Einigung über die Mittel und Wege kommen sollte, fing man an, über Geld, Truppen und Schiffe hin und her zu feilschen. Dabei dachte Jeder zunächst an sich selbst und schob, soviel wie möglich, seine besondern Angelegenheiten in den Vordergrund.

Die Ungarn fielen gegen den Kaiser aus, der ihnen durch ewigen Hader die Kraft lähme; die Italiener, zu einer besondern Curie vereinigt, konnten nicht darüber einig werden, ob man Geld geben oder Truppen stellen wolle; die Florentiner im Besondern machten Ausflüchte und die Venetianer erhoben für sich so ungemessene Foderungen, daß der Papst darüber fast in Verzweiflung

gerieth. „Ihr Venetianer", rief er ihnen im Ingrimm zu, „verlangt unmögliche Dinge! Ja, gegen die Pisaner, gegen die Genueser, mit Kaisern und Königen im Bunde, habt ihr für euer Geld große Kriege geführt, da ihr nun für Christus gegen die Ungläubigen streiten sollt, wollt ihr bezahlt sein! .... Ihr macht nur Schwierigkeiten, damit der Krieg nicht stattfinde; aber wenn das der Fall wäre, würdet ihr es am ersten zu büßen haben." Die Venetianer blieben jedoch standhaft und bewilligten, da man auf ihre Foderungen nicht eingehen wollte, — nichts. [70])

Die französischen Abgesandten brachten, ganz ungehörig, die sicilischen Kronhändel und die Streitigkeiten mit England zur Sprache. „Wozu kümmere man sich denn überhaupt um die Türken", meinten sie geradezu, solange man noch bei sich selbst genug zu thun habe; erst Friede im eigenen Hause, dann sei es Zeit, an den Krieg nach außen zu denken!" [71])

Mit den Deutschen endlich, die natürlich, wie immer, auch nicht unter sich einig werden konnten, kam Pius zu weiter nichts, als daß das Versprechen der schon zu Frankfurt Nikolaus V. zugesagten Reichshülfe erneuert und das Uebrige auf zwei neue Reichstage verschoben wurde, welche auch der Papst beschicken sollte. Cardinal Bessarion übernahm diese unerquickliche Mission im nächsten Jahre, 1460, war in Nürnberg, Worms und Wien, wo getagt wurde, kehrte aber unverrichteter Sache, voller Unmuth über das deutsche Wesen und mit leeren Händen nach Rom zurück. Denn in Deutschland wollte sich nicht einmal mehr die Geistlichkeit zum Türkenzehnt verstehen. [72])

Genug, war in Mantua wenigstens noch etwas versprochen worden, so wurde nun von keiner Seite etwas geleistet, als es sich um die Erfüllung dieser Versprechungen handelte. Zudem verharrte nun auch das Volk in einer entmuthigenden Gleichgültigkeit. Weder die Kreuzprediger noch die Ablaßbriefe, welche Pius überall hinschickte, namentlich nach Ungarn und den zum Theil schon von den Türken besetzten Ländern, Istrien, Kroatien, Slavonien, Serbien und Bosnien, vermochten mehr die Phantasie der Massen zu erhitzen. Nur hier und da rottete sich einiges müßiges, beutelustiges Gesindel mit leeren Taschen zusammen, nahm das Kreuz und strömte nach Ancona, wo sich der Papst selbst an die Spitze des Kreuzzugs stellen wollte. Er glaubte nur dadurch noch etwas retten zu können.

Diese unglückliche Idee des Heiligen Vaters trieb aber die Dinge bis aufs Aeußerste, benahm den Täuschungen, mit denen man sich noch einigermaßen hingehalten, den letzten Zauber und vernichtete den Glauben der Christenheit an die Macht des päpstlichen Stuhles vollends für alle Zukunft. Denn niemals hatte eine mit größern Anstrengungen und übertriebenern Erwartungen begonnene Unternehmung, deren moralische Triebfeder und Stütze das tiefer liegende religiöse Interesse sein sollte, ein kläglicheres Ende genommen. Dieser traurige Zug des geistig und körperlich schon fast vernichteten Papstes nach Ancona, der trostlose Zustand, in dem er dort Alles fand, die Scharen von Kreuzfahrern, welche, da man sie nicht bezahlen konnte, wieder auseinanderliefen, ehe noch die Schiffe vorhanden waren, auf denen sie nach Albanien übergesetzt werden sollten, und, um nur nicht Hungers

zu sterben und die Kosten der Heimreise bestreiten zu können, ihre Waffen verkaufen mußten, endlich die ergreifenden Worte, welche Pius mit gebrochenem Herzen vom Todtenbette aus zu den um ihn versammelten Cardinälen sprach: „Ich habe die Kraft nicht mehr, Das zu vollbringen, was ich zuletzt begonnen habe. . . . Euch ist es vorbehalten, das Uebrige zu thun. . . . . Widmet diesem Werke Gottes eure Sorgfalt, und duldet es nicht, daß die Sache des christlichen Glaubens durch Lauheit und Nachlässigkeit zu Schanden werde!" — das Alles gibt ein so deutliches Bild davon, bis auf welche Tiefe die religiöse Begeisterung für den Krieg gegen die Ungläubigen in der Christenheit damals schon herabgesunken war und was auf diesem Wege in Zukunft noch zu erreichen gewesen wäre, daß jede weitere Bemerkung darüber völlig überflüssig erscheinen möchte. [73])

Es hatten sich in der That auch schon neben dem religiösen Interesse in dieser orientalischen Frage ganz andere geltend gemacht, die mehr weltlicher Natur waren und von denen sich selbst die Politik des Heiligen Stuhles nicht frei halten konnte. Eine der ersten Fragen, die sich uns in dieser Beziehung aufdrängt, ist: Gab es im Abendlande für die Länder und Völker des europäischen Orients, welche von der Geißel des Osmanensturms zunächst betroffen und zum Theil schon vernichtet worden waren, wirklich lebendigere Sympathien, und war man überhaupt im Klaren darüber, was damit geschehen sollte, wenn es gelingen würde, die Osmanen wieder aus Europa zu vertreiben?

Dieser Punkt war auch in der Kindheit der orientalischen Frage, sowie er es später immer und bis auf

unsere Tage geblieben ist, einer der schwierigsten, der brennendsten; man scheint ihn vom Anfange an um so unlieber berührt zu haben, je schwieriger es war, sich darüber genügende Rechenschaft zu geben.

Sowie man aber damals — das kann man als erwiesene Thatsache annehmen — im Abendlande weder über die Art noch über die Mittel der Vertreibung der Osmanen aus Europa zu bestimmten, durchgebildeten und der wahren Lage der Dinge entsprechenden Begriffen gelangt war, so sicher fehlte es auch an klaren Ideen und feststehenden Ansichten über die Schicksale der wiedereroberten Länder, wenn, wie man so zuversichtlich hoffte, das Kreuz über den Halbmond den Sieg davontragen würde. Am wenigsten wäre darüber an eine Verständigung unter den Mächten zu denken gewesen, welche dabei die Hauptstimme hätten führen müssen.

Daß für das Kaiserhaus in Konstantinopel im Abendlande eben keine sonderlichen Sympathien vorhanden waren, daß sie im Gegentheil mit jedem Jahre schwächer wurden, haben wir bereits oben angedeutet. Und worauf hätten sie sich auch stützen sollen? Das elende byzantinische Wesen erregte sicherlich noch mehr Abscheu als Mitleiden; man fühlte sehr wohl, daß es sich längst überlebt habe und eigentlich aller Lebensfähigkeit entbehre. An eine Wiederherstellung des Reiches der Romäer, in seiner alten Ausdehnung, wie sie die letzten Kaiser noch immer für möglich gehalten haben mögen, konnte daher auch vernünftigerweise Niemand mehr denken, wenn auch selbst Kaiser Friedrich, wie noch Aeneas Sylvius dem Reichstage zu Frankfurt versicherte, von dem endlichen Untergange des byzantinischen Reichs so tief erschüttert

wurde, daß er kaum seines Schmerzes Herr werden konnte und wiederholt in helle Thränen ausbrach.[74])

Noch weniger aber waren die Verhältnisse der übrigen, ehemals zu dem griechischen Kaiserreiche gehörigen Länder dazu gemacht, lebendigere und thätigere Theilnahme bei den Fürsten und Völkern des Abendlandes zu erregen. Welches Interesse konnte wol z. B. diese widerwärtige Despotenherrschaft im Peloponnes einflößen, wo sich die kaiserlichen Brüder, diese kleinen Tyrannen, bis zum letzten Augenblicke, und während das scharfe Schwert der Osmanen beständig über ihrem Haupte schwebte, in unversöhnlicher Feindschaft verfolgten und zerfleischten?

Oder was war wol an der Erhaltung jener fränkischen Fürstengeschlechter gelegen, welche, wie zu Athen, auf Lesbos und im Archipel, in Ohnmacht und Nichtigkeit, unter Blutschuld und Verbrechen jeder Art dahinsiechten?

Wer hätte denn etwas für die Serbier unternehmen mögen, welche, weil sie sich zum griechischen Glauben bekannten, selbst von Papst Calixtus III. für verlorene Ketzer erklärt wurden[75]), und deren Fürstenhaus am Ende auch unter den entsetzlichsten Schandthaten seinem gänzlichen Ruin entgegenging?

Wäre Bosnien auch nicht durch Sektenhaß, Ketzerverfolgung und Parteifehde in sich zerrissen gewesen, so hätte doch auch hier die ewige Zwietracht im Herrscherhause nach und nach alle Theilnahme des westlichen Europas an den Geschicken dieses Landes erkalten müssen, wenn auch selbst Pius II. nicht abgeneigt war, ihm seinen Schutz und seine Hülfe angedeihen zu lassen.

Und war endlich ein Wütherich, wie der Pfahlwoiwode Wlad von der Walachei wol dazu gemacht, für die Zukunft dieses Landes, dem er selbst die schwerste Geißel wurde, neue Hoffnungen zu erregen? [76])

Nein, man mußte sich im Abendlande immer mehr überzeugen, daß alle diese Länder einem unabwendbaren Verhängniß entgegengehen, dem keine Macht mehr gewachsen sei, daß hier eine neue Ordnung der Dinge Platz greifen müsse, bei welcher es sich eben nur noch darum handeln konnte, ob der Halbmond des Ostens oder das Kreuz des Westens am Ende den Sieg davontragen werde.

Die Theilnahme, welche man im Abendlande den traurigen Geschicken des europäischen Orients zollte, flüchtete sich zuletzt, auch damals schon, namentlich nach dem Falle von Konstantinopel, in das Gewand eines unklaren Philhellenismus, welcher, wie zu allen Zeiten, seine Hauptvertreter vorzüglich an den Männern der Wissenschaft, den wahren oder falschen Enthusiasten für classisches Alterthum hatte, als dessen letzte Zufluchtsstätte man nun einmal die byzantinische Kaiserstadt betrachten wollte. Wir wüßten Niemand zu nennen, in welchem der Charakter eines solchen Philhellenen bestimmter und schroffer ausgeprägt gewesen wäre, als in dem gelehrten Tolentiner Franciscus Philelphus, welcher zugleich den Politiker des Tages machte und sich für berufen hielt, in dieser großen „orientalischen Frage" von seinem Studirzimmer aus nach allen Seiten hin seine Stimme abzugeben.

Philelphus war schon in ziemlich früher Zeit einmal in venetianischen Diensten einige Jahre (1420 — 27)

in Konstantinopel gewesen, und hielt sich nun für berechtigt, die Welt, und vorzüglich die Fürsten, darüber zu belehren, wie es eigentlich um diese verhaßten Türken stehe, und was zu thun sei, um sie aus Europa zu vertreiben. Das Letztere hielt er, wie die Philhellenen aller Zeiten, natürlich für eine sehr leichte Sache. Seine zahlreichen Briefe darüber sind eins der interessantesten Documente zur Geschichte der Irrthümer und Verkehrtheiten, zu welchen man sich in dieser orientalischen Frage, gleich in ihrer Kindheit, durch Unwissenheit oder falsche Begeisterung verleiten ließ.

Man lese z. B. nur das merkwürdige Schreiben, welches er, bereits zu Anfange des Jahres 1451, also lange vor dem Falle von Konstantinopel, an König Karl VII. von Frankreich richtete, um ihn zu bewegen, daß er sich an die Spitze eines Heerzugs nach dem Oriente stellen möge, dessen glänzende Erfolge im voraus als völlig verbürgt betrachtet werden könnten, zumal da man versichert sein könne, daß sich auch alle übrigen Fürsten der Christenheit dem Könige anschließen würden. Daß man nicht nur die Osmanen aus Europa vertrieben, sondern auch nach Asien übersetzen und dort ihrer Herrschaft für immer ein Ende machen werde, das verstehe sich von selbst. Denn die Macht der Türken sei ja schon so geschwächt, so gänzlich gebrochen, daß sie kaum 60,000 Mann ins Feld stellen könnten. Und was für Truppen? — Eine Schar Räuber, einen Haufen zusammengelaufener, feiler, verworfener Sklaven, welche, bei aller Verachtung und Geringschätzung, die man gegen sie, wie feiges und schleichendes Vieh, hegen müsse, nur durch die Schuld Europas das Licht des Christenthums

so sehr verdunkelt hätten.[77] Und dazu komme nun noch, daß sie, seit Murad's Tode, nicht einmal mehr einen tüchtigen Führer an ihrer Spitze hätten. Was sei denn dieser Mohammed? Ein kaum zwanzigjähriger, verweichlichter und einfältiger Knabe, der nichts gelernt, noch niemals die Waffen geführt, und sein ganzes Leben nur bei Wein und Weibern hingebracht habe.[78])

Zugleich gab da Philelphus, der sich auch auf die die Kriegskunst verstehen wollte, einen vollständigen Feldzugsplan. Nur scheinen seine wohlgemeinten Rathschläge bei dem Könige und seinen Räthen kein sonderliches Glück gemacht zu haben. Denn noch beinahe zehn Jahre später, im Jahre 1460, beschwert er sich einmal in einem an den Kanzler von Frankreich, Guillaume Juvenal des Ursins, gerichteten Schreiben, bitter darüber, daß sein Brief vom Jahre 1451 noch nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden sei, weder von dem Könige noch von ihm, dem Kanzler.[79])

Damals, also kurz nach dem Concilium zu Mantua, hatte Philelphus, da von andern Seiten, namentlich von Frankreich aus, nicht viel mehr zu hoffen war, seine Augen vorzüglich auf Venedig geworfen. Unter Andern wurden da der berühmte Rechtsgelehrte Luigi Foscarini, welcher die Republik mit als Gesandter zu Mantua vertreten hatte, und dann der Doge Cristoforo Moro selbst von ihm mit unendlich langen Sendschreiben behelligt, in welchen wir alle die politischen Phantasien wieder finden, womit dieser stubengelehrte Politiker Europa retten zu können wähnte. Er konnte es den Venetianern nicht vergeben, daß, wie er meinte, vorzüglich durch ihre Lauheit, durch ihre falsche Friedenspolitik schon soviel

verloren gegangen sei; ihnen sei besonders der Fall von Konstantinopel, der Verlust von Serbien und des Peloponnes zuzuschreiben; um so mehr sei es jetzt an ihnen, Alles aufzubieten, um das Verlorene wieder zu gewinnen, und die Vernichtung der Osmanen, die selbst jetzt noch so leicht sei, vollends zu bewirken. [80])

Aber auch diese venetianischen Staatsmänner wollten sich von ihm, wie es scheint, nicht belehren lassen, und die Signorie, gegen welche selbst Papst Pius II. zu Mantua nichts vermocht hatte, ließ sich durch dergleichen zum Theil sehr überspannte und unreife Lucubrationen doch nicht von dem Wege abbringen, den sie nun einmal in ihrem Interesse verfolgen zu müssen glaubte.

Ueberhaupt kam auch dieser Philhellenismus bald in ein übles Gedränge. Man konnte sich, obgleich die aus Konstantinopel und dem Peloponnes vertriebenen Griechen, deren sich Philelphus mit lobenswerthem Eifer annahm, als die echten Repräsentanten altgriechischer Bildung und Wissenschaft überall mit Theilnahme und Auszeichnung aufgenommen wurden, doch nicht ganz von den Vorurtheilen frei machen, welche man gegen sie, als von dem wahren Glauben Abgefallene, hegte. Da kamen Gewissensscrupel mit ins Spiel, welche der Begeisterung für den Türkenkrieg, wie sie die Philhellenen ins Leben rufen wollten, nichts weniger als zuträglich waren. Philelphus hielt es sogar für nöthig, diese seine Schützlinge, die er überall hin mit Empfehlungsbriefen versah, gegen dergleichen nachtheilige Einflüsse förmlich zu verwahren.

„Wenn diese Griechen", schrieb er einmal im Jahre 1454 in diesem Sinne an zwei seiner Freunde, gelehrte

Theologen, „etwa in Irrthümer verfallen sind, so haben sie dafür schon hart genug büßen müssen, indem sie aus ihrem Vaterlande vertrieben sind, Aeltern, Verwandte, Weib und Kind, alle ihre Habe verloren haben, jetzt betteln gehen oder Sklavendienste thun müssen. Und dennoch sind sie Menschen und Christen. Aber Schismatiker, aber Ketzer, sagt Ihr! Der Ketzerei war jedoch in unsern Zeiten die Kirche von Konstantinopel niemals ergeben; sie war nur vielleicht einmal etwas schismatisch. In keinem Falle wurde sie von den Türken genommen, während sie sich in dem Schisma befand; da war sie öffentlich mit der römischen Kirche verbunden. Denn über die Geheimnisse des Herzens Anderer so ohne weiteres aburtheilen zu wollen, ist sündhaft.“ [81])

Genug, es war mit dieser in das Gewand des Philhellenismus gekleideten Gefühlspolitik für die Lösung der orientalischen Frage im Grunde doch auch nur wenig zu erreichen. Man mußte den dabei ins Spiel kommenden materiellen Interessen näherrücken, und dafür war es eben von der entschiedensten praktischen Wichtigkeit, sich darüber klar zu werden, was man mit dem etwa wieder eroberten osmanischen Reiche anfangen solle. Man konnte allerdings nicht mehr umhin, dies ernstlicher in Erwägung zu ziehen, tappte aber auch in dieser Hinsicht von Anfang an in einer trostlosen Unsicherheit umher und kam damit ebenso wenig zu einem bestimmten Resultate, wie auf dem Wege jener gemachten religiösen Begeisterung und eines unfruchtbaren Philhellenismus.

Denn da traten sich ja Ansprüche und Interessen auf eine so schroffe Weise einander entgegen, daß eine Einigung völlig unmöglich war, und jeder Versuch, eine

solche zu erzielen, der unter den Mächten, welche dabei vorzugsweise betheiligt waren, herrschenden Eifersucht nur neue Nahrung geben mußte. Sicherlich war keine unter ihnen, welche sich nicht an den Trümmern des zerfallenen byzantinischen Kaiserreichs auf bequeme Weise zu bereichern gewünscht, dagegen dem Nachbar jeden Antheil an dieser kostbaren Beute misgönnt hätte.

Als man z. B. die sehr ehrenwerthen Bedenken, welche Hunyades gegen den Bruch des Friedens zu Segedin erhoben hatte, beschwichtigen wollte, bot man ihm, wie wir gesehen haben, Bulgarien als selbständiges Königreich an. Er ging auch, wie es scheint, darauf ein. Würde nun aber wol Kaiser Friedrich, welcher Ungarn keinen Fuß breit Landes gönnte und vorzüglich mit aus diesem Grunde dem Türkenkriege abgeneigt war, zu einer solchen Machtvergrößerung des Nachbarreiches je seine Zustimmung gegeben haben? Einige Jahre später, kurz vor dem Falle von Konstantinopel, ließ sich gleichwol Hunyades von Kaiser Konstantin den Besitz der Stadt Mesembria als Preis für die ihm zugesagte Hülfe durch eine goldene Bulle förmlich gewährleisten. [82])

Nach dem gänzlichen Umsturze des byzantinischen Kaiserthrons wurde natürlich auch die Frage wegen der Wiederherstellung oder eventuellen Theilung des Reiches nach der Vertreibung der Osmanen immer dringender. Man ging jedoch, wie es scheint, nur ungern und mit einer gewissen Scheu an ihre Erörterung und Beantwortung. Man suchte sie solange offen zu halten wie möglich, während Jeder nur darauf bedacht war, vorerst für alle Fälle seinen Vortheil zu wahren. Weder auf den deutschen Reichstagen, wo über die Türkensache ver-

handelt wurde, noch selbst auf dem Concilium zu Mantua ließ man sich darauf ein. Kurz nachher wurde aber doch zunächst Papst Pius II. gezwungen, seine Stimme darüber abzugeben.

Als nämlich derselbe, um endlich die in Mantua gefaßten Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, zu Anfange des Jahres 1463 die italienischen Fürsten nochmals nach Rom berufen hatte, und bei dieser Gelegenheit darauf drang, daß man vor allem die Venetianer, welche damals schon mit der Pforte gebrochen hatten, nach Kräften unterstützen müsse, erhoben sich namentlich die Florentiner, zu jener Zeit die erbittertsten Gegner der Signorie von Venedig und mit dem Sultan im geheimen Einverständnisse, mit Entschiedenheit gegen ein solches Ansinnen des Heiligen Vaters. „Wozu solle man denn die Venetianer bei ihrem Kriege mit den Türken unterstützen? — Es sei ja bekannt, daß sie, in dem Wahne, sie seien die Nachfolger der alten Römer, schon von der Herrschaft des Erdkreises träumen; wenn sie aber einmal Griechenland unterworfen haben würden, dann würden sie auch ganz Italien in ihre Gewalt bekommen und selbst die Würde und Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles gefährden.“

Papst Pius gestand darauf zwar zu, daß die Herrschsucht der Venetianer sehr weit gehen könne, suchte aber die übertriebenen Besorgnisse der Florentiner zugleich dadurch zu beschwichtigen, daß er jenen das wiedereroberte osmanische Reich in Europa keineswegs als ausschließliches Erbtheil zusprechen wollte. Man werde ihnen allerdings den Peloponnes überlassen müssen, dann vielleicht noch Böotien und Attika und die meisten Küsten-

städte in Akarnanien und Epirus. Albanien und Macedonien dagegen müssen Skanderbeg zufallen; alle die nördlichen Provinzen, Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Walachei, und überhaupt alles Land bis zum Schwarzen Meere hin, würden mit Ungarn vereinigt werden, welches somit weit mächtiger werden würde als Venedig; und was sonst noch übrig wäre, das könne man billigerweise einigen noch vorhandenen angesehenen Griechen, denen man doch ihre Freiheit lassen müsse, nicht vorenthalten. [83])

Ueber den letzten Punkt sprach sich der Heilige Vater bei diesem seinen Theilungsplan, welcher schwerlich allgemeinern Beifall gefunden haben dürfte, nicht bestimmter aus; namentlich überging er Konstantinopel ganz mit Stillschweigen. War die päpstliche Politik in dieser Hinsicht noch nicht recht im Klaren und deshalb in ihren Aeußerungen vorsichtig und zurückhaltend, so war sie doch in keinem Falle ganz uneigennützig und wußte den Umständen gemäß, ihren Vortheil sehr wohl wahrzunehmen.

Schon Papst Calixtus III. hatte kein Bedenken getragen, die ihm im Jahre 1458 angebotene Oberlehnsherrschaft des bedrängten Serbien anzunehmen [84]), sowie zwanzig Jahre später (1478) Sixtus IV. sich ohne Anstand zum Erben der freilich längst verlorenen bosnischen Königskrone einsetzen ließ. [85])

Ebenso hatte Pius II. selbst im Jahre 1460 das damals noch reiche und blühende Monembasia, welches unter allen Wirren und Nöthen der peloponnesischen Halbinsel seine Freiheit nnd Selbständigkeit zu erhalten gewußt hatte, als eine dem päpstlichen Stuhle dargebrachte

Schenkung unter seine Obhut genommen [86]), während er sich fast zu derselben Zeit mit der eitlen Phantasie der Wiederherstellung eines orientalischen Kaiserthums unter der geistlichen Schutzherrschaft des päpstlichen Stuhles beschäftigte, an dessen Spitze der zur alleinseligmachenden Kirche bekehrte Sultan der Osmanen stehen sollte. „Wir werden dich Kaiser der Griechen und des Orients nennen", schrieb er Mohammed II. im Jahre 1461, „und was du jetzt mit Gewalt besetzt hast, und mit Unrecht besitzest, das wird dann (wenn er sich taufen lasse) von Rechtswegen dein Besitzthum sein .... Die römische Kirche wird dir nicht entgegen sein, wenn du auf dem rechten Wege wandelst. Der erste geistliche Stuhl wird dich mit derselben Liebe umfassen, wie die übrigen Könige und zwar um so mehr, je erhabener deine Stellung sein wird." [87])

Zugleich wollte er aber auch andern Prätendenten gerecht werden, die er für seinen längst betriebenen Kreuzzug zu gewinnen wünschte. Die Genueser z. B., welche daran gar keinen Antheil haben wollten, ließen sich am Ende doch noch dadurch bewegen, acht Galeeren zu versprechen, daß man ihnen die Zurückgabe ihrer verlorenen Besitzungen in der Levante verbürgte, sobald sie den Osmanen wieder entrissen worden sein würden. [88])

Und der alte Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welchen Pius selbst als ein Muster von Hingebung an die Sache des Heiligen Krieges schilderte, der zwar viel versprach, aber am Ende ebenso wenig hielt wie die andern Fürsten der Christenheit, wurde durch die ihm in Aussicht gestellte Königskrone von Jerusalem, welches damals noch nicht einmal in den Händen der

Osmanen war, zu einer solchen Begeisterung getrieben, daß er noch auf dem Sterbebette testamentarisch bestimmte (er starb im Jahre 1467), wenigstens sein Herz solle nach Jerusalem gebracht und in der Kirche des Heiligen Grabes beigesetzt werden. [89])

Mit dergleichen Phantasien, unklaren Begriffen und selbstsüchtigen Bestrebungen war freilich in dieser Theilungsfrage ganz und gar nichts zu erreichen. Sie wurde, zwar, als unumgänglich, bei jeder Gelegenheit wieder in Anregung gebracht, man kam damit aber nie zu einem Entschlusse, zu einer ausführbaren Entscheidung. Kein Wunder also, daß sie sich auch im folgenden Jahrhundert noch ganz in demselben Stadium der Unlösbarkeit befand, aus welcher sie sich in der Kindheit der orientalischen Frage nicht herauswinden konnte. Da hatte jedoch König Franz I. von Frankreich wenigstens den Muth, den Knoten, den Niemand lösen konnte, ohne weiteres zu zerhauen.

Er ließ nämlich, bereits im Jahre 1517, auf dem zu Cambray abgehaltenen Congresse Kaiser Maximilian und König Ferdinand dem Katholischen durch seinen Bevollmächtigten geradezu den Vorschlag machen, man solle das osmanische Reich, ohne Rücksicht auf die andern Mächte, auf gemeinschaftliche Kosten erobern und und dann zu drei gleichen Theilen unter sich vertheilen. [90]) Wäre indessen das Erstere, die Eroberung, auch wirklich möglich gewesen, so würde dieser ritterliche Vorschlag doch sicherlich am Zweiten, der Theilung, zu Schanden geworden sein. Papst Leo X., welcher von diesem Plane, so geheim er auch gehalten werden sollte, doch durch Kaiser Maximilian selbst sogleich in Kenntniß

gesetzt worden war, sah die Sache, von seinem Standpunkte aus, klarer und kälter an.

In der merkwürdigen Denkschrift, welche er um dieselbe Zeit über die orientalische Frage ausarbeiten und den übrigen Mächten, namentlich auch dem Kaiser und Franz I. mittheilen ließ, berührte er den delicaten Punkt wegen der Theilung überhaupt nur leise und vorsichtig. In dieser Beziehung schon vor dem Kriege etwas festsetzen zu wollen, schien ihm unter allen Umständen unpassend und mislich. Er hielt es für das Gerathenste, das Theilungsgeschäft an gemeinsam zu ernennende Schiedsrichter zu verweisen, welche erst nach Beendigung des Krieges über das eroberte Land, das bis dahin als ungetheiltes Gemeingut der Betheiligten betrachtet werden solle, eine Entscheidung zu treffen hätten. [91])

Auch dieser Vorschlag, schien es, sagte den Fürsten wenig zu und blieb ohne alle Folgen. Franz I. meinte in seiner Entgegnung darauf nur, daß jedenfalls Diejenigen, welche zur Eroberung am meisten beigetragen haben würden, auch bei der Theilung den Uebrigen vorgezogen werden müßten. [92]) Damals war die orientalische Frage aber überhaupt schon in ein ganz anderes Stadium eingetreten; andere Interessen und Verhältnisse bedingten ihre Lösung, und namentlich hatte auch die Stellung der europäischen Großmächte zu ihr einen ganz andern Charakter bekommen, als er in der Periode ihrer Kindheit gewesen war.

Wir kehren nun noch einige Augenblicke zu dieser zurück, um mit wenigen Worten daran zu erinnern, welchen Staaten von Anfang an bei der Entscheidung

dieser weltgeschichtlichen Frage die Rolle der Großmächte zugefallen war, und welche Haltung sie als solche beobachteten?

IV.

Die Großmächte und ihre Haltung.

Wäre der gelehrte Philhellene Franciscus Philelphus, welcher in diesem Punkte kein ganz unrichtiges Gefühl hatte, und sich auf Thatsachen stützen konnte, mit seinen Ansichten durchgedrungen, so wäre Frankreich die Macht gewesen, welche sich an die Spitze der europäischen Bewegung gegen die Osmanen hätte stellen müssen, als der Fall von Konstantinopel die Lösung der orientalischen Frage zum ersten male zu einer gebieterischen Nothwendigkeit machte.

In dem merkwürdigen Schreiben, welches er bereits im Februar 1451 an König Karl VII. richtete und dessen wir oben gedacht haben, suchte er mit nicht ganz untriftigen Gründen zu beweisen, daß, bei der trostlosen Zerrissenheit Italiens und der Ohnmacht der übrigen Staaten Europas, nur noch von Frankreich aus Heil für die Sache der Christenheit zu erwarten sei. Denn wenn Frankreich einmal das Zeichen zu allgemeiner Erhebung gebe, würden auch die übrigen Mächte nicht umhinkönnen, ihm zu folgen. Die französische Nation sei in der That auch die einzige, welche von den Osmanen noch wirklich gefürchtet werde. Dabei erinnerte er an die unsterblichen Großthaten französischer Ritter in den

Kreuzzügen, den heldenmüthigen, wenn auch unglücklichen Heerzug nach Nikopolis vor 55 Jahren; das Blut der dort Gefallenen schreie noch nach Rache. „Erhebe dich nur endlich, König Karl", schloß er seine Ermahnungen, „feuere dich an, ermanne dich! Wie du alle übrigen Fürsten und Könige der Christenheit an Würde übertriffst, so mußt du auch mit allen Kräften und Mitteln danach streben, daß du ihnen allen an unbegrenzter Tugend und Tapferkeit, an wahrem Ruhme voranstehest. Du hast die Engländer besiegt und dein Vaterland gerettet. Das ist gewiß schön und löblich. Aber da hast du doch nur als Christ gegen Christen die Waffen geführt. Wie viel schöner und rühmlicher wird es nun sein, wenn du das gegen Türken und Sarazenen thust, welche nicht nur dein, nein, Christi Vaterland an sich gerissen haben!" [93])

Wir wissen schon, daß Karl VII. sich durch diese wohlgemeinten Vorstellungen sehr wenig begeistern ließ. Er würdigte sie nicht einmal einer Antwort. Die noch immer fortdauernde Furcht vor England und der durch lange Kriege erschöpfte Zustand seines Reiches hielten ihn vorzüglich ab, sich zum Hort der Christenheit in dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu erheben. Ueberdies hatten aber auch die abenteuerlichen Heerfahrten des Herzogs von Nevers und des Marschalls Bouciquaut in Frankreich überhaupt keine nachhaltige Wirkung hervorgebracht. Ihr unglücklicher Ausgang hatte eher entmuthigend als anregend auf die Geister gewirkt. Konnte doch selbst der Herzog von Burgund, dessen Haus die Schmach bei Nikopolis am härtesten betroffen, am tiefsten verletzt hatte, bei allem guten Willen, nie wirklich zu Thaten kommen!

Und auch nach dem Falle von Konstantinopel blieb Karl VII. kalt und unthätig. In Mantua ließ er ja durch seine Gesandten geradezu erklären, man solle sich um die Türken doch lieber gar nicht kümmern. Vorher schon, unter Calixtus III., wurde ja das Kreuzpredigen und Truppensammeln zum Zwecke des Türkenkrieges in Frankreich einmal sogar bei Strafe untersagt.

Ludwig XI. legte zwar gleich nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1461, etwas mehr Eifer für die heilige Sache an den Tag, und auch Pius II., welcher seinem guten Willen durch das kostbare Geschenk eines geweiheten Degens zu Hülfe kam, setzte große Hoffnungen auf ihn; allein das Heer von 70,000 Mann, welches er gegen die Osmanen ins Feld zu stellen versprach, blieb eine Fabel. [94])

Genug Frankreich trat in der Kindheit der orientalischen Frage nicht in die Reihe der Großmächte ein, welche berufen sein sollten, bei ihrer Entscheidung den Ausschlag zu geben. Noch weniger aber war es jedenfalls dem deutschen Kaiser darum zu thun, da den Platz auszufüllen, den ihm seine Macht und das Drängen des Heiligen Stuhles dort anweisen zu müssen schienen. Kaiser Friedrich III. hatte, vorzüglich von Aeneas Sylvius getrieben, wol bisweilen ernstere Regungen in diesem Sinne, der Untergang des byzantinischen Kaiserthums hatte ihn, wie wir gesehen haben, tief ergriffen; allein wenn sein beängstigter Geist auch einmal in dieser Richtung einen gewissen Aufschwung nahm, so erlahmten seine guten Vorsätze doch immer wieder an seiner Eifersucht auf Ungarn und an der Unfügsamkeit und dem schwerfälligen Wesen der Deutschen Reichstage.

Wie kläglich offenbarte sich das z. B. noch auf dem im Jahre 1471 abgehaltenen Reichstage zu Regensburg. Nicht einmal die tief eindringende Ansprache des venetianischen Gesandten Paolo Morosini vermochte da Kaiser und Reich aus ihrer Lethargie herauszurütteln. „Die Deutschen sollten", meinte er, „doch nur bedenken, was jetzt auf dem Spiele stehe, und sich wenigstens einmal zu dem Muthe erheben, den Jeder besitzen müsse, dem es darum zu thun sei, sein Leben und die Freiheit der Seinigen zu vertheidigen." Und als nun darauf der Kaiser selbst nur eine Reichshülfe von 10,000 Mann beantragte, die blos dazu dienen sollten, die äußersten Grenzen Deutschlands zu decken, und alle Beschlüsse über weitere etwaige Leistungen der Stände von fernern Berathungen abhängig machte, da war auch der päpstliche Legat, Francesco Piccolomini, Cardinalbischof von Siena, darüber so erzürnt, daß er voller Unmuth erklärte, mit solchen Dingen mache man sich vor seinen Feinden, den Ungläubigen, nur zum Gelächter, und benehme den von ihnen schon so hart bedrängten Grenzländern vollends allen Muth und alle Hoffnung. Jedoch auch dieses harte Wort machte wenig Eindruck. Der Kaiser wollte sich vorläufig sogar mit nur 4000 Mann Reichstruppen begnügen, und vertröstete die Italiener damit auf die Zukunft, daß man, im Fall der Noth, nach einer bereits entworfenen Besteuerung, leicht 200,000 Mann aufbringen könne. [95])

Wenn aber weder Frankreich noch Deutschland, mit seinem Kaiser an der Spitze, sich in ihren Verhältnissen zu den orientalischen Dingen trotz der täglich wachsenden Gefahren, welche von dieser Seite ganz Europa bedrohten, nicht zu einer thätig eingreifenden Politik ermannen

konnten, welches waren denn da eigentlich die Mächte, welche durch ihre Lage und durch ihre Mittel berufen waren, in diesem weltgeschichtlichen Momente über das Schicksal des europäischen Orients zu entscheiden und sich dadurch zu der Bedeutung und dem Einflusse europäischer Großmächte zu erheben? — Der Papst, Venedig und Ungarn.

Der päpstliche Stuhl besaß allerdings — das bedarf weiter keines Beweises — die materiellen Mittel nicht, in dem Kampfe gegen die Ungläubigen selbst eine ansehnliche und ausdauernde streitbare Macht zu entwickeln. Die apostolische Kammer war meistens in so schlechten Umständen, daß sie sich, um nur den dringendsten Bedürfnissen und den unabweisbarsten Ansprüchen, welche namentlich auch in Sachen des heiligen Kampfes von allen Seiten an sie gemacht wurden, einigermaßen zu genügen, nicht selten, wie z. B. zu Zeiten Eugen's IV. und Calixtus' III., in die verzweifelte Nothwendigkeit versetzt sah, die päpstlichen Kleinodien, bis zu der mit Edelsteinen reich besetzten Mitra des Heiligen Vaters, zu verpfänden. [96]) Wie wäre sie also im Stande gewesen, ganze Heere ins Feld zu stellen, Flotten auszurüsten und zu unterhalten und auch noch andere Mächte mit Subsidien zu unterstützen, wie von ihr so oft verlangt wurde?

Aber desto bedeutender hätte doch die Stellung sein können, welche der päpstliche Stuhl durch das Gewicht seiner moralischen Macht in diesem Streite um Religion und Freiheit hätte einnehmen mögen. Fand nun auf der einen Seite, bei der Schwäche des religiösen Interesses der europäischen Christenheit an den orientalischen Dingen, diese moralische Macht keinen fruchtbaren Boden für

eine ersprießliche Wirksamkeit, so war auf der andern freilich auch die Haltung, welche der päpstliche Stuhl der europäischen Bewegung gegenüber gerade im entscheidenden Momente annahm, wenig geeignet, bei Fürsten und Völkern das Vertrauen zu erwecken, welches das Panier des Kreuzes in der Hand des Stellvertreters Christi zum Mittelpunkt gemeinsamer Thätigkeit hätte machen müssen.

Wie lau und zögernd Nikolaus V. gerade in dem entscheidenden Momente, wo Alles darauf ankam, schnell und mit Ernst zu handeln, auf die Sache einging, ist oben schon angedeutet worden, und daß selbst der anerkannte Feuereifer eines Pius II. die üble Nachwirkung seines erfolglosen Conciliums zu Mantua und seines verunglückten Zuges nach Ancona nicht hindern konnte, das zeigte der geringe Erfolg aller spätern Bemühungen der Päpste, das erloschene Feuer für den Heiligen Krieg wieder einigermaßen anzufachen, nur zu deutlich.

Als z. B. Sixtus IV. im Jahre 1471, vorzüglich auf Betrieb der Venetianer, fünf Cardinäle ernannt hatte, welche sich als Legaten nach den verschiedenen Ländern begeben sollten, um der Theilnahme am Kampfe gegen die Ungläubigen neues Leben zu geben, war die Trägheit unter den Ernannten selbst so groß, daß sie sich lieber dem beißendsten Spott aussetzten, als daß sie mit gutem Glauben und männlicher Entschlossenheit ans Werk gegangen wären. Der gelehrte Bessarion, welcher zu den Auserwählten gehörte, aber sich gar nicht zur Abreise nach Frankreich, wohin er bestimmt war, anschicken wollte, müsse wahrscheinlich, meinte damals ein Freund des Cardinals von Pavia mit beißender Ironie, erst noch

die Sibyllinischen Bücher um Rath fragen, ehe er sich auf den Weg mache, und auch die Uebrigen verschieben ihre Abreise wol nur deshalb bis nach dem Osterfeste, weil sie da zu Rom sich ihrer Sünden besser entledigen könnten als anderwärts. [97])

Daß aber der päpstliche Einfluß bei Allem, was die orientalische Frage betraf, durch die unwürdige Einmischung Innocenz' VIII. und Alexander's VI. in die widerlichen Händel, welche den unglücklichen Sohn Mohammed's II., Dschem, zum Spielball der europäischen Politik machten, vollends zu Grunde gerichtet wurde, versteht sich von selbst. Auch Leo X. konnte, bei allem Eifer, welchen er für das heilige Werk des Krieges gegen die Ungläubigen an den Tag legte, nicht wiedergewinnen, was längst verloren war, zumal da zu seiner Zeit auch schon eine ganz andere Ordnung von Ideen und politischen Verhältnissen die Lösung der orientalischen Frage bedingten, als in dem Stadium ihrer Kindheit.

Weit ansehnlicher, als die moralische Macht des Papstthums, war jedenfalls auch schon in diesem Stadium der Frage das Gewicht, welches die Signorie von Venedig in die Wagschale werfen konnte, in welcher die Geschicke des Orients abgewogen werden sollten. Venedig war durch seine Lage, wie durch die bedeutenden Interessen, welche seine Handelsmacht und seinen politischen Einfluß in der Welt mit der Umgestaltung der orientalischen Verhältnisse in engste Beziehung brachten, jedenfalls vor allen andern Mächten Europas berufen, dem hereinbrechenden Osmanensturme einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Allein die kalte, berechnende Politik der Signorie fand es eben vom Anfange an angemessener,

sich, um gewisser augenblicklicher Vortheile willen, mit diesem mächtigen Feinde auf guten Fuß zu setzen; und so oft sie dann später doch gezwungen wurde, gegen ihn die Waffen zu ergreifen, war sie ihm kaum mehr gewachsen, mußte sie immer einen unsichern Frieden mit den schwersten Opfern erkaufen.

Gab es denn in Venedig, so möchten wir fragen, keine Staatsmänner, keine entschlossenen Geister, die begriffen hätten, was da auf dem Spiele stand, und im Stande waren, einen scharfen Blick in die Zukunft zu thun? — Gewiß gab es deren, die auch den Muth hatten, zu rechter Zeit ihr Haupt und ihre Stimme zu erheben.

Als die erste Nachricht von dem Falle Konstantinopels nach Venedig kam, drang der alte Doge Francesco Foscari, während Alles um ihn her entmuthigt und fast verzweifelt war, im Rathe der Pregadi in einer feurigen Rede darauf, daß man sofort den Krieg gegen die Türken beginnen müsse, um die Schmach, die man bereits erduldet, zu rächen und fernern Demüthigungen zu entgehen; denn sonst werde diese so schon viel zu viel vernachlässigte Feuersbrunst noch weiter umsichgreifen und bald Alles verzehren. [98])

Dieses „Volk von Königen“ war aber mehr wie ein mal in Gefahr, ein Volk von Krämern zu werden. Man wollte sich damals den Ruhm, die gefährlichste Macht, welche Europa bedrohte, wo nicht zu besiegen, doch in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen, nicht erwerben. Foscari wurde überstimmt, und die Krämerpartei setzte es durch, daß Bartolomeo Marcello als Gesandter zum Sultan nach Adrianopel geschickt wurde, um dem

venetianischen Levantehandel durch einen Friedensvertrag im osmanischen Reiche alle die Vortheile zu sichern, von welchen, so glaubte man damals, das Heil der Republik für alle Zeiten abhänge.[99])

Zehn Jahre lang, in einer Zeit, wo die Macht der Osmanen auf europäischem Boden Riesenfortschritte machte, erduldete Venedig, unter dem Schutze dieses Friedens, noch manche Demüthigung, ehe es der männlichen Beredtsamkeit des Vittore Capello (1463) gelang, die immer noch starke Friedenspartei im Rathe der Pregadi zu besiegen und endlich zur Entscheidung durch die Waffen zu treiben.

„Nur Verrath an der Republik sei es", sagte er unter Anderm, „wenn man durch abermalige Unterhandlungen mit dem Sultan seine Schwäche an den Tag legen wolle; man bekenne ja da geradezu, daß man nicht im Stande sei, Krieg zu führen, und sich lieber der Willkür eines mächtigern Feindes in die Arme werfen wolle. Endlich sei es Zeit, auch diesen Barbaren einmal zu zeigen, welche Macht man besitze und mit welchen Streitkräften man ihnen die Spitze bieten könne; durch ewiges Hinhalten sei bereits Konstantinopel, der Peloponnes und unlängst noch Bosnien verloren gegangen; jetzt sei auch schon Negroponte bedroht. Man fürchte freilich bei diesem Kriege für den Handel und die Besitzungen der Republik in der Levante; allein die Schmach, daß es in ganz Europa heiße, Venedig gebe, um einiger Handelsvortheile und feilen Gewinnes willen, die übrigen ihm durch Sitten, Religion und Interessen eng verbundenen Völker preis, dürfe man nicht länger auf sich laden. Was habe man denn zu erwarten, wenn man jetzt noch

die Hände ruhig in den Schoos legen wolle? Nur den Verlust der Besitzungen der Republik und die Sklaverei ihrer Unterthanen!“ 100)

Vittore Capello fand damals namentlich an Franciscus Philelphus einen entschlossenen Mitkämpfer für die Sache eines ehrenvollen Krieges. In den Briefen, welche er um diese Zeit an Luigi Foscarini und den Dogen Cristoforo Moro richtete, geißelte auch er die laue Friedenspolitik der Signorie mit scharfen Worten.

„Schon längst“, schrieb er unter Anderm an Foscarini, „hättet ihr aus allen Kräften danach streben sollen, daß die Türken vielmehr an ihren Räubereien hätten verzweifeln müssen, als daß ihr in die Nothwendigkeit versetzt seid, mit ihnen um eure Herrschaft zu kämpfen. Ich weiß wohl, daß in euerm großen, durch soviel Würde ausgezeichneten Senate eine bedeutende Anzahl tapferer und weiser Bürger ist, welche mit der Schärfe ihres Geistes die Geschicke der Zukunft lange voraussehen und, voll Muth und Entschlossenheit, keine Gefahren scheuen. Auch gab es niemals, noch gibt es jetzt auf dem großen Erdkreise irgend einen Staat, der euch an Eintracht und Vaterlandsliebe überträfe. Und welches Reich könnte sich in unsern Zeiten an Macht und Streitkräften zu Lande und zu Wasser mit euch messen? Wie könnte euch also der Sieg verlassen, wenn ihr euch nicht selbst verlaßt? — Aber ich will mit dir frei und offen sprechen. Was ich selbst fühle, das wirst auch du, daran zweifle ich nicht, vollkommen einsehen. Ihr entschließt euch immer nur in der äußersten Nothwendigkeit zum Kriege, selbst wenn er ehrenwerth und unvermeidlich ist. Theils trägt euere friedliche Gesinnung, theils der Wunsch, die mit dem

Kriege verknüpften Unannehmlichkeiten zu vermeiden, daran die Schuld. Ich werde friedliche und gemäßigte Gesinnungen nie tadeln; nur müssen Männer von Charakter sie von Trägheit zu scheiden wissen. Indolenz verdient selten Lob; man muß auch die Würde und den Anstand zu beobachten wissen.“ [101])

Der Krieg, wozu sich die Republik nun doch entschließen mußte, war lange und nicht glücklich. Die wenigen Vortheile, welche die Signorie, von aller Welt verlassen, nur mit den äußersten Anstrengungen erringen konnte, brachten ihr keinen Gewinn, weil sie sich außer Stand sah, ihre Eroberungen zu behaupten. Dagegen waren die Verluste ungeheuer. Bereits 1470 ging Negroponte verloren, und die Besitzungen in Morea, auf dem griechischen Festlande und in Albanien waren nun kaum mehr zu halten. Und dennoch schleppte sich dieser verhängnißvolle Krieg mit einem jährlichen Aufwande von 700,000 Dukaten noch volle neun Jahre hin, um endlich im Jahre 1479 mit jenem lästigen und nichts weniger als ehrenvollen Frieden zu schließen, welcher der Signorie, außer Negroponte, auch noch die beiden wichtigen Städte Kroja und Skutari in Albanien und die Insel Lemnos kostete.

Man glaubte nun aber einmal in Venedig selbst mit solchen Opfern die Vortheile, die man gegen eine jährliche Abfindungssumme von 10,000 Dukaten noch für den Levantehandel, namentlich im Schwarzen Meere, behielt, nicht zu theuer erkauft zu haben.

Venedig ist seitdem mit seiner orientalischen Politik ein warnendes Beispiel geblieben, wohin in großartigen Verhältnissen eine kleinliche, falsch berechnete Friedens-

politik am Ende führen muß. Seine sich möglichst abschließende bewaffnete Neutralität, bei welcher es für augenblickliche materielle Vortheile seine ganze politische Zukunft aufs Spiel setzte, verursachte ihm ungeheure Kosten und erschöpfte seine Finanzen nach und nach so, daß es, so oft es am Ende doch wieder zum Kriege mit der Pforte genöthigt war, kaum die Mittel aufbringen konnte, ihn mit Nachdruck und Erfolg zu führen. Auch hatten alle spätern Kriege der Signorie mit der Pforte einen unglücklichen Ausgang.

Nachdem sie 20 Jahre lang nothdürftig den Frieden erhalten hatte, mußte sie im Jahre 1502, nach einem kurzen Kriege, die Wiederherstellung desselben mit dem Verluste der wichtigen moreotischen Festungen Modon, Koron und Navarin bezahlen. Und auch nach dieser Zeit, während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die orientalische Politik Europas einen so mächtigen, einen in die Verhältnisse aller übrigen Staaten so tief eingreifenden Umschwung erhielt, blieb es ihr stehendes System, sich mit den Türken so lange wie möglich so hinzuhalten, tempo reggiare co i Turchi, wie sie z. B. Papst Clemens VII. erklären ließ, als er sie im Jahre 1531 zur Waffengemeinschaft mit Kaiser Karl V. in dem Kriege gegen die Pforte zu bewegen suchte. [102])

Aber dieses System war schon gar nicht mehr haltbar. Wie schwer mußte die Signorie dafür, daß sie es bis aufs äußerste getrieben hatte, im Frieden vom Jahre 1540 büßen? Da mußte sie nicht nur ihre letzten schönen Besitzungen in Morea, Napoli di Romania und Malvasia, sowie fast sämmtliche Inseln des Archipel aufgeben und 300,000 Dukaten Kriegskosten zahlen, sondern

sie verlor damals auch — und das war vielleicht die wesentlichste, die empfindlichste Folge dieses Friedens — den besten Theil ihres politischen Einflusses bei der Pforte, welcher seitdem immer mehr an Frankreich überging. Und als sie nun dasselbe System abermals 30 volle Jahre bei Kraft erhalten hatte, konnte sie in dem Frieden vom Jahre 1573, selbst nach dem Seesiege bei Lepanto, nicht einmal Cypern retten! Sie gewann später, nachdem sie auch Candia verloren hatte, zu Ende des 17. Jahrhunderts, freilich noch ein mal Morea. Allein ihre dortige achtzehnjährige Gewaltherrschaft (1699—1718) blieb doch ein sieches Wesen, das ihr keinen Gewinn brachte. In großartigen politischen Verhältnissen läßt sich nun einmal in Jahrzehnden nicht wiedergewinnen, was durch eine kleinliche, verkommene Staatsweisheit in Jahrhunderten verscherzt und verloren worden ist.

Venedig war freilich kein Militärstaat und konnte mit seinen Mitteln allein der Macht der Pforte schwerlich auf die Dauer die Spitze bieten. Aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß es sich manche Vortheile hätte erringen und bewahren mögen, die seiner Stellung zu der Pforte und den orientalischen Verhältnissen einen ganz andern Charakter gegeben haben würden, wenn es sich von Anfang an und zur rechten Zeit zu Schritten entschlossen hätte, zu denen es später nur durch die Gewalt der Umstände wider Willen getrieben wurde.

Was man in dieser Beziehung in der Kindheit der orientalischen Frage in der ganzen christlichen Welt von Venedig als Seemacht erwartete, das sollte Ungarn von der Landseite leisten. Dahin waren Aller Blicke gerichtet, vorzüglich seit Hunyades sein siegreiches Schwert

gegen die Ungläubigen erhoben hatte. Aber Ungarn war ein offenes, von allen Seiten leicht zugängliches und angreifbares Land und konnte, zumal seit Serbien und Bosnien verloren waren, den Andrang der Osmanen nach Norden hin um so weniger mehr allein abhalten, da es einen guten Theil seiner Wehrkraft mit Fehden im Innern und Händeln nach außen vergeuden mußte. Sollte es also wirklich die Schutzmauer der Christenheit sein und bleiben, wozu man es machen wollte, so war ihm eine kräftige und nachhaltige Unterstützung der übrigen Mächte des Abendlandes vonnöthen.

Darauf legte Papst Pius II. schon auf dem Concilium zu Mantua besondern Nachdruck. Sei Ungarn einmal, suchte er da zu beweisen, vollends zu Boden geworfen, dann werde weder Deutschland, noch Böhmen, noch Polen mehr sicher sein, und überhaupt den Osmanen die Herrschaft des Erdkreises von Niemandem mehr streitig gemacht werden können.[103]) Allein weder die eindringliche Mahnung des Heiligen Vaters, noch die bittern Klagen der ungarischen Gesandten über die feindselige Haltung des Kaisers hatten die erwünschte Wirkung. Erst als Venedig mit der Pforte völlig gebrochen hatte, im Jahre 1463, verstand sich die Signorie zu einer Subsidienzahlung von 25,000 Dukaten an König Mathias, um ihn zu derselben Zeit zu einem Einfalle in das osmanische Reiche von Norden her zu bewegen, wo der Generalcapitän des Meeres seine Operationen zur See beginnen würde.[104])

Wie wenig aber damit zu erreichen war, beweist das eindringliche Schreiben, womit schon im nächsten Jahre Franciscus Philelphus Paul II. von der Nothwendigkeit

zu überzeugen sucht, daß König Matthias eine weit nachhaltigere Geldhülfe zu Theil werden müsse, wenn er den Erwartungen entsprechen solle, die man von ihm hege. Er sehe und höre fortwährend das Elend der Grenzländer, könne aber nichts thun, weil ihm die Mittel fehlen, ein wohlgerüstetes, dem Feinde gewachsenes Heer ins Feld zu stellen. [105]) Auch konnte es bei solchen Verhältnissen von dieser Seite doch nicht zu entscheidendern Schlägen kommen. Der Krieg blieb hier zunächst auf kleinen Plänkeleien beschränkt, welche erst wieder einen ernstern Charakter bekamen, als der Friede mit Venedig vom Jahre 1479 Mohammed II. nach Norden hin mehr freie Hand ließ.

Dieser Friede gab in der That Ungarn ganz den Osmanen preis. König Matthias fühlte dies sehr wohl und führte über die treulose Politik der Venetianer die bittersten Klagen, namentlich bei den deutschen Fürsten, auf deren Beistand er nun doppelt zählte. Die Signorie habe ihren Frieden ohne alle Rücksicht, zum Nachtheile der ganzen Christenheit, unter den schmachvollsten Bedingungen geschlossen. Einen solchen hätte er, der König, längst unter weit vortheilhaftern Bedingungen erlangen können, wenn er dem ewigen Drängen Mohammed's hätte nachgeben wollen, ihm nur den Durchzug durch Ungarn zu gestatten. Er sei aber, als guter Christ, auf nichts eingegangen, in der Hoffnung, daß auch die andern Mächte bei gleichen Gesinnungen ebenso handeln würden. Nun stehe er allein, Ungarn werde verlorengehen und Mohammed seine Herrschaft über den ganzen Norden und Westen ausdehnen. [106])

Und dennoch gelang es König Matthias, auch ohne

die Hülfe des Kaisers, des Papstes und der Signorie, blos mit eigenen Mitteln den Osmanen vorerst noch erfolgreichen Widerstand zu leisten. Schon der Sieg bei Szasz-Varos in Siebenbürgen, im October 1479, verschaffte Ungarn auf längere Zeit Ruhe. Der bald darauf, im Jahre 1481, erfolgte Tod Sultan Mohammed's trug dazu auch das Seinige bei, obgleich die übertriebenen Hoffnungen, welche man in ganz Europa, namentlich zu Rom, an dieses Ereigniß und die darauf eintretenden Wirren im Innern des osmanischen Reiches knüpfte, von dem weiterblickenden König Matthias keineswegs getheilt wurden. Denn unter dem Wechsel von fortdauernden Feindseligkeiten nnd von Zeit zu Zeit erneuerten Waffenstillstandsverträgen blieb die Stellung der Osmanen zu Ungarn doch in der nächsten Zeit eine höchst drohende, wenn es ihnen auch, ungeachtet einiger namhaften Siege auf ungarischem Boden, noch nicht gelingen wollte, dort jetzt schon festen Fuß zu fassen.

Der im Jahre 1490 erfolgte Tod des Königs Matthias scheint zwar selbst den mehr zu Ruhe und Frieden als zu großen kriegerischen Unternehmungen geneigten Bajesid II. einen Augenblick mit dem Gedanken erfüllt zu haben, daß jetzt die Zeit gekommen sei, sich ganz Ungarns zu bemächtigen; allein nachdem mehre Jahre in alter Weise mit wechselndem Glück, aber ohne wesentlichen Gewinn für seine Waffen, an den Grenzen gekämpft worden war, hielt er es für klüger, mit König Wladislaus, bereits im Jahre 1495, wieder einen dreijährigen Waffenstillstand abzuschließen, dessen strenge Beobachtung, bei so mislichen Grenzverhältnissen, wie sie

nun einmal eingetreten waren, freilich nicht in seiner Macht stand.

Die entschiedene Haltung, welche hierauf König Wladislaus bei Gelegenheit der ersten Einfälle der Osmanen in Polen (1497) gegen die Pforte annahm, und das Waffenbündniß, welches im Jahre 1500 zwischen dem Papste, Ungarn und Venedig zu Rom zu Stande kam, schienen Bajesid so eingeschüchtert zu haben, daß er für jetzt gegen Ungarn nichts mehr zu unternehmen wagte und selbst wieder die Hand zum Frieden bot.

Dieser Friede, welcher, nach einigen glücklichen Waffenthaten des Johann Corvinus, im August des Jahres 1503, zum Abschluß kam, bildete zugleich mit dem fast gleichzeitigen venetianischen Frieden einen der bedeutendsten Marksteine auf der Bahn der Entwickelung der Verhältnisse der europäischen Staaten zu der Pforte und der dadurch bedingten orientalischen Frage. Man war damals allerdings in dem Wahne, daß durch ihn diese Verhältnisse eine dauernde Grundlage, eine sichere Bürgschaft für die Zukunft erhalten würden. Allein so günstig auch die Bedingungen waren, welche König Wladislaus für sich und die übrigen Mächte da erlangte: Ungarn war schon nicht mehr zu retten, und die Eroberung von Belgrad, womit Suleiman I. im Jahre 1521 seine Heldenlaufbahn begann, kann nur als das Signal zu jenen verhängnißvollen Ereignissen gelten, welche dieses unglückliche, bis dahin von der ganzen christlich-europäischen Welt verlassene Land im Laufe des 16. Jahrhunderts zur leichten Beute der Osmanen machten, und der orientalischen Frage, die nun schon so tief in alle Verhält=

nisse des europäischen Staatenlebens eingriff, einen ganz andern Charakter gaben, als sie in ihrer Kindheit gehabt hatte.

Weitere Andeutungen hierüber liegen außer dem Bereiche dieser Abhandlung. Sie wird ihren Zweck erfüllen, wenn sie dazu beitragen sollte, die Einsicht in Verhältnisse und Zustände zu erleichtern, welche die früheste Entwickelung der orientalischen Frage bedingten und folglich auch für ihre spätere Gestaltung, selbst bis auf unsere Tage herab, nicht ohne bedeutenden nachwirkenden Einfluß bleiben konnten. 107)

Berlin, im Juni 1854.

Anmerkungen.

1) Seadeddin, nach der Uebersetzung von Bratutti, Chronica dell' origine e progressi della casa ottomana (Wien 1694), I, 59: „...... concepi un ardentissimo desiderio di conquistar la Grecia, e pregava Iddio giorno e notte, che gli concedesse modo di poterlo fare."

2) Niceph. Gregoras, IX, c. 4; bonner Ausgabe, I, 534: „ἔχοντας δὲ μεϑ' ἑαυτῶν", heißt es da von den Osmanen, „καὶ τὴν γνώμην τῶν ἐν τοῖς Γαλάτου Λατίνων, κουφοτέρας σφίσιν εἶναι τὰς ἐλπίδας καὶ ἐς ἅλωσιν τῆς βασιλευούσης."

3) Kantakuzenos, III, c. 68; bonner Ausg. II, 420.

4) Seadeddin a. a. O., S. 59: „Se Iddio m'assisterà con la sua gratia", äußerte Suleiman bei dieser Gelegenheit gegen seinen Vater, „e gli auspicij paterni mi secondaranno, ho buona speranza d'effettuare quest' impresa, quantunque ardua e malagevole, *e di strappare col braccio della potenza la corona et il scetro reale dalla mano de' nemici.*"

5) Georg. Phrantzes, I, c. 12; bonner Ausg., S. 52: „ἡ γερουσία ἅπασα τῆσδε τῆς πόλεως ἀσμένως τοῦτον ἐδέξαντο, περὶ δὲ τοῦ βοηϑῆσαι αὐτῷ οὐκ ἦν φωνὴ καὶ οὐκ ἦν ἀκρόασις."

6) Phrantzes a. a. O. und Chalcon. I, 20 (Venedig 1729). Namentlich der Letztere spricht ausdrücklich von der langen Gefangenschaft des Kaisers zu Venedig.

7) „La quale", sagt Seadeddin S. 124 von Sofia, „sin dell' antichità è stata piazza dell' armi, et albergo de' sol-

dati; e per la grand' ammenità del sito, salubrità dell' aria e bontà dell' aqua, n' è simile al Paradiso."

8) Livre des faits du bon Messire Jean le Maingre, dit Bouciquaut, maréchal de France et gouverneur de Jennes, part. I, ch. 15. Buchon, Panthéon littéraire, III, 582 fg.

9) Chronique du Religieux de Saint-Denys, publiée par M. L. Bellaguet etc. (Paris 1840), lib. XVI, c. 17; t. II, 390. „Rex vero Franciae, ut victoriam audivit", heißt es da von der Schlacht bei Kassowa, „letatus est; et Deo gracias agens, die sequenti, ad ecclesiam Nostre Domine Parisiensis peregrinacionem faciens cum avunculis suis, regni quoque proceribus, ibidem missam solemnem de Spiritu Sancto jussit devotissime celebrare." Der unbekannte Verfasser dieser höchst schätzbaren Chronik, welcher über Alles, was in seiner Nähe vorging, sehr gut unterrichtet war, erzählt das Fernerliegende freilich nur nach den ihm zugekommenen Gerüchten, und verfällt dabei natürlich in die wunderlichsten Irrthümer. So namentlich auch hier in seiner Schilderung der Schlacht bei Kossowa, welche er zu einem glänzenden Siege des Königs von Ungarn macht, während er von dem Tode des Krals der Serbier, Lazarus, keine Silbe weiß. Die obige Ausgabe, welche den lateinischen Originaltext mit einer neuen französischen Uebersetzung zum ersten male gibt, gehört zu der Sammlung der „Collection de documents inédits sur l'histoire de France". Einige kritische Bemerkungen darüber finden sich in der „Bibliothèque de l'école des chartes", 3. Serie, Bd. 5, Januar u. Febr. 1854, S. 284 fg. Eine frühere französische Bearbeitung, keine Uebersetzung, sondern eine mit großer Willkür ausgeschmückte und verschlechterte Umschreibung, erschien bereits im 17. Jahrhundert unter dem Titel: „Histoire de Charles VI, Roy de France, par un autheur contemporain Religieux de l'Abbaye de Saint-Denys" etc. (Paris 1663, zwei Foliobände).

10) Chronique du Religieux de St.-Denys, lib. XVII, c. 3, t. II, p. 424. Die ergreifenden Schilderungen, welche da die ungarischen Gesandten von dem traurigen Zustande der Christen in den betreffenden Ländern machten, stimmten freilich mit den

Aussagen, welche Bouciquaut und seine Genossen kurz vorher namentlich von dem Charakter Bajesid's gemacht hatten, nicht ganz überein. Denn ihnen zufolge war er, wie derselbe Chronist sich wörtlich ausdrückt, „vir providus et discretus et juxta traditiones Turcorum superstitiosas timens Deum. Et quamvis nominis sui famam dilatare viribus affectaret, *tante tamen existebat humanitatis erga victos, quod eos minime perangariis adinventis exactionibus opprimebat, nec a solo proprio expellebat, dum tamen sibi vellent sub annuo tributo, quamquam modico, obedire.* Pacta inducialia et promissiones inviolabiliter servans et federatis revere suis sibi legibus sinebat uti.“ (Daselbst, lib. XII, c. 2; t. I, p. 708). Die Dinge verhielten sich aber doch etwas anders, wenn auch die ungarischen Gesandten begreiflicherweise die Farben etwas zu derb auftrugen.

11) Chroniques de Sir Jean Froissart, lib. VI, ch. 47. Buchon, Panthéon litt., III, 226.

12) Chronique etc., a. a. O., II, 428. „Si fut toute la France esmue de ceste chose“, meint Bouciquaut; S. 590: „Et pour les nobles seigneurs et barons qui y allaient, à peine estait chevalier ni escuyer qui puissance eust qui n'y desirast aller.“ Eine vollständige Liste aller Ritter, die an dem Zuge Theil nahmen, gibt Buchon in den Anmerkungen zu Froissart aus den Archiven zu Dijon, a. a. O., S. 229.

13) Alles sehr genau und über die damaligen Sitten des französischen Adels höchst belehrend: Chronique, lib. XVII, c. 23—29, t. II, p. 482—522. Von den Sittenpredigten der Kaplane meint er: „Sed id minime profuit, ac si asino surdo narrassent fabulam.“ Und von den unmäßig langen Schuhen heißt es: „Et unde plus hostes captivi mirabantur, semper calciamenta rostrata longitudinis duorum pedum et quandoque amplius differebant.“

14) Alles ausführlich bei Froissart, Bouciquaut und in den Chroniques. „Ideo“, heißt es in den letztern S. 564, in Betreff der Sendung Bajesid's, „per haec munera victoriam in Hungaria de christicolis habitam, judicio nuncii offerentis, ad memoriam reducebat.“

15) Der Chronist von St.-Denys, welcher das Original vor Augen hatte, theilt dieses Schreiben a. a. O., S. 558, vollständig mit. Es war in zwei Columnen, in der ersten griechisch, in der zweiten lateinisch, fein und zierlich auf Pergament geschrieben und mit rother Unterschrift versehen, aber ohne Siegel.

16) Am interessantesten sind auch über diese Gesandtschaft und ihre Erfolge, über welche die byzantinischen Geschichtsschreiber gänzliches Stillschweigen beobachten, die Mittheilungen des oft genannten Chronisten, welche auch durch einige Andeutungen Boucíquaut's (ch. 29, p. 601) bestätigt werden. „Imperatoriis perlectis litterris", erzählt der Chronist S. 562, „rex cum suis illustribus miratus est, reputans a seculis Francigenarum inauditum antiquos tocius orbis moderatores alias a tam remotis partibus subsidiarios evocasse ..... Peticionem tamen ducis (Aurelianensis) rex non credidit annuendam, *quoniam adhuc dolebat super recenti infortunio Francorum in Hungaria perpesso.* Ideo legatum remisit ad propria, promittens quod *alias auxilium imperatori libenter mitteret tempore magis apto.*"

17) Bouciquaut, a. a. O., S. 605. Chroniques, lib. XX, c. 2; t. II, p. 686: „In hiis insulis, ut dicebant, aromatice species habundabant, que multarum regionum christianitatis supplebant inopiam."

18) Man wird die sehr ausführliche, wenn auch etwas hochtrabende Erzählung Bouciquaut's über seinen damaligen Heerzug nach Konstantinopel und seine dortige Wirksamkeit immer mit großem Interesse lesen: Livre des faits etc., ch. 29—34, p. 601—607. Der Chronist von St.-Denys sagt aber in seiner trockenen Manier mit wenig Worten doch eigentlich besser, wie es damals wirklich um diese orientalischen Dinge stand: „Et quamvis (Boussicaudus)", meint er lib. XX, c. 3, p. 690, „ibi diu manens cum innumerabili multitudine Turcorum *fortunam belli expertus non fuerit,* eorum tamen invasiones repressit proposse et famis inediam fugavit, qua civitas importabiliter premebatur. Quis mirari non debeat tam famosam civitatem, nuper imperatorum alumpnam, tam diu imperiali titulo

insignitam, et formidabilem exteris nacionibus ad tantam ignaviam nostris seculis devenisse, *quod tantillo indiguerit auxilio?* — Plusque miror fide dignos postea retulisse quod marescallo recedente, cives in baratrum desperacionis devenissent, nisi validis precibus dominum de Castromorant cum centum viris armatis ad custodiam eorum reliquisset cet." — Die Zeiten, setzte er dann hinzu, seien freilich längst vorbei, wo noch das Sprüchwort gegolten habe, daß „ein Grieche drei Türken in die Flucht schlagen könne"; jetzt gelte im Gegentheil der umgekehrte Fall.

19) Chroniques, lib. XXI, c. 1, p. 754, wo sich über die Reise des Kaisers durch Frankreich — auch in allen übrigen Städten, die er berührte, wurde er auf Befehl des Königs mit militärischen Ehren empfangen — und seinen Einzug in Paris die interessantesten Notizen finden, verglichen mit Bouciquaut, S. 608.

20) Chroniques, S. 758: „Habitis eciam cum rege frequenter, tum seorsum, tum in cetu illustrium suorum familiaribus colloquiis vie causas apperit, imperii necessitates edocet et diligenter per interpretem exponit. *Quibus dictis aurem benignam rex accommodavit et desideriis optatum pollicitus est effectum.*"

21) Der Chronist von St.-Denys erzählt namentlich, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr aus England zugleich mit dem König einem feierlichen Gottesdienste im Dome zu St.-Denys beigewohnt habe, und fügt dann hinzu: „Id non credidi addidisse sine causa, cum nonnulli circumspecti et eminentis sciencie viri *inde scandalizati indignum dicerent Francos participare cum Grecis ab Ecclesia romana separatis.* Sed regem alii sic excusabant, quia ut ad ipsam redirent modis omnibus laborabat." Daselbst, S. 774.

22) Dukas, Cap. XIV, S. 56, bonner Ausg.: „καὶ πάντες οἱ ῥηγάδες καὶ δοῦκαι καὶ κόνδιτες ἐτίμων αὐτὸν καὶ ὡς ἡμίθεον δώροις ἠμείβοντο." — Vom Papst spricht vorzüglich Bouciquaut S. 608: „Si fut devers le sainct père, qui donna grand pardon à quiconque luy ferait bien."

23) „Que omnia", sagt der Chronist von St.-Denys über die von Herrn von Chasteaumorant überbrachte frohe Botschaft (l. XXIII, c. 10; t. III, p. 50), „principes Francie et barones libentissime audierunt, gaudentes *sic Christianitatis precipuum adversarium subactum.*" Dann macht er eine glänzende Schilderung von den dem Kaiser und seinen Leuten (usque ad puerum novissimum) bewilligten kostbaren Geschenken, und fügt wörtlich hinzu: „Tunc tamen rex iterum misericordia motus, de consilio suorum illustrium, *in favorem Christianorum in Constantinopoli residentium et qui tunc incessanter ab inimicis fidei turbabantur annuatim quatuor millia scutorum* ex erario regali solvendorum eidem imperatori concessit, donec ad uberiorem fortunam perveniret."

24) Seadeddin, a. a. O., S. 191: „Onde trasportandosi .... case e le famiglie a Costantinopoli vi posero in piedi una grandissima contrada."

25) Der merkwürdige Vertrag, wodurch Suleiman dem Kaiser diese bedeutenden Zugeständnisse machte, hat sich noch in einer altvenetianischen Bearbeitung erhalten, welche sich in dem in dem k. k. Hausarchive zu Wien aufbewahrten „Libro dei patti" befindet, woraus sie Hammer (Osman. Geschichte, II, 607) mitgetheilt hat. Die Aufhebung des Tributs wird darin ausdrücklich erwähnt.

26) „Egl' è", meint Seadeddin, a. a. O., S. 237, von Mohammed I., „stato vero restauratore dell' Imperio Ottomano, e vero fundatore della tranquillità e sicurezza de' Fedeli, e vero architetto della gran fabrica della dignità Cesarea."

27) „Il governo Veneto", sagt Sandi (Principj di storia civile della Republica di Venezia, part. II, vol. II, 594) in Betreff des Verhaltens der Signorie gegen die Osmanen, „cinto allora dalli pensieri d' Italia ben intese doverse coltivare la possibile legittima amistà *con quella barbara ma felice natione.*"

28) Dukas, K. 29, S. 197, bonner Ausg.: „ἀυτὸι δὲ οἱ Βενετικὸι ἀσπασίως, τὴν ἀγγελίαν δεξάμενοι συνέθεντο τοῦ φυ-

λάξαι καὶ θρέψαι καὶ εὐτυχῆσαι τὴν πόλιν καὶ εἰς δευτέραν Βενετίαν μετασχηματίσαι."

29) Wenigstens geben die Venetianer selbst diesen Grund mit an. Lepanto — sagt z. B. Marin Sanuto, Vite de' Duchi bei Murat. Scc., XXII, 837 — sei verkauft worden, „acciochè non venisse nelle mani del Turco." Und dann von dem Kaufvertrag über Salonichi (daselbst, S. 970): „È questo per non si poter defendere da' Turchi."

30) Laugier, Hist. de la républ. de Venise, V, 308. Auch in dem Vertrage zwischen dem Kaiser von Byzanz und Suleiman, den wir bereits erwähnt und welcher zugleich auch die Verhältnisse der Venetianer, Genueser, Rhodiser und überhaupt, wie es da heißt, „tutti i Franchi" zu dem osmanischen Reiche regeln sollte, ist von den der Signorie zugestandenen Vortheilen und Freiheiten ganz besonders die Rede. Hammer, Osman. Gesch., II, 609.

31) Dieser Bericht, eines der interessantesten Documente zur Geschichte der ältesten Beziehungen der Signorie von Venedig zur Pforte, findet sich vollständig bei Laugier a. a. O. S. 428—438. Er ist vom 2. Juni 1416 datirt. Die osmanischen Chronisten wissen dagegen von diesem Ereignisse begreiflicherweise gar nichts.

32) Dukas, c. XXIX, 199: „ὑμεῖς δὲ Λατῖνοι ὄντες καὶ ἀπὸ Ἰταλίας, τίς ἡ προσχώρησις τῶν ὧδε; μετανάστητε, εἰ βούλεσθε· εἶ δὲ μὴ, ἔρχομαι ταχύ."

33) Joannis Anagnostae de Thessalonicensi excidio narratio, in der bonner Ausgabe des Phrantzes, S. 481—528. Neben Dukas gibt diese äußerst interessante Schrift auch über das entsetzliche Regiment der Signorie zu Salonichi, wovon die venetianischen Geschichtschreiber natürlich nichts wissen, mit die besten Aufschlüsse.

34) Marin. Sanuto, a. a. O., S. 1008: „E questa terra è stata cagione di fare spendere à Veneziani ducati più di 700,000, e oltra di cio morti molti notabili uomini che erano ivi."

35) Dukas, c. XXX, 208, bonner Ausg. Die Anlage von Semendra, meinte Ischakbeg, könne dem osmanische Reiche nur Nachtheil bringen. „ἀρϑήτω οὖν ἀπ' ἀυτοῦ (dem Despoten von Serbien) καὶ ἕξομεν ἀυτὸ διάβασιν ἀπὸ Σερβίας εἰς Οὐγγαρίαν. . . . . . καὶ ἐπέκεινα 'Ιταλίας φϑάσομεν, ταπεινώσαντες τοὺς ἐχϑροὺς τῆς ἡμετέρας πίστεως."

36) Philippi Callimachi de rebus a Vladislao Polonorum et Hungarorum Rege gestis, lib. III, bei Schwandt., Scc. I, 455.

37) Päpstliche Bulle, bei Raynald. Annal. Eccles. Ed. Mansl. (Lucae 1752), IX, 281: „Cum — heißt es da unter Anderm — dudum illustris memoriae Sigismundus, Romanorum Imperator, dum ageret in humanis, saepius nobis instanter supplicaverit . . . . . fraternitati tuae praedicationis verbi ac vivificae crucis officium praesentium auctoritate committimus, tibi injungentes quatenus officium hujusmodi . . . . . solerter exercens, fideles prudenter omnes et singulos inducendo, ut *suscipientes cum reverentia signum crucis ipsumque suis cordibus et humeris affigentes ad reprimendum praefatorum Teucrorum et infidelium impetum viriliter se accingant.*"

38) Raynald., a. a. O., S. 412—416.

39) Kallimachus, a. a. O., S. 487, 488.

40) „Nec tutum erat", meinte der Kaiser nach Aeneas Sylvius, bei Katona, Hist. crit. regum Hung., VI, 233: „id bellum juvare, in quo rex Poloniae principatum teneret, qui post triumphum, sicut insolentes homines victoria facit, *adversus Austriam signa verteret.*"

41) Kallimachus (a. a. O., S. 488) schildert diese Kreuzfahrer als eine „ingens armatorum multitudo, quibus domos, conjuges, liberos, patriam, caeteraque humanae vitae, aut praesidia, aut ornamenta, propter ejusmodi militiam relinquere non consilium aut stipendium publicum, sed privata in deum pietas et studium Christiani nominis, simul tuendi, simul propagandi persuaserat. Quod genus militum cruce signatum, ex aliis quoque nationibus, ad famam religiosae expeditionis, ingenti numero confluxit."

42) Ein merkwürdiges Schreiben dieser Art, welches der Kaiser Joannes Paläologus noch im Juli 1444 an den König richtete und worin er Wunderdinge versprach, findet sich aus Dlugosz, bei Katona a. a. O., S. 318—324, ein echtes Muster des schwülstigen, pomphaften byzantinischen Curialstils.

43) Kallimachus, a. a. O., S. 505—507.

44) Papst Eugenius brachte sie um diese Zeit selbst in einem Schreiben an den Albaneserfürsten Arianites, den er gleichfalls seines dem Sultan geleisteten Eides entband, in eine noch bündigere Formel. Wie könne man sich denn durch einen solchen Eid für gebunden halten, meinte er, „cum absurdum sit, quod religiosa fidei observantia et juramentum, quod ad Dei honorem praestari debet, in fidei detrimentum et Dei offensionem redundet.“ Raynald., a. a. O., S. 430.

45) Dieses merkwürdige Actenstück befindet sich nach dem Originale vollständig bei Katona a. a. O., S. 325—330.

46) Raynald., a. a. O., S. 430.

47) „Circa vigesimam diem Septembris“, berichtet Dlugosz bei Katona a. a. O., S. 334, „castra a Szegedino movit, multis lacrimarum imbribus diebus superioribus amissis, *quod contra foedus et juramentum primarium Turcis praestitum cogebatur bellum gerere.*“

48) Von diesem Erdbeben und seinen verheerenden Wirkungen spricht namentlich Kallimachus a. a. O., S. 517. Nach ihm fand es statt: „paulo post dimissum conuentum, in quo decreta in Turcos secunda expeditio.“

49) So gleichfalls nach Kallimachus, a. a. O., S. 518.

50) „Proh dolor“, schrieb z. B. Karl VII. um diese Zeit an Hunyades, „bellum ingruens nos non sinit bellatores nostros alibi divertere. Quapropter non possumus vestris precibus super regni praefati (Ungarn) succursu pronunc intendere.“ Bei Katona a. a. O., S. 445 fg.

51) Hunyad's Briefe, wie sie von seinem Geheimschreiber Johannes de Zredna aufgezeichnet worden sind, mit den sehr schätzbaren Anmerkungen des Presbyter Paul von Iwanich, zu Anfang

des zweiten Theils von Schwandtner, Scc. rer. Hung., Brief 34 u. 35, S. 51, 52. In dem letztern, vom 17. September, heißt es z. B.: „Non levis causa est belli, quae ad perseverantiam stimulat. Toties insultarunt hostes, nunquam, nisi victi desinent. Nulla cum eis fida conditio pacis esse potest, utile est igitur instare perseveranter defungique curae."

52) Die betreffende päpstliche Bulle, vom April 1450, bei Raynald., a. a. O., S. 548. Das Uebrige ergibt sich aus Hunyad's Briefen (Brief 60—65, a. a. O., S. 81—87), zu welchen Iwanich sogleich bemerkt: „Sperabat, quod ex hujusmodi indulgentiis multae pecuniae conquirerentur pro defensione regni, *sed tamen paucae receptae sunt.*"

53) Manetto, Vit. Nicolai V., bei Muratori Scc., t. III, p. II, p. 924: „Eorum suffocatorum numerus ad ducentesimum paene pervenisse existimatur et creditur. . . . . Pontifex ergo ex hoc tanto et tam immenso ac paene tam incredibili hominum ad hoc jubilaeum accedentium numero, maximam ac fere infinitam argenti ac auri copiam, cum ob ingentium vectigalium multiplicationem, tum ob magnam cunctarum rerum ad victum necessariarum quotidianam consumtionem tum insuper ob generales uniuscujusque oblationes adeptus est."

54) Phrantzes, II, c. 13, p. 179, bonner Ausg.: „σχεδὸν γὰρ φοβοῦμαι μὴ καὶ χεῖρον σχίσμα γένηται· καὶ ἰδοὺ ἀπεκαλύφθημεν τοῖς ἀσεβέσι."

55) Die betreffenden päpstlichen Schreiben bei Raynald, a. a. O., S. 419 u. 564 fg.

56) Reusner, Orat. Turcicae (Leipzig 1596), II, 1—9.

57) Phrantzes, III, c. 1, p. 211.

58) Dukas, c. 36, S. 252—256, bonner Ausg.

59) Daselbst, c. 37, S. 264.

60) Wie sich Papst Nikolaus noch kurz vor dem Falle von Konstantinopel vergeblich abgemüht, um die übrigen Fürsten der Christenheit zu thätiger Hülfe zu bewegen, hat er selbst in seinem den Cardinälen vorgelegten Testamente ausführlich erzählt. Manetto, a. a. O., S. 953.

61) Aeneae Sylvii Epist., 162. Opp. (Basel 1551), S. 716.

62) Bei Raynald, IX, 616.

63) Aen. Sylv. Epist., 127, S. 656.

64) Der gelehrte Franciscus Philelphus rechnet ihm Das freilich nur zum Lobe an, indem er noch an seinen Nachfolger Calixtus III. schreibt: „Quid quod post urbis Constantinopolitanae captivitatem atque miseram illam et infortunatam depopulationem nuncios suos et negociatores clam misit per universam illam et Europam et Asiam, quae Turcis paret, ad conquirendos emendosque graecos codices, nulli neque labori parcens, neque impensae. Neque id negocii frustra susceptum est." Epist. lib. XIII, 1 (Venedig 1502), f. 92.

65) Raynald, a. a. O., zu den Jahren 1455 u. 1456.

66) Capistrano Epp., bei Katona, VI, 1102.

67) Hunyad. Ep., daselbst S. 1107.

68) Die betreffenden Schreiben finden sich unter den Briefen des Aeneas Sylvius: Epp. 338, 369, 371. Opp. p. 823, 837, 840.

69) Gobellini, Commentar. Pii II. (Frankfurt a. M. 1614), II, 58; III, 60.

70) Daselbst, S. 84.

71) Daselbst, S. 88. „Vanum esse dixerunt de Turcis cogitare, nisi res Gallicae et Anglicae componerentur ..... quaerendum domi pacem, tum de bello in exteros agendum."

72) Raynald, X, 276. Die damalige Haltung der Deutschen schildert Gobellin, V, 126, mit folgenden Worten: „Obduraverunt cuncti aures suas, verba ejus (Bessarionis) quasi fabulas exceperunt, nemo inventus est, qui suam operam religioni promitteret."

73) Die besten Aufschlüsse über diese trostlosen Thatsachen und die letzten Lebenstage Pius' II. geben die „Commentaria Jacobi Cardinalis Papiensis", bei der frankfurter Ausgabe des Gobellini v. J. 1614, p. 354 fg.

74) „Vidissetis eum, cum tanti mali factus est primum certior, in cubiculo flentem, in aula moestum, in consilio

sollicitum, in ecclesia supplicem, in quovis loco turbatum et anxium." So Aeneas in der zu Frankfurt gehaltenen Rede, unter seinen Briefen: Ep. 131, p. 679.

75) Päpstliches Schreiben bei Raynald, X, 83, 84.

76) Wir erlauben uns, für das Nähere und Ausführlichere über diese Punkte auf den soeben erschienenen zweiten Theil unserer „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa", die drei ersten Capitel des zweiten Buchs, zu verweisen.

77) Franciscus Philelphus, Epistolae, lib. VIII, fol. 55 fg. „Turcorum vires", heißt es da wörtlich fol. 58, „ita extenuatae sunt, ita fractae, *ut nullo pacto ambigendum sit de victoria,* quae eo certior est futura, quo ad debilitatem exercitus accedit imperatoris infirmitas." Und dann ferner fol. 59 v.: „Bellum tibi omne futurum est cum agrestibus incultisque hominibus, cum latronibus, cum fugitivis, cum vaenalibus abjectissimisque servis, qui dum neglectui contemptuique habentur, tamquam imbelles languidaeque pecudes, non mediocres tenebras, nostra culpa, christianae luci infuderunt."

78) Daselbst, fol. 58: „Num dubites integer atque ingens cum Turcorum reliquiis congredi, qui et ipsi cervi timidi fugacesque sunt et meticulosissimo duci parent eidemque stultissimo puero? — Is enim annos natus vixdum viginti arma nunquam tractavit, nec sani quicquam aut didicit aut audivit. Totus est in potu, totus in venere." Kein deutscher Professor hätte übrigens besser mit der Feder gegen diese „wilden Barbaren" zu Felde ziehen können, wie Philelphus in seinen Briefen thut, und wenn man in unsern Tagen wieder ganz dieselben Dinge in derselben Sprache hört und liest, wird man wahrhaftig versucht, an einen Philelphus redivivus zu glauben.

79) Daselbst, lib. XV, fol. 111 v.: „Scito igitur me percupere vehementer ex te audire, cur factum sit, ut cum jam pridem dedissem ad regiam majestatem longiorem illam vel epistolam vel orationem de agendo exercitu adversus Turcos et Sarrhacenos, nihil mihi unquam ea de re in hunc

diem neque a rege neque saltem a te ipso responsum esset." Der Brief ist datirt: Ex Mediolano quinto nonas Martias 1460.

80) Diese beiden sehr merkwürdigen Briefe an Luigi Foscarini und den Dogen Christoforo Moro befinden sich: Daselbst, lib. XIX, fol. 131 v. — 136 v., und lib. XXI, fol. 143—149. „Mahometus", heißt es z. B. in dem erstern Schreiben, „coepit Constantinopolim, fateor, urbem annis et pannis obsitam, longa aegrotatione languentem et omni vi roboreque exhaustam. Cui tamen ipsi adesse vos, ut par fuerat, si voluissetis, qui nunc tantus terror imminet, nullus esset. Nova enim Roma illa Constantinopolis si servata esset, quod facili vestra poterat minimaque impensa fieri, neque Triballi, quos nunc Servos nominant, neque Peloponenses sponte dediti issent ad Turcos."

81) Daselbst, lib. XII, fol. 83 v.: Joachimo Ambrosioque Theologis. — Uebrigens finden sich unter Philelphus' Briefen eine große Menge Empfehlungsschreiben für dergleichen vertriebene Griechen, namentlich an den Kanzler von Frankreich Guillaume Juvenal des Ursins, welcher ihnen beim König eine günstige Aufnahme sichern sollte.

82) Phrantzes, IV, c. 2, p. 326, bonner Ausg.

83) Gobellini, Comment. lib. XII, 335. „In aliis Graeciae regionibus", heißt es in Betreff des letzten Punktes ziemlich vag, „non deerunt Graeci nobiles, qui Turca ejecto tyrannidem occupent, quibusque necesse erit libertatem relinquere."

84) Raynald, X, 145.

85) Daselbst, S. 594, wo das am 20. October 1478 unterzeichnete Testament der letzten Königin von Bosnien gegeben wird, welche in Rom eine Freistätte gefunden hatte.

86) Gobellini, IV, 103, 104.

87) Aen. Sylvius, Epist. 396, Opp. p. 872—904.

88) Raynald, a. a. O., S. 392, 393.

89) Aen. Sylvius, Ep. 380, p. 851. Von dieser testament=

lichen Bestimmung des Herzogs spricht namentlich Mar. Sanuto, Vite de' Duchi, bei Murat. Scc., XXII, 1184.

90) Wir lernen diese Verhältnisse aus den geheimen Instructionen kennen, welche Franz I. seinem Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Cambray, Herrn von Boisy, ertheilte, und die erst ganz neuerdings bekannt geworden sind. Sie finden sich nämlich in dem noch ungedruckten Journale des Secretärs des Kanzlers Duprat, aus welchem zum ersten mal Auszüge gegeben werden: Négociations de la France dans le Levant etc., publiés pour la première fois par E. Charrière (Paris 1848), I, 22, Anm. 1. „La première ouverture", heißt es da, „sera sur le faict de Grèce, de la conquester à communs despens et partir par esgalles portions."

91) Diese Denkschrift Leo's X. wird gleichfalls zum ersten mal vollständig gegeben: Daselbst, S. 31—41.

92) Lettre de François I. à Leon X. (Amboise, 16 Déc. 1517). Daselbst, S. 41—46. „Quant à ce me semble que ceux, qui principallement auront aydé a faire la conqueste ..... devront estre preférez aux autres." Ueber die hier in Betracht kommenden Verhältnisse erlaube ich mir auf eine kleine Schrift von mir hinzuweisen, welche binnen kurzem erscheinen wird: „Drei Denkschriften über die orientalische Frage, von Papst Leo X., König Franz I. von Frankreich und Kaiser Maximilian I., aus den Jahren 1517 u. s. w." (Gotha 1854).

93) Philelphus, Epist., lib. VIII, fol. 59 v.

94) Gobellini, Comment., VII, 184. Raynald, a. a. O., S. 315.

95) Nach den höchst interessanten Briefen des Bischofs Antonio Campano an den Cardinal von Pavia, welcher sich in dem Gefolge des Cardinal-Legaten selbst mit in Regensburg befand. Epist. Cardinalis Papiensis, Ep. 375 u. 386, S. 718 fg.

96) Bernini, Memorie historiche di cio, che hanno operato li sommi pontifici nelle guerre contra i Turchi etc. (Rom 1685), S. 86.

97) J. Petrus, Arrivabenus Cardinali Papiensi, Ep. 425, S. 755.

98) Philelphus, Epist., lib. XIX, fol. 133 v.

99) Dieser Handelsvertrag, unterzeichnet am 18. April 1454, findet sich vollständig bei Mar. Sanuto, Vite de' Duchi, a. a. O., S. 1154—1158.

100) Diese sehr lange Rede des Capello, die sich in den venetianischen Quellen nicht findet, gibt Chalcond., lib. X, 291—294, pariser Ausgabe.

101) Philelphus, Epist., p. 131 v.

102) Paruta, Hist. Venet., VII, 602.

103) Rede des Papstes, gehalten zu Mantua. Opp., S. 904 fg.

104) Katona, Hist. crit. reg. Hung., XIV, 649 fg.

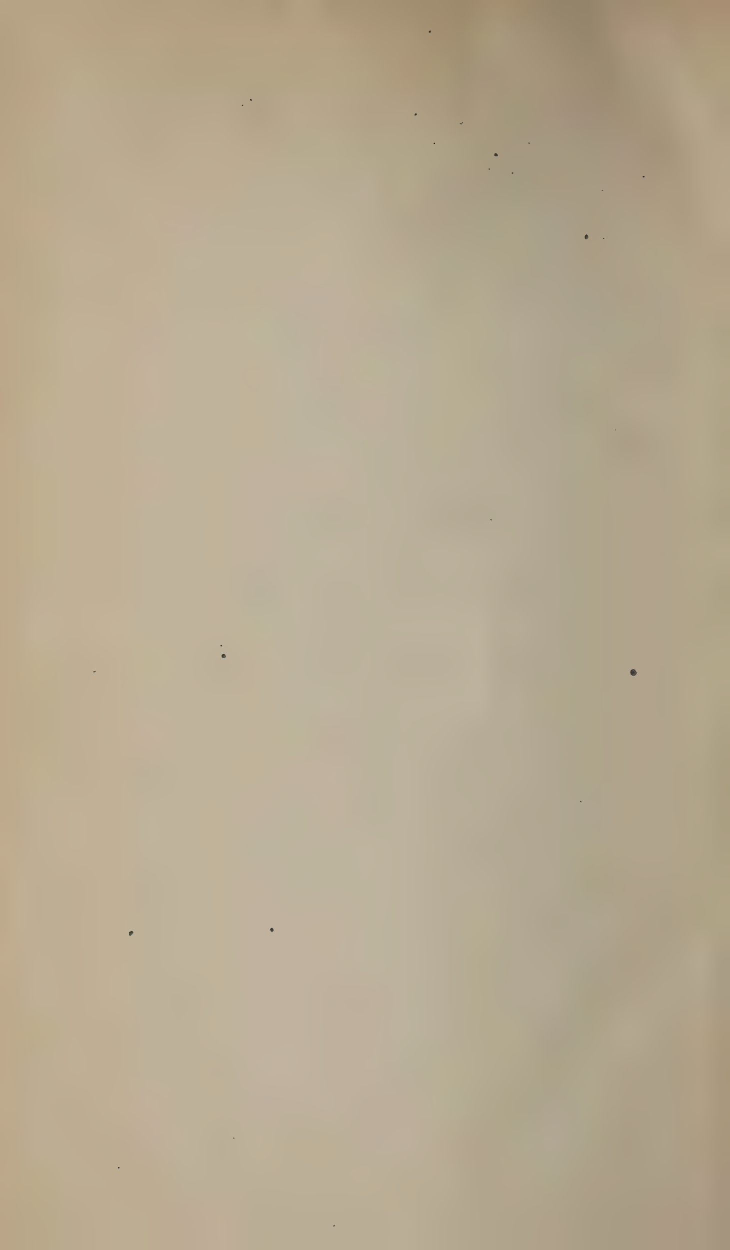
105) Philelphus, Epist., lib. XXIII, 157 v.

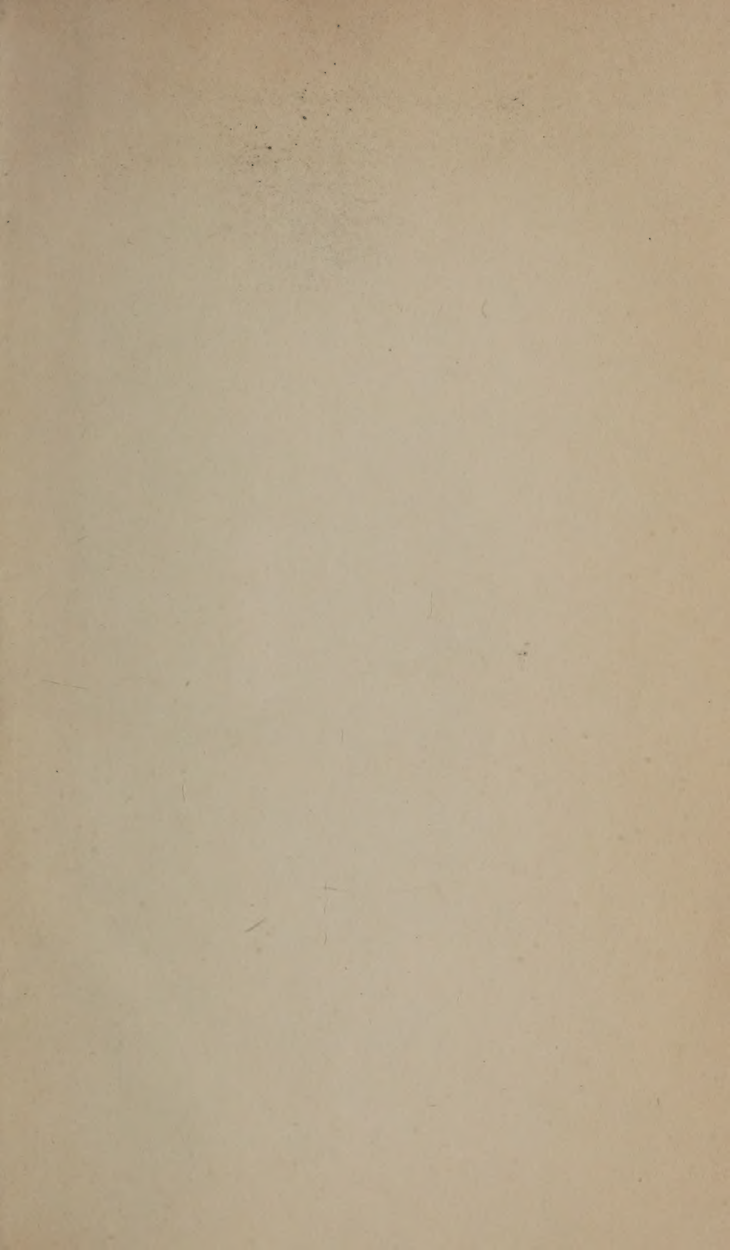
106) Katona, a. a. O., XVI, 293 fg.

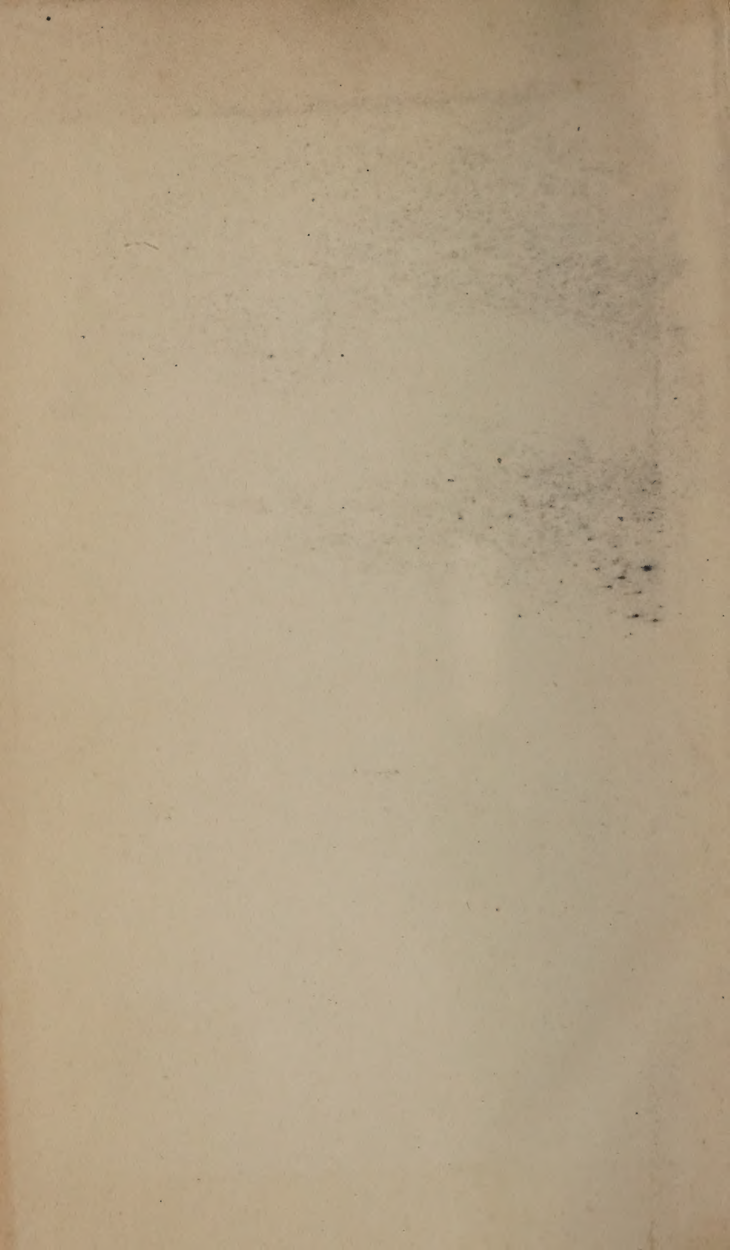
107) Ich bemerke schließlich, daß dieser Aufsatz zum größten Theile schon im Jahre 1853 geschrieben wurde, und erlaube mir zugleich auf den vor kurzem, aber später vollendeten und erschienenen zweiten Band meiner „Geschichte des osmanischen Reichs in Europa" zu verweisen, welcher auch für die Folgezeit weitere Ausführungen über Stand und Entwickelung der orientalischen Frage enthält.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










CoLibrì
COVER SYSTEM ®


8 032919 990075

